

UTB

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Birkhäuser Verlag Basel und Stuttgart

Wilhelm Fink Verlag München

Gustav Fischer Verlag Stuttgart

Francke Verlag München

Harper & Row New York

Paul Haupt Verlag Bern und Stuttgart

Dr. Alfred Hüthig Verlag Heidelberg

Leske Verlag + Budrich GmbH Opladen

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

C. F. Müller Juristischer Verlag – R. v. Decker's Verlag Heidelberg

Quelle & Meyer Heidelberg

Ernst Reinhardt Verlag München und Basel

K. G. Saur München · New York · London · Paris

F. K. Schattauer Verlag Stuttgart · New York

Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn · München · Wien · Zürich

Dr. Dietrich Steinkopff Verlag Darmstadt

Eugen Ulmer Verlag Stuttgart

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen und Zürich

✓
Moser · Wellmann · Wolf

Geschichte der deutschen Sprache

Band 1:

Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch

Von Norbert Richard Wolf

Quelle & Meyer Heidelberg

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Geschichte der deutschen Sprache / Moser;
Wellmann; Wolf. – Heidelberg: Quelle und
Meyer

NE: Moser, Hans [Hrsg.]

Bd. 1. Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch /
von Norbert Richard Wolf. – 1981.

(Uni-Taschenbücher; 1139

ISBN 3-494-02133-3

NE: Wolf, Norbert Richard [Bearb.]; GT

© Quelle & Meyer, Heidelberg 1981. Alle Rechte vorbehalten. Die Vervielfältigung und Übertragung auch einzelner Teile, Texte, Zeichnungen und Bilder, wenn sie auch lediglich der eigenen Unterrichtsgestaltung dienen, sind nach dem geltenden Urheberrecht nicht gestattet. Ausgenommen sind die in §§ 53, 54 URG ausdrücklich genannten Sonderfälle, wenn sie mit dem Verlag vorher vereinbart wurden. Im Einzelfall bleibt für die Nutzung fremden geistigen Eigentums die Forderung einer Gebühr vorbehalten. Das gilt für Fotokopie genauso wie für die Vervielfältigung durch alle anderen Verfahren einschließlich Speicherung und jede Übertragung auf Papier, Transparente, Matrizen, Filme, Bänder, Platten und sonstige Medien.

Printed in Germany.

Satz und Druck: Georg Appl, Wemding.

Umschlagentwurf: Alfred Krugmann, Stuttgart.

Gebunden bei der Buchbinderei Sigloch, Leonberg.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung (von Hans Moser/Hans Wellmann/Norbert Richard Wolf)	9
Vorwort zum ersten Band	14
I. Zur Vorgeschichte: Deutsch als indogermanische und germanische Sprache	17
II. Früh- und hochmittelalterliches Deutsch	29
A. Die Entwicklung des Phonemsystems im <u>Alt- und Mittel-</u> <u>hochdeutschen</u>	30
1. Die althochdeutsche Konsonantenverschiebung	30
2. Die althochdeutsche Vokalverschiebung	47
2.1. Monophthongierung	47
2.2. Diphthongierung	48
2.3. Beurteilung	49
3. Der Umlaut	52
3.1. <i>i-Umlaut</i>	53
3.2. <i>Der Diphthong /eu/</i>	57
4. Die Abschwächung der Nebensilbenvokale	59
5. Zusammenfassung und Ausblick	62
5.1. <i>Konsonantismus</i>	62
5.2. <i>Vokalismus</i>	63
5.3. <i>Hochdeutsch vs. Niederdeutsch</i>	64
B. Das Althochdeutsche	66
1. Voraussetzungen für die Verwendung und Entwicklung der Volks- sprache, Probleme einer Periodisierung	66
2. Das Problem »althochdeutsche «Sprache«	72
2.1. <i>Die überlieferten Varietäten</i>	72
2.2. <i>Das Entstehen eines volkssprachlichen Wir-Gefühls: das Wort deutsch (I. Teil)</i>	77
3. Entwicklungstendenzen im Sprachsystem	80
3.1. <i>Flexionsmorphologie: die Verbalperiphrase mit dem Partizip II</i>	80
3.2. <i>Zur Syntax</i>	85
3.2.1. <i>Vom synthetischen zum analytischen Sprachbau: Artikel und Subjctpronomen</i>	86

3.2.1.1.	Das Aufkommen des Artikels	87
3.2.1.2.	Das Subjektpronomen	92
3.2.1.3.	Folgen und Folgerungen	97
3.2.2.	Probleme hypotaktischer Strukturen	99
3.3.	<i>Ausbau des Wortschatzes durch Wortbildung</i>	103
3.3.1.	Möglichkeiten lexikalischer Transferenz	103
3.3.2.	Erweiterung der Wortbildungsmöglichkeiten: exemplarische Analysen	108
3.4.	<i>Zum Wortschatz</i>	116
3.4.1.	Die Ausgangslage	116
3.4.2.	Einflüsse anderer Sprachen	125
3.4.2.1.	Lehnwort und Lehnbedeutung	126
3.4.2.1.1.	Lehnwörter aus dem Lateinischen	126
3.4.2.1.2.	Lehnbedeutungen	131
3.4.2.2.	Angelsächsischer, irischer und gotischer Einfluß	136
3.4.2.2.1.	Angelsächsisches im Althochdeutschen	136
3.4.2.2.2.	Die süddeutsche Kirchensprache, die gotische und irische Mission	146
3.4.3.	Sprach-Bewegungen im Wortschatz	151
4.	Resümee	157
C.	<u>Das Mittelhochdeutsche</u>	159
1.	Rahmenbedingungen	159
1.1.	<i>Einige politische, soziale, kulturelle Grundlagen</i>	159
1.2.	<i>Quellentypen und Sprachverwendungsnormen</i>	163
2.	Die überlieferten Sprachvarietäten	169
2.1.	<i>Das Problem ›Gesprochenes Mittelhochdeutsch‹</i>	169
2.2.	<i>Diatopische und diastratische Aspekte des Mittelhochdeutschen</i>	173
2.3.	<i>Funktiolekte im Mittelhochdeutschen</i>	179
2.3.1.	Das Problem ›höfische Dichtersprache‹	179
2.3.1.1.	Das Veldeke-Problem	184
2.3.2.	Funktiolekte in Prosatexten	185
2.4.	<i>Das Entstehen eines volkssprachlichen Wir-Gefühls (II): Das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit und der Vielfalt</i>	194
2.5.	<i>Probleme der Periodisierung des Mittelhochdeutschen</i>	195
3.	Entwicklungstendenzen im Sprachsystem	197
3.1.	<i>Flexionsmorphologie</i>	197
3.1.1.	Umbau der Substantiv- und Verbflexion	197
3.1.2.	Ausbau der Verbalperiphrase: das Futur	203
3.2.	<i>Zur Syntax</i>	206
3.2.1.	Entwicklungen im Bereich der Adverbialsätze	206
3.2.2.	Bemerkungen zur Komplexität in Satz- und Textsyntax	212
3.3.	<i>Neue Wortbildungsmittel</i>	215
3.4.	<i>Ausbau des Wortschatzes zum Mittel stilistischer Differenzierung</i>	218

4. Resümee	228
Literaturverzeichnis	230
Wortregister	261
Sachregister	265

Einleitung

1. Fast 200 Jahre ist es her, daß W. JONES seine für die Entwicklung der historischen Sprachwissenschaft entscheidende Entdeckung machte (1786). In beinahe schon romantischem Stil schrieb er damals:

»Die Sanskritsprache, was immer ihr Alter sein mag, hat einen wunderbaren Bau; sie ist vollkommener als die griechische, reichhaltiger als das Lateinische und übertrifft beide an erlesener Verfeinerung. Und doch weist sie sowohl in den Verbalwurzeln wie auch in den grammatischen Formen zu beiden stärkere Affinität auf, als durch Zufall hätte entstehen können; diese ist so stark, daß kein Sprachforscher alle drei untersuchen kann, ohne zu dem Glauben zu kommen, daß diese Sprachen einer gemeinsamen Quelle entsprungen, die vielleicht nicht mehr existiert. Es besteht ein ähnlicher, wenn auch nicht so zwingender Grund zu der Annahme, daß auch das Gotische (d. h. das Germanische) und das Keltische ...derselben Herkunft sind wie das Sanskrit; und das Altpersische könnte man gleichfalls dieser Familie hinzufügen« (Arcus 128).

Die folgenden hundert Jahre sprachgeschichtlicher Forschungsarbeit, in denen zunächst F. BOPP sein Verfahren exakter ›Sprachvergleichung‹ entwickelte (1816), K. LACHMANN die Methode verlässlicher Textedition auf die entdeckten deutschen Handschriften anzuwenden lehrte und J. GRIMM nach den Vorarbeiten von R. RASK das Prinzip der sprachgeschichtlichen Ableitung nach den Regeln der 1. und 2. Lautverschiebung formulierte (1819), waren von dem Ziel bestimmt, die Zusammengehörigkeit und genealogische Entwicklung der entdeckten indogermanischen Sprachenfamilie zu erforschen und in ihren Einzelheiten zu beschreiben, auf dieser Grundlage eine gemeinsame indogermanische Grundsprache zu rekonstruieren und aus ihr das Germanische als Ureinheit der überlieferten germanischen Sprachen abzuleiten. Eine Geschichte der deutschen Sprache war in diesem Stadium eine germanische Sprachgeschichte, ihr Gegenstand in erster Linie die Veränderung der Laute und Formen, und ihre Erklärungsweise besonders von den sich rasch weiterentwickelnden Naturwissenschaften beeinflusst.

2. Seitdem dann H. PAUL den ›inneren‹ Bereich der Sprache so streng von ihrem ›äußeren‹ mit seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten im Kraftfeld gesellschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher Einwirkungen abgehoben hatte, wurde der Weg dazu frei, alte, in der ›vorwissenschaftlichen‹ Zeit etwa von Herder und Adelung aufgeworfene Fragen sprachsoziologischer Art auf einer anderen Kenntnisebene wieder aufzunehmen, und Sprachgeschichte fiel nicht mehr mit historischer Grammatik zusammen.

Dadurch, daß F. DE SAUSSURE die grundlegende Trennung des Sprachsystems (das wir freilich mit COSERIU als virtuelle Größe verstehen) von der Sprachverwendung vollzog (die wir heute viel stärker als DE SAUSSURE in ihrem Handlungsbezug sehen), erweiterten sich innerhalb weniger Jahrzehnte prinzipiell die Möglichkeiten der Gewichtung, Auswahl und Betrachtung der sprachgeschichtlichen Tatsachen. Und wir können F. SCHLEGEL, der seinerzeit selbst eine Darstellung von der Geschichte der germanischen Sprachen gab, folgen, wenn er sagt: »Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben, und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beides zu verbinden«.

Die Unterscheidung zwischen dem – virtuellen – Sprachsystem und den Sprach- und Sprachverwendungsnormen auf der einen Seite und zwischen dem individuellen und konventionellen Sprachgebrauch (»Ideolekt« und »Stil«) auf der andern hat die Möglichkeiten, einzelne Prozesse systematisch einzuordnen, erneut erweitert, die Entscheidung im Einzelfall aber auch erschwert, vor allem weil auch die »Existenzformen« gesprochener und geschriebener Sprache und die »Schreibhöhen« der Texte nach Mustern soziologischer Einordnung strenger voneinander geschieden werden.

Je differenzierter die Beschreibung der sprachgeschichtlichen Vorgänge werden konnte, desto weniger war es möglich, Modellvorstellungen wie »Stammbaum«, »Welle« oder »Entfaltung«, Gegensätze wie Mono- und Polygenese, kausal-mechanische und finale Begründung usw. zu verabsolutieren. Sie haben bei der Erklärung von Einzelphänomenen ihren Platz, werden in unserer Darstellung deshalb nicht in eigenen Abschnitten behandelt, da dies Aufgabe einer »Theorie« der Sprachgeschichte wäre (vgl. auch unten S. 11f.).

3. Gegenüber den methodischen und theoretischen Neuerungen und Differenzierungen der letzten Jahrzehnte fallen die Erweiterungen im Objektbereich der sprachhistorischen Analyse weniger ins Gewicht. Im Bereich der Literatur hat die rege Erschließung der Quellen in den letzten hundert Jahren kaum noch neue Denkmäler zutage gefördert, die unsere Kenntnis von der Geschichte der deutschen Sprache hätten verändern können. In der nichtfiktionalen Literatur freilich kommen andauernd neue Texte ans Licht, aber auch unter ihnen finden sich wenige, die unser Bild von sprachgeschichtlichen Abläufen, d. h. von der Geschichte des Sprach-Systems, nachhaltig verändert haben.

4. Wenn zu den »älteren« Standardwerken (v. a. von HIRT, BEHAGHEL und BACH) eine ganze Reihe neuerer Gesamtdarstellungen hinzugekommen ist, dann weniger aus Anlaß neuer Quellenfunde, sondern eher auf Anregung neuer Erkenntnisse, wie besonders bei den nach dem zweiten Weltkrieg erschienenen Werken, und neuer sprachtheoretischer Differenzierungen, wie in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre, aber

auch, um in der Sprachgeschichtsschreibung ein bestimmtes Geschichtsbild zu vermitteln (so fast überdeutlich bei J. SCHILDT). Die Art des vermittelten Geschichtsbilds hat auch ihren Anteil daran, daß die seit über 15 Jahren nicht mehr veränderte Darstellung A. BACHS inzwischen veraltet ist. Der Einladung des Verlages Quelle & Meyer, seine Tradition fortzuführen, sind wir um der Bedeutung dieser Sprachgeschichte willen gefolgt, allerdings nur zögernd und mit bangen Bedenken, besonders als sich herausstellte, daß eine Bearbeitung nur schwer durchzuführen war. Die gewählte Dreigliederung und Aufgabenteilung hat zwar vorwiegend praktische Gründe, ist aber ohne Zweifel auch vom Gegenstand her zu rechtfertigen. Sie richtete sich nach den Interessen- und Forschungsschwerpunkten der Bearbeiter und dem Stand ihrer Arbeiten.

Über die gewählten Einteilungsgrenzen kann man sehr unterschiedlicher Meinung sein. Von den sprachsystembildenden Veränderungen nach der »Übergangszeit« (W. BETZ) der germanischen Völkerwanderung her erschien es uns als sinnvoll, die früh- und hochmittelalterlichen Sprachveränderungen in einem ersten Band zusammenzufassen und um 1350 zu begrenzen. Die Ansätze der künftigen Entwicklung sind zwar eindeutig bereits seit der Mitte des 13. Jahrhunderts faßbar. Die großen Verschiebungen in der geographischen und soziologischen Geltung des Deutschen insgesamt und in den Schwerpunkten der Schriftsprachentwicklung sowie der damit verbundenen Lautveränderungen treten aber erst im 14. Jahrhundert ins allgemeine Bewußtsein.

Der 2. Band behandelt das seit W. SCHERER als »frühneuhochdeutsch« bezeichnete und inzwischen als Einheit erkannte Sprachstadium, das sich mit einem Einschnitt um 1500 in zwei Abschnitte gliedert. Die Geschichte des Neuhochdeutschen zeigt dann ansatzweise im ausgehenden 17., deutlich im 18. Jh. in dem umschließenden (s. u. S. 12) Bereich der Wort-, Satz- und Textbildung und des Wortgebrauchs eine neue Qualität der Sprache, einen stark veränderten Sprachgebrauch und eine insbesondere soziologisch und funktional veränderte Geltung. Erste Zeugen dieser Veränderung sind schon Bödiker und Leibnitz; ausführlicher besprochen wird sie bei Gottsched und Adelung. Diese Entwicklungen im mittleren und späteren Neuhochdeutsch behandelt der 3. Band. Er schließt mit einem Kapitel, das die schon erkennbaren Konturen einer neuen Sprachqualität in der »Gegenwartssprache« nach 1945 behandelt.

5. Die Veränderungen unserer Sprache in den Stadien der hier erfaßten 1200 Jahre sind in ihren Erscheinungsformen so vielgestaltig, in ihren Wirkungszusammenhängen so mannigfach und von so vielerlei Bedingungen und Voraussetzungen abhängig, daß es uns als verfrüht erscheinen würde, sie von vornherein nach Art einer »Sprachgeschichts-

theorie abzuhandeln und zu katalogisieren. Die Antworten auf sprachtheoretische Fragen soll die Darstellung von Fall zu Fall selbst geben, am Beispiel der beschriebenen Veränderungen. Zu ihrer Behandlung haben wir uns bemüht, schon in der – möglichst anschaulichen – Darstellung der sprachlichen Sachverhalte theorieoffen zu bleiben und die von der Forschungsliteratur vorgelegten Erklärungen miteinzubeziehen, soweit sie uns nicht im Widerspruch zu den beobachteten Tatsachen zu stehen schienen.

Die deutsche Schriftsprache (im weiteren Sinn) ist der erste und eigentliche Gegenstand der Darstellung. In ihrem Kernbereich ist diese Sprache »Einheit im Gerüst, in den Lauten, auch Buchstaben, in den Formen, ein geschichtlich gewordenes, in sich geschlossenes lautliches und flexivisches Gefüge« (TH. FRINGS). Diese Feststellung gilt – mutatis mutandis – auch für das mittelalterliche Deutsch. Wir besitzen von diesen wie auch den nachfolgenden Epochen nur schriftliche Denkmäler, die aber zugleich Zeugnis sind, daß mit dem Einsetzen einer Schriftlichkeit – fast möchte man sagen: notwendigerweise – Vereinheitlichungstendenzen wirksam werden. Gleichwohl muß festgehalten werden, daß es im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen »nur bei der Vorform einer Schriftsprache geblieben [ist], da es an einer festen politischen Einheit mangelte« (B. SCHREYER-MÜHLPFORDT). Aber von Anfang an muß die Darstellung auch die Frage zu beantworten suchen, »was haben diejenigen, welche diese Schriftsprache geschaffen haben, woraus weshalb ausgewählt« (H. STOPP). Dieses »Zentrum« der Schriftsprache umschließt ein zweiter, nicht weniger wichtiger Veränderungsbereich der Wortbildung, des Satzbaus und des Wortgebrauchs, der gleichfalls von systeminternen Regularitäten gesteuert wird, der aber zugleich in ganz anderem Umfang von unsystematischen, nicht vorhersagbaren sprachexternen Faktoren beeinflusst wird – ein offenerer und variablerer Bereich, in der dem Mitteilungswillen einzelner Autoren und auch Sprachgruppen mit ihren vielfältigen Darstellungs-, Ausdrucks- und Appellabsichten (nach K. BÜHLERS Sprachtheorie) viel Spielraum und damit auch viele divergente Einflußmöglichkeiten bleiben.

Die Geschichte der gesprochenen Sprache spielt in der Darstellung insofern immer eine Rolle, als Funktionsteilung und soziale Bedeutung der Erscheinungsformen der Sprache (gesprochen/geschrieben/gedruckt) für jede Epoche der Entwicklung neu bestimmt werden müssen, wenn die sprachpragmatische Stellung der geschriebenen Varietät des Deutschen richtig eingeschätzt werden soll. Dabei darf nicht übersehen werden, daß auch die geschriebene Varietät – für den Gegenwartssprachensprecher eine Selbstverständlichkeit – mehrere Aufgaben zu erfüllen hat. Sprachgeschichte ist, so gesehen, immer auch eine Geschichte der (an Zahl wachsenden) Funktionalstile. Die Strukturen der gesprochenen

Sprache können, das bringt auf weiten Strecken auch die Überlieferungslage mit sich, hauptsächlich nur als Quelle der Schriftsprache und als Veränderungsbereich ihrer Varietäten berücksichtigt werden. Eine zweite Quelle, der ebenfalls besondere Beachtung geschenkt wird, sind die Inventare der alten Sprachen und der neuen Sprachen der Nachbarvölker, mit denen die deutsche Schriftsprache im Laufe ihrer Geschichte in Kontakt, Wechselwirkung und auch Austausch getreten ist. Darüber aber sollen nicht die Neuerungen und Veränderungen vergessen werden, die aus dem Eigeninventar der Schriftsprache schöpferisch weiterentwickelt werden, nicht nur durch Wortbildung und Textkonstitution –, wo gleichwohl auch mancherlei Interferenzen mit der gesprochenen Sprache und mit Fremdsprachen ins Spiel kommen –, sondern auch im »zentralen Bereich« bei den Buchstaben (etwa in der Ausbildung der Umlautschreibungen), Lauten (vgl. die Affrikaten) und Formen (etwa in der Ausbildung des Artikelsystems).

Insgesamt kann gesagt werden, daß wir diese Geschichte der deutschen Sprache ebenso wie A. BACH als die »Zusammenfassung der Ergebnisse der verschiedenen unter geschichtlichen Gesichtspunkten bearbeiteten Einzelfelder der Wissenschaft von der deutschen Sprache« verstehen und als den »Versuch einer Deutung der Gesamtentwicklung nach den in ihr wirksamen Kräften«.

Hans Moser, Hans Wellmann, Norbert Richard Wolf

Vorwort zum ersten Band

Der Versuch, den Wissensstand auch über das Alt- und Mittelhochdeutsche zusammenzufassen, stößt sehr schnell auf große Schwierigkeiten. Zwar sind, wie es scheinen mag, diese beiden Epochen sehr gut erforscht, doch hat sich die Forschungstätigkeit sehr gerne auf bestimmte Gegenstände und Fragestellungen konzentriert. Insofern muß der Versuch einer Synthese immer auch den Forschungsstand widerspiegeln und gleichzeitig Forschungslücken offenbar werden lassen. Mit anderen Worten: Die Schwerpunkte der nachfolgenden Darstellung resultieren zu einem wesentlichen Teil aus dem Forschungsstand. So nimmt die Darstellung der ›Lautgeschichte‹ großen Raum ein, nicht zuletzt deshalb, weil gerade ein Phänomen wie die ›althochdeutsche Laut-/Konsonantenverschiebung‹ zu den meistbearbeiteten und mestdiskutierten Bereichen der germanistischen Sprachwissenschaft gehört. In der Forschungsgeschichte dazu spiegelt sich geradezu die Entwicklung der Linguistik, und heute noch, so scheint es, hat WISSMANN'S [604] Dictum aus dem Jahre 1939 Gültigkeit: »Vielleicht gehört die Lautverschiebung zu den unlösbaren Problemen, mit denen sich jede Generation von neuem auseinanderzusetzen hat, und deren Auffassungen kennzeichnend für die Geisteshaltung der Zeit sind« (S. 1). Allein schon deshalb, vor allem aber aus sachlichen Gründen (darüber s. auch u. S. 30) empfahl es sich, die Entwicklung des Phoneminventars im früh- und hochmittelalterlichen Deutsch vor den eigentlichen Epochen zu behandeln. Ich glaube, daß dadurch die Charakterisierung der beiden sprachgeschichtlichen Epochen leichter fällt. Und es bleibt die Frage offen, ob es nicht überhaupt günstiger wäre, die Entwicklung des Sprachsystems vorweg in einem zu beschreiben, wie dies jüngst SONDEREGGER [536] in seinem imponierenden Versuch vorgeführt hat.

Auch bei der Behandlung des Wortschatzes, um ein weiteres Beispiel anzuführen, zeigen sich die jeweils verschiedenen Interessenlagen: Während wir für das Althochdeutsche eine Fülle an Literatur besitzen, die Entwicklungstendenzen aufweist, fehlt Derartiges für das Mittelhochdeutsche weitgehend (vgl. auch unten S. 218). Doch kommen solche Interessenschwerpunkte zumeist auch aus der Eigenart der jeweiligen Epoche. Und hier wird eine Parallele zur Geschichte des Neuhochdeutschen deutlich: Althochdeutsch (wie das Frühneuhochdeutsche) ist, um es auf eine überspitzte Formel zu bringen, primär eine Periode der Systemgeschichte. Im Mittelhochdeutschen (wie im Neuhochdeutschen) setzen sich die Tendenzen der vorangegangenen Periode fort, zugleich entwickeln sich aufgrund neuer systematischer Möglichkeiten die stilisti-

schen Mittel. So gesehen, wirken sich die Lücken im Forschungsstand für den Versuch einer Gesamtdarstellung nicht immer allzu gravierend aus, denn »in der Sprachgeschichte kann man jung bleiben, mit kühnem Blick für die großen entscheidenden Linien, die es für ein Gesamtbild zu begreifen gilt« (SONDEREGGER [537] S. 46). Insofern bleibt jeder Versuch einer Sprachgeschichte auch ein persönlich gefärbtes Unterfangen.

Das Hauptinteresse der vorliegenden Darstellung gilt der Sprach-Geschichte. Deshalb wird die Vorgeschichte nur in einem einleitenden »Essay«, ganz ohne Auseinandersetzung mit Forschungsmeinungen, dargestellt, wobei die Punkte ausgewählt werden, die für die Geschichte des Deutschen von Belang sind.

Die Darstellung des Hauptteils hingegen (Abschn. II) will nicht nur Resultate vermitteln, was bei einem Forschungsstand, der für zahlreiche Fragen kaum allgemein akzeptierte Antworten zur Verfügung hat, auch nicht möglich ist. Wenngleich eigene Stellungnahmen nicht gescheut werden, sollen auch alternative Lösungsversuche dargeboten und diskutiert werden, nicht zuletzt aus der Erkenntnis heraus, daß ein großer Teil des wissenschaftlichen Fortschritts aus konkurrierenden Konzeptionen resultiert. Die Expansion linguistischer Theorien und Methoden hat auch vor der Sprachgeschichte nicht Halt gemacht. Da aber eine Analyse, Beschreibung und Erklärung sprachlicher Phänomene ohne zugrunde liegende Konzeption nicht möglich ist, muß sich die Entwicklung der Linguistik auch auf diese Darstellung auswirken, wenngleich sie sich bemüht, eine allzu starke terminologische ‚Verfremdung‘ zu vermeiden. Andererseits bietet vor allem die ‚Systemlinguistik‘ einen theoretisch und methodisch fundierten Beschreibungsapparat, der einerseits einen sicheren Zugriff erlaubt und andererseits dem Leser sehr schnell die bestimmende Konzeption deutlich macht, ohne daß diese expressis verbis dargetan werden müßte.

A. BACHS Sprachgeschichte hat neben der geradezu »klassischen« Darstellung noch das Verdienst, bibliographisches Handbuch zu sein. Der bibliographische Reichtum soll auch in dieser Darstellung erhalten bleiben, wenngleich mit Einschränkungen: Um Platz zu sparen und den Lesefluß nicht allzu sehr zu behindern, wird, wo möglich, auf Zusammenstellungen von wissenschaftlicher Literatur verwiesen. Außerdem kann eine Sprachgeschichte keine Bibliographie ersetzen. Es werden Literaturhinweise nur zu den Sachverhalten gegeben, die auch behandelt werden. Wenn ich mich nicht auf diese Weise beschränkt hätte, wäre die Bibliographie ins Überproportionierte angewachsen. Eine umfassende Bibliographie zur deutschen Sprachgeschichte bleibt ein Desiderat.

Noch einige technische Hinweise: Die Zahlen in eckigen Klammern nach den Autorennamen beziehen sich auf das Literaturverzeichnis

S. 230ff. Die verwendeten Abkürzungen und Symbole sind die in der germanistischen Sprachwissenschaft seit längerem üblichen. Die Zitate aus den mittelalterlichen Texten stammen, sofern nicht anders angegeben, aus den maßgebenden Ausgaben. Das Manuskript wurde Ende April 1981 abgeschlossen, danach erschienene Literatur konnte nicht mehr berücksichtigt werden.

Mannigfaltig ist der Dank, den ich abzustatten habe: Für zahlreiche Gespräche, Hinweise und Materialien bin ich meinen Würzburger Kollegen K. RUH, G. NEUMANN, D. HUSCHENBETT und G. STEER verpflichtet. Ohne die Mithilfe meiner Mitarbeiter am Institut für deutsche Philologie hätte ich die Arbeit in der mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht bewältigen können: es sind dies die Damen B. SCHMITT, E. FINKBEINER, B. HEBERLEIN, U. MANZICK, M. SÁNCHEZ-PÖHM, B. STOLL sowie die Herren R. BLANK, M. HEBERLEIN und T. HENN. Herr W. WEGSTEIN war stets ein freundlich-kritischer Gesprächspartner und darüber hinaus maßgeblich an der Erstellung der Register und am Lesen der Korrekturen beteiligt. Ich danke dem Verlag Quelle & Meyer, insbesondere Herrn Dr. W. KISSLING für sein geduldiges Zuwarten und seine stete Aufmunterung. Der kundige Leser wird, so hoffe ich, sehr schnell merken, daß die vorliegende Arbeit sehr wesentlich meinem Innsbrucker Lehrer J. ERBEN verpflichtet ist; ihm danke ich auch an dieser Stelle für manche Anregungen, die er seinen Schülern in Lehrveranstaltungen und persönlichen Gesprächen gegeben hat; viele davon sind in dieses Buch eingeflossen, doch ist es heute nicht mehr möglich, sie im einzelnen zu kennzeichnen. Ich kann abschließend nur noch feststellen, daß diese Sprachgeschichte ohne meine Jahre in Innsbruck und ohne die spezifische Atmosphäre in Würzburg nicht, zumindest nicht in dieser Form hätte entstehen können.

Würzburg, den 30. April 1981

Norbert Richard Wolf

I. Zur Vorgeschichte: Deutsch als indogermanische und germanische Sprache

»Daß unser Deutsch eine indogermanische Sprache ist, erscheint auf den ersten Blick als eine selbstverständliche Tatsache, die nicht erst besonders erörtert zu werden braucht. Lernen wir doch schon in der Schule, daß unsere Muttersprache ein Teil der germanischen Spracheinheit ist, die ihrerseits wiederum eine Verzweigung des indogermanischen Sprachstammes darstellt« (KRAUSE [272] S. 7).

Die deutsche Sprache ist somit Teil einer großen Sprachfamilie, einer Gruppe von Sprachen, die wegen ihrer genetischen Verwandtschaft zusammengefaßt werden. Der Terminus ›Indogermanisch‹ ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts geprägt worden. »Er sollte die Gesamtheit der Sprachfamilie durch die Angabe des äußersten östlichen und – nach dem damaligen Stand der Kenntnisse – des äußersten westlichen Zweiges bezeichnen« (JÄGER [223] S. 61). ›Genetische Verwandtschaft‹ deutet an, daß die einzelnen Sprachen, die einzelnen Mitglieder der ›Sprachfamilie‹ auf eine gemeinsame Grundsprache, das Indogermanische oder Indoeuropäische, zurückzuführen sind. Wie diese Grundsprache ›ausgesehen‹ hat, kann nicht festgestellt werden, da sie nur mit den Mitteln der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion erforscht werden kann. Selbst die Frage, ob es eine einheitliche Grundsprache überhaupt gegeben hat, ist nicht mit letzter Sicherheit zu beantworten. Man kann allerdings annehmen, daß das ›Indogermanische‹ »einmal eine Realität gewesen sein muß« (MEID [330] S. 204), eine »Gesamtheit von Stammesdialekten, die gemeinsame Veränderungen erfahren und untereinander mit nichtverwandten Sprachen in Wechselbeziehung gestanden haben« (N. S. TRUBETZKOY, zit. nach JÄGER [223] S. 70). Es handelt sich demnach beim ›Indogermanischen‹ nicht bloß um ein Rekonstrukt, sondern um »eine tatsächlich vorhanden gewesene Sprache, die mehr oder weniger einheitlich war und zum Ausgangspunkt für die heutigen indoeuropäischen Sprachen wurde« (JÄGER ebd.).

Greifbar ist uns das Indogermanische in seinen ›Tochtersprachen‹, die untereinander, wie schon angedeutet, in unterschiedlichem Grade verwandt sind. Aufgrund ihres Verwandtschaftsgrades werden die Einzelsprachen zu ›Sprachzweigen‹ zusammengefaßt: Indisch, Iranisch, Tocharisch, Armenisch, Phrygisch, Thrakisch, Hethitisch, Griechisch, Illyrisch, Albanisch, Italisch, Keltisch, Germanisch, Baltisch, Slawisch (nach KRAHE [266] S. 24 ff., ähnlich JÄGER [223] S. 63 ff., etwas anders gliedert SZEMERÉNYI [551] S. 10 ff.).

Die Verwandtschaft der indogermanischen (oder auch ›indoeuropäi-

schen) Sprachen äußert sich vor allem in Flexionsformen und in lexikalischen Gleichungen, z. B.

(1) Flexionsformen (nach KRAHE [264] S. 9 und [266] S. 37):

altindisch	griechisch (dorisch)	lateinisch	gotisch	altslawisch
<i>ás-ti</i>	ἔσ-τί	<i>es-t</i>	<i>is-t</i>	<i>jes-tь</i>
<i>s-ánti</i>	ἐντί	<i>s-unt</i>	<i>s-ind</i>	<i>s-qtь</i>
<i>bhár-ā-mas</i>	φῆρ-ο-μες	<i>fer-i-mus</i>	<i>bair-a-m</i>	<i>ber-e-mь</i>
<i>bhár-a-nti</i>	+φῆρ-ο-ντι	<i>fer-u-nt</i>	<i>bair-a-nd</i>	<i>ber-qtь</i>

(2) Wortgleichungen (nach JÄGER [223] S. 62):

altindisch	griechisch	lateinisch	gotisch	altslawisch
<i>dvau</i>	δύο	<i>duo</i>	<i>twai</i>	<i>dьva</i>
<i>saptá</i>	ἑπτά	<i>septem</i>	<i>sibun</i>	<i>sedmь</i>
<i>mātár-</i>	μήτηρ	<i>mater</i>	–	<i>materь</i> (Akk.)
<i>pitár-</i>	πατήρ	<i>pater</i>	<i>fadar</i>	

Zu den besonderen Schriftzeichen der altslawischen Beispiele: ь bezeichnet ein kurzes *i*, ъ einen dumpfen Murmelvokal und ѓ ein nasaliertes *o*.

Die Indogermanistik unterscheidet zeitlich »Früh-, Mittel- und Spätindogermanisch und räumlich bei Spätindogermanisch einen östlichen und westlichen Typ« (MEID [330] S. 212). Die letzte Phase ist also »bereits ein dialektisch differenziertes Indogermanisch, aus dem womöglich einzelne Segmente schon ausgegliedert sind« (ebd.). Wir können uns somit vorstellen, daß die einzelnen »Sprachzweige« des Indogermanischen »Dialekte« der spätindogermanischen Grundsprache sind, die sich von ihrem Ursprung immer weiter wegentwickelten. Das Germanische, das ein Zweig des Westindogermanischen ist, wäre demnach wiederum eine Grundsprache, aus der sich dann die einzelnen Tochtersprachen ableiten.

Auch hier zeigen sich Parallelen zur Entwicklung des Indogermanischen: Einer früh- bzw. urgermanischen Phase folgen eine mittel- bzw. gemeingermanische Phase sowie eine Phase der dialektalen Aufspaltung (Spätgermanisch). Wir sind in der Lage, »die gemeingermanische Stufe auf Grund des Materials der historischen altgermanischen Dialekte als Grundsprache für die germanischen Einzelsprachen [zu] rekonstruieren. Das Urganische als früheste rekonstruierte Stufe des Germanischen wird meist nicht nur aus dem Gemeingermanischen, auch in »umgekehrter Rekonstruktion« im rückblickenden Vergleich mit dem rekonstruierten Indogermanischen erfaßt« (PENZL [400] S. 35). Das Urganische

sche und das Gemeingermanische sind ebensowenig Fiktion wie das Indogermanische, sondern vielmehr Realität. Wenngleich sich über die Urheimat der Indogermanen kaum gesicherte Aussagen machen lassen, nimmt man heute für die Germanen als Ausgangsgebiet »den westlichen Ostseeraum« (HUTTERER [222] S. 45), also eine »Urheimat im südlichen Skandinavien und in der Gegend um die Ostsee« an (PENZL [399] S. 147). Über die Ausgliederung der germanischen Einzelsprachen s. u. S. 25.

Das Germanische insgesamt ist durch eine Reihe von sprachlichen Neuerungen vom Indogermanischen geschieden. Die strukturell wichtigsten sind:

(1) Die germanische Konsonantenverschiebung (zur Terminologie s. u. S. 31). Sie betrifft die indogermanischen Verschußlaute (nach PENZL [400] S. 51):

Indogermanisch		Urgermanisch	
Verschußlaute stimmhaft	<i>b d g</i>	Verschußlaute stimmlos	<i>p t k</i>
stimmlos	<i>p t k</i>	Reibelauten stimmlos	<i>f þ χ</i>
stimmhaft + aspiriert	<i>bh dh gh</i>	stimmhaft	<i>b̥ d̥ g̥</i>

Beispiele (aus KRAHE [265] I, S. 82 ff.):

	griechisch	lateinisch	vs.	gotisch	althochdeutsch
<i>b</i>	βαίτη	—		<i>paida</i>	
<i>d</i>	δέμω	<i>domus</i>		<i>timrjan</i>	<i>timbran</i>
	πούς, ποδός	<i>pes, pedis</i>		<i>fotus</i>	<i>fuoz</i>
<i>g</i>	γεύεσθαι	<i>gustare</i>		<i>kiusan</i>	<i>kiosan</i>
	ἀγρός	<i>ager</i>		<i>akrs</i>	<i>ackar</i>
<i>p</i>	πορεύεσθαι	<i>portare</i>		<i>faran</i>	<i>faran</i>
	—	<i>nepos</i>		—	<i>nevo</i>
<i>t</i>	τρεις	<i>tres</i>		<i>þreis</i>	<i>drīe</i>
	—	<i>vertere</i>		<i>wairþan</i>	<i>werdan</i>
<i>k</i>	καρδία	<i>cor, cordis</i>		<i>hairto</i>	<i>herza</i>
	—	<i>pecus</i>		<i>faihu</i>	<i>fihu</i>
<i>bh</i>	φύω	<i>fui</i>		<i>bauan</i>	<i>būan</i>
	νεφέλη	<i>nebula</i>		—	<i>nebul</i>
<i>dh</i>	θύρα	<i>foris</i>		<i>daur</i>	<i>tor</i>
	—	<i>medius</i>		<i>midjis</i>	<i>mitti</i>
<i>gh</i>	—	<i>hostis</i>		<i>gasts</i>	<i>gast</i>
	στείχειν	—		<i>steigan</i>	<i>stīgan</i>

Im Zusammenhang mit der germanischen Konsonantenverschiebung ist das ›Vernersche Gesetz‹ zu sehen: Die neu entwickelten germanischen stimmlosen Reibelaute *f*, *þ*, *χ* und das ererbte *s* bleiben nur dann erhalten, wenn (im Indogermanischen) der Hauptton unmittelbar vorausging. In allen anderen Fällen wurden die Reibelaute stimmhaft und in der Folge im Deutschen zu stimmhaften Verschlusslauten bzw. *s* zu *r*.

Auf diese Weise erklärt sich das Nebeneinander von *Vater* und *Bruder*. Die dentalen Verschlusslaute in beiden Wörtern gehen auf ein indogermanisches *t* zurück, doch die Akzentverhältnisse, wie sie noch im Griechischen begegnen, machen die unterschiedliche Entwicklung erklärlich: griech. πατήρ vs. φράτωρ.

Strukturelle Relevanz hat das ›Vernersche Gesetz‹ vor allem durch den ›grammatischen Wechsel‹ bekommen. Es handelt sich hierbei, wenn wir das Althochdeutsche als Beispiel nehmen, um den regelmäßigen Wechsel von /f/ und /b/, /d/ und /g/, /χ/ und /g/ sowie /s/ und /r/ vor allem im Flexionsparadigma der starken Verben (über die Weiterentwicklung der Obstruenten im Althochdeutschen s. u. S. 30ff.); vgl.

<i>heffen</i>	vs.	<i>huobum</i> (Präteritum, 1. Person Plural),
<i>snidan</i>	vs.	<i>snitum</i> ,
<i>ziohan</i>	vs.	<i>zugum</i> ,
<i>kiosan</i>	vs.	<i>kurum</i> .

- (2) Festlegung des Wortakzents auf die erste Silbe eines Wortes. »Der idg. Wortakzent war« demgegenüber »grundsätzlich frei, d. h. er konnte nach bestimmten Regeln auf Silben aller Art ... stehen« (KRAHE [265] I, S. 48). Die Akzentfestlegung hatte auch poetische Auswirkungen: Es wurde der prosodische Grund für die germanische Stabreimdichtung gelegt.
- (3) Reduktion der Flexionssysteme, vor allem im verbalen Bereich. Erhalten bleiben zwei Tempora (Präsens, Präteritum), ein synthetisches Passiv nur in Resten (im Gotischen), drei Modi (Indikativ und Optativ, der auch die Funktionen des Konjunktivs übernahm, Imperativ).
- (4) Entstehung der sog. ›schwachen Verben‹, d. h. der Verben, die das Präteritum mit einem Dentalsuffix bilden. Die Geschichte des Dentalsuffixes ist bis heute noch nicht allgemeingültig erklärt; vgl. die Literaturhinweise bei BRAUNE/EGGERS ([52] S. 255, § 302 Anm. 1) und MEID [301].
- (5) »Systematisierung des Ablauts bei den sogenannten starken Verben« (SONDEREGGER [536] S. 84). Das Germanische hat den Ablaut, den regelmäßigen Wechsel bestimmter Vokale, nicht nur übernom-

men, sondern »weitgehend dazu ausgenutzt, um mit seiner Hilfe auch verschiedene Bedeutungen klarer zum Ausdruck zu bringen« (KRAHE [265] I, S. 74). Es kommt dadurch zu den ›Ablautreihen‹ bei den starken Verben.

- (6) Ausbau der Adjektivflexion zu zwei Deklinationsklassen. Die ›starke‹ Adjektivdeklination war im Indogermanischen »mit der vokalischen Substantivdeklination identisch, hat aber im Germ. in zahlreichen Kasus die Endungen der Pronominaldeklination angenommen« (KRAHE [265] II, S. 76). Die ›schwache‹ Flexion der Adjektiva ist die der substantivischen *n*-Stämme.

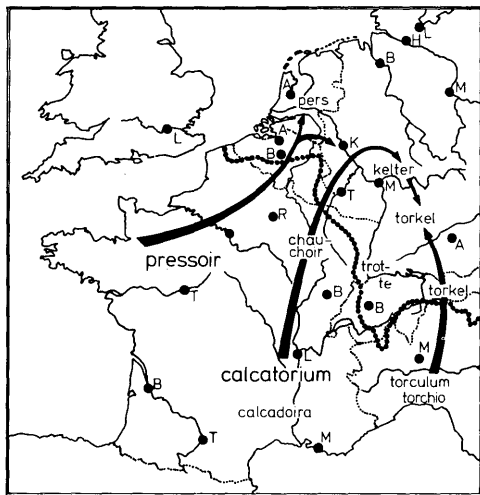
Soweit einige Neuerungen, durch die sich das Germanische aus dem Indogermanischen herausgebildet hat. Dazu kommen im Laufe der Sprachgeschichte zahlreiche Lehnwörter. In Handbüchern findet sich häufig der Hinweis, »daß sich etwa ein Drittel des germanischen Wortschatzes [scil. des Erbwortschatzes] nicht aus dem Indoeuropäischen herleiten läßt« (HUTTERER [221] S. 76; ähnlich EGGERS [97] I, S. 26 und andere Autoren). Diesen Teil des Wortschatzes führt man meistens auf ein nicht-indogermanisches ethnisches Substrat zurück, auf das die Germanen bei ihrer Einwanderung oder Ausbreitung gestoßen seien. Demgegenüber betont G. NEUMANN [372], daß sich die meisten dieser Substratwörter wohl auch indogermanisch etymologisieren lassen und daß in so früher Zeit nicht mit einer so starken Substratwirkung zu rechnen ist, da »die Germanen bei ihrem ersten Ausgriff nach Südwesten und Süden noch nicht mit Völkern in Berührung kamen, die ihnen kulturell wesentlich überlegen waren, von denen sie mindestens in bestimmten technischen Bereichen hätten lernen können« (S. 96).

Demgegenüber brachte die Berührung mit den Römern eine große Zahl lateinischer Lehnwörter schon im Gemeingermanischen mit sich, und zwar vor allem in Bereichen, die die Germanen nicht kannten (vgl. besonders auch die Liste bei GAMILLSCHEG [152]):

Landwirtschaft:	<i>vinum</i>	→ dt. <i>Wein</i> , engl. <i>wine</i>
	<i>ceresia</i>	→ dt. <i>Kirsche</i> , engl. <i>cherry</i> (ae. <i>ciris</i>)
	<i>caseus</i>	→ dt. <i>Käse</i> , engl. <i>cheese</i>
	<i>plantare</i>	→ dt. <i>pflanzen</i> , engl. <i>plant</i>
Bauwesen:	<i>vallum</i>	→ dt. <i>Wall</i> , engl. <i>wall</i>
	<i>murus</i>	→ dt. <i>Mauer</i> , ae. <i>mūr</i>
Handel, Handwerk	<i>pondo</i>	→ dt. <i>Pfund</i> , engl. <i>pound</i>
	<i>cista</i>	→ dt. <i>Kiste</i> , engl. <i>chest</i>
	<i>molina</i>	→ dt. <i>Mühle</i> , engl. <i>mill</i>
	<i>toloneum</i>	→ dt. <i>Zoll</i> , engl. <i>toll</i>
Kriegswesen	<i>campus</i>	→ dt. <i>Kampf</i> , engl. <i>camp</i>
	<i>pilum</i>	→ dt. <i>Pfeil</i> , engl. <i>pile</i> (möglicherweise eine Entlehnung nur ins Südgerm.)

Gerade das Beispiel *murus* → *Mauer* zeigt gut, wie mit einer neuen Technik ein neues Wort in die Sprache kommt. Die Germanen kannten zunächst nur die geflochtene *Wand*; *Wand*, eine Ableitung von *winden*, diente der »Bezeichnung des Flechtwerks, aus dem die Hauswände hergestellt wurden« (KLUGE/MITZKA [256] S. 836). Die Steinmauer lernten die Germanen erst von den Römern kennen und übernahmen mit der Sache das Wort.

Im ganzen schätzt man die Zahl der gemeingermanischen Entlehnungen aus dem Lateinischen »auf etwa 400« (HUTTERER [221] S. 85, von dort auch obige Beispiele). Man darf sich allerdings nicht vorstellen, daß es nur Entlehnungen ins Gesamtgermanische gegeben habe. FRINGS [143] hat darauf hingewiesen, »daß räumlich begrenzter Wortschatz an dieser oder jener Stelle und auf Grund besonderer kulturgeographischer Verknüpfung an den Rhein oder an die Donau zieht« (S. 25); vgl. die verschiedenen lateinischen Bezeichnungen für ›Kelter‹ (aus BACH [9] S. 71):



Das Eindringen der lat. Bezeichnungen für die *Kelter* ins deutsche Sprachgebiet

Eine spätere ›Welle‹ von Lehnwörtern kommt durch das Christentum. Sie gelangt aber nicht mehr ins Gemeingermanische, sondern nur noch in südgermanische Sprachen (vgl. dazu unten S. 25). Es sind dabei, auch das hat FRINGS ([144] I, S. 46ff.) gezeigt, zwei Schichten zu unterscheiden:

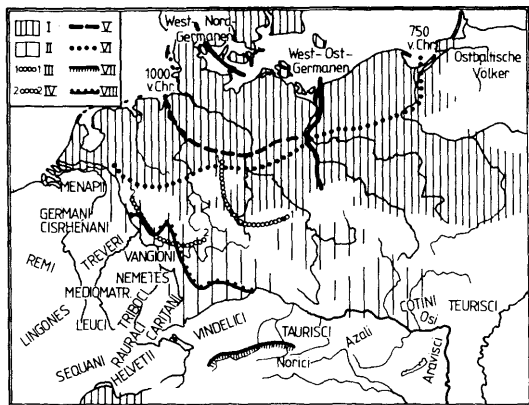
(1) der »Wortschatz des lateinisch-romanischen Frühchristentums der germanischen und gallischen Provinzen« (WEISWEILER/BETZ [585] S. 97); die wenigen Wörter dieser Schicht sind gemeinsüdgermanisch, müssen also den Angelsachsen bereits vor ihrer Wanderung auf die britischen Inseln bekannt gewesen sein. Die wichtigsten Entlehnungen sind

ahd. *kiriha*, ae. *cirice*: FRINGS ([144] I, S. 41) führt diese Entlehnung auf »ein griechisches Modewort des 4. Jh.s« *kyri(a)kon* zurück, das *basilica* zeitweise verdrängt habe. »Wie Lyon die *ecclesia*, so wird Trier, wohl unmittelbar im Gefolge der Bautätigkeit der konstantinischen Epoche, die *kyrika* gegen die ältere *basilica* durchgesetzt haben« (ebd.).

ahd. *biscof*, *alamuosa/alamu(o)san*.

(2) Entlehnungen aus der »fränkisch-gallischen Kirchensprache« (FRINGS [144] I, S. 54), aus der Zeit der Missionierung der Franken, vor allem im 6./7. Jahrhundert: z. B. *priestar*, *phruonta*.

Diese beiden Lehnwortschichten haben also nur noch Teile des Germanischen getroffen. Nicht zuletzt durch die Ausweitung des Siedlungsgebiets dürften sich die denkbaren Ansätze zu einer dialektalen Gliederung des Germanischen verstärkt haben. Vgl. folgende Karte (aus BACH [9] S. 53):



Die germ. Siedlungsgebiete zu Beginn unserer Zeitrechnung

- I. Gebiet der Germanen um 50 v. Chr. Geb.
- II. Gebietszuwachs der Germanen bis 1 n. Chr. Geb.
- III. Vordringen der sueb.-erminon. Stämme der Germanen bis um 600 v. Chr. Geb.

- IV. Desgl. bis um 100 v. Chr. Geb. (nach Kossinna)
- V. Südgrenze der Germanen um 1000 v. Chr. Geb.
- VI. Desgl. um 750 v. Chr. Geb.
- VII. Nordgrenze der Alpenillyrier.
- VIII. Limes.

Die Siedlungsarchäologie hat für die Zeit um Christi Geburt fünf germanische Kulturgruppen festgestellt, aus denen dann, vor allem in der Völkerwanderung, die einzelnen Stämme hervorgehen (nach MAURER [326] und SCHWARZ [502]; für unsere Zwecke vereinfacht):

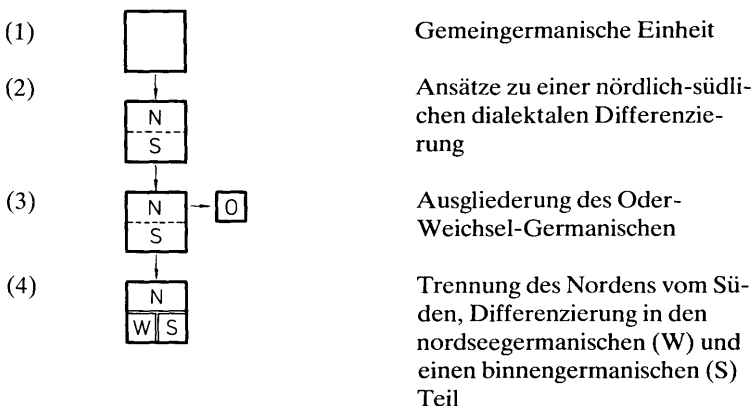
- (1) Nordgermanen: in Nordjütland und Südsandinavien. Sie besiedelten später Island.
- (2) Nordseegermanen: an der Nordseeküste; Friesen, Sachsen, Angeln, Chauken.
- (3) Weser-Rhein-Germanen: Hessen, Franken.
- (4) Elbgermanen: Langobarden, Alemannen, Baiern.
- (5) Oder-Weichsel-Germanen: Goten, Vandalen, Burgunder; früher auch ›Ostgermanen‹ genannt.

Nicht unumstritten ist der Aussagewert der antiken Quellen (v. a. Cäsar, Tacitus, Plinius). Dies sei mit einem Beispiel illustriert: Die historische Forschung hat festgestellt, »daß die Topik der alten Ethnographie fast immer mit der Typik der ethnischen Selbstauffassung parallel läuft« (WENSKUS [589] S. 111). Die Germanen »erschieden den Römern als ein Naturvolk, wozu die Darstellung des Tacitus in seiner Germania viel beigetragen haben wird, können aber nicht mehr mit heutigen Naturvölkern verglichen werden« (SCHWARZ [504] S. VIII). »Auch in Germanien können wir für die Zeit um Christi Geburt in einzelnen Gebieten schon mit herrschaftsähnlichen politischen Gebilden rechnen« (WENSKUS [589] S. 140), und »Männer wie Arminius, Marbod, Vannius, Civilis konnten sich gut in das römische Denken einfühlen und deshalb den Römern entgegentreten« (SCHWARZ [504] S. VIII).

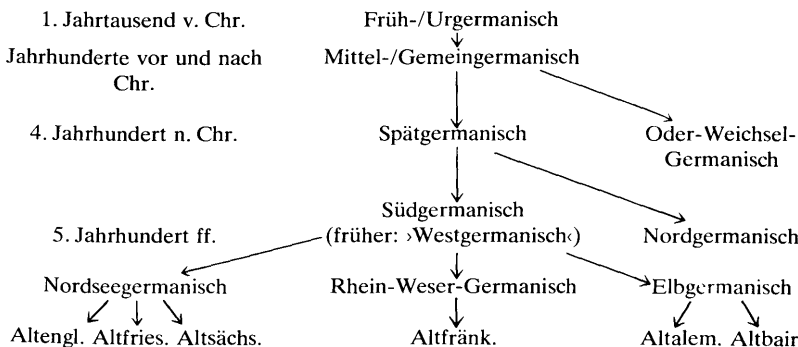
Deshalb muß festgehalten werden, daß die durch die Ergebnisse der Siedlungsarchäologie umreißbaren Kulturgruppen das Primäre sind, während sich die Stämme erst später gebildet haben. Es handelt sich dabei »um Wandergenossenschaften« (SCHWARZ [504] S. IX), denen sich häufig nicht nur Teile verschiedener ›Stämme‹, sondern auch nicht-germanische Gruppen angeschlossen hatten. Die Tradition der alten Kulturgruppen dürften noch längere Zeit stark gewesen sein, so daß sie »auch in den neuen Verhältnissen mitbestimmend auf die Gestaltung allen öffentlichen Lebens und mithin auch der Sprache« einwirkten. (EGGERS [97] I, S. 33). Die Alemannen und Baiern z. B. sind »stark durch elbgermanische Tradition geprägt ... Daraus erklären sich die späteren Gemeinsamkeiten der ... oberdeutschen Dialekte ...« (ebd.).

Mit dem archäologischen Befund deckt sich auch weitgehend der

sprachgeschichtliche. Die Ausgliederung der germanischen Sprachen läßt sich schematisch folgendermaßen darstellen (vgl. dazu auch SCHWARZ [502] S. 39):



Zeitlich dürften diese Vorgänge folgendermaßen verlaufen sein (nach SONDEREGGER [530] S. 289):



Die Aussonderung der germanischen Sprachen läßt sich auch an sprachlichen Neuerungen beobachten, die einzelne Gruppen durchgeführt haben, andere nicht. Die wichtigsten sind:

- (1) Gemeinsamkeiten des Süd- und Nordgermanischen; Es handelt sich um Neuerungen, die sich im Gotischen, der einzigen überlieferten Oder-Weichsel-germanischen Sprache, nicht finden. Sie sind somit erst nach der Aussonderung des Oder-Weichsel-Germanischen durchgeführt worden.

- Einem germanischen und gotischen /ē/ (= ē¹, über ē² s. u. S. 48 ff.) entspricht in den übrigen germanischen Sprachen /ā/:
got. *lētan* vs. as. *lātan*, ahd. *lāzzan*, ae. *lætan*, anord. *láta*.
 - Der germanischen und gotischen Phonemsequenz /pl/ im Anlaut entspricht in Süd- und Nordgermanischen /fl/:
got. *pliuhan* vs. as. ahd. *fliohan*, ae. *fleon*, anord. *flýja*.
Die Erklärung dieses Lautwandels ist in der Forschung umstritten, vgl. die Hinweise bei BRAUNE/EBBINGHAUS [51] (S. 52, § 71 Anm. 2.), BRAUNE/EGGERS ([52] S. 162, § 166 Anm. 2).
 - Der germanische und gotische stimmhafte Spirant /z/ wurde zu /r/ (Rhotazismus):
got. *auso* vs. as. ahd. *ōra*, ae. *eare*, anord. *eyra*.
- (2) Südgermanische Konsonantengemination: Sie ist die wichtigste Neuerung im Phonemsystem des Südgermanischen. Eine Reihe von Konsonanten bewirkt Verdoppelung eines unmittelbar vorausgehenden Konsonanten. »Weitaus am stärksten ist die geminierende Wirkung des *j*; durch *r* und (in geringerem Maße) durch *l* werden im Ahd. nur die germ. *Tennes p, t, k*, durch *w* (*u*) nur germ. *k* geminiert; die geminierende Wirkung von *n*, (*m*) ist nicht unbestritten« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 94, § 96).
got. *bidjan*, anord. *bidja* vs. as. *biddian*, ahd. *bitten*, ae. *biddan*,
got. *halja* vs. as. *hella*, ahd. *hella*, ae. *hell*. Vgl. REIFFENSTEIN [416].
SIMMLER [510].
- (3) Nordseegermanische Neuerungen: Durch sie ergibt sich bereits eine Differenzierung ›Vorhochdeutsch‹ – ›Vorniederdeutsch‹. »Unter jenen ›Westgermanen‹ [= Südgermanen], aus denen die Deutschen hervorgegangen sind, lassen sich nach der Völkerwanderung, was die Sprache angeht, zwei Gruppen unterscheiden, die man in ihren Kerngebieten als die donau-alpenländische und die Niederrhein-Nordsee-Gruppe bezeichnet hat« (BACH [9] S. 86 f.). Dadurch, daß das spätere Oberdeutsch diese Neuerungen nicht mitgemacht hat, ergeben sich in diesen konservativen Zügen gotisch-oberdeutsche Parallelen.
- Schwund des Nasals vor stimmlosen Spiranten, Ersatzdehnung des vorausgehenden Vokals:
got. ahd. *fimf* vs. ae. as. *fif*,
got. ahd. *uns* vs. ae. as. *ūs*,
got. *anþar*, ahd. *andar* vs. ae. *ōder*, as. *ādar*,
 - Abstoßung des /r < s/ beim Personalpronomen und Interrogativum:
got. *mis*, ahd. *mir* vs. ae. *mē*, as. *mī*
got. *weis*, ahd. *wir* vs. ae. *wē*, as. *wī*
got. *was*, ahd. *wer* vs. ae. *hwā*, as. *hwē*
got. *is*, ahd. *er* vs. ae. as. *hē*

(Das anlautende /h/ in *hē* wurde, wie oft erklärt wird, »zur Vermeidung [der] »Einlautigkeit« [*e] dann als Stütze ... zugefügt«, KRAHE [265] II, S. 37, ebenfalls eine nordseegermanische Neuerung.)

- Aufgabe des alten Reflexivpronomens und Ersatz durch das Personalpronomen der 3. Person.
- Einheitsplural im Paradigma der Verbflexion:
 z. B. Präsens: got. *far-am* ahd. *far-umēs*
 far-iþ *far-et* vs. ae. as. *far-ad*
 far-and *far-ant*

Resümee: Die Vorgeschichte des Deutschen beginnt mit der indogermanischen Grundsprache. Die Entwicklung zu den einzelnen Stammessprachen geht über eine Reihe von Aussonderungen: Das Germanische aus dem Indogermanischen, das Südgermanische aus dem Germanischen, die einzelnen Stammessprachen aus dem Südgermanischen. Die Geschichte des Deutschen hingegen wird ein langanhaltender Versuch sein, von den einzelnen »Dialekten« zu einer überdachenden »Einheitssprache« zu gelangen.

Literaturhinweise:

- zum Indogermanischen: Die gerade auch für Germanisten wichtige Forschungsliteratur findet sich bei SZEMERÉNYI [551].
- zum Germanischen: Die ältere zusammenfassende Literatur ist aufgeführt bei KRAHE [265] I, S. 6f. Dazu kommt der Sammelband von v. COETSEM/KUFNER [67] mit ausführlicher Bibliographie sowie v. COETSEM [66]. Die germanische Konsonantenverschiebung erörtert einläßlich SCHRODT [484].
- Gesamtdarstellungen der deutschen Sprachgeschichte: BACH [9]. BEHAGHEL [26]. EGGERS [97]. GUCHMANN [175]. HIRT [209]. KELLER [239]. KLUGE [255]. LOCKWOOD [301]. MOSER [354] und [355]. v. POLENZ [404]. SCHILDT [463]. SCHMIDT [471]. SONDEREGGER [536]. TSCHIRCH [556].
- zur Phonologie und Morphologie: HERRLITZ [204]. KERN/ZUTT [241]. KIENLE [244]. MEISEN [332]. PENZL [400].
- zur Syntax vgl. die Zusammenstellung von EBERT [93] S. 71.
- zur Wortbildung: GRIMM [172] II und III. HENZEN [203]. KLUGE [254]. PAUL [391] Bd. 5 WILMANN [601] II.
- zur Wortgeschichte: MAURER/RUPP [327]. SCHWARZ [503].
- zur althochdeutschen und altniederdeutschen/altsächsischen Grammatik: BAESECKE [11]. BLUM [33]. BRAUNE/EGGERS [52]. SCHATZ [450]. SONDEREGGER [530] und [534]. CORDES [74]. GALLÉE [151]. HOLTHAUSEN [218]. KROGMANN [276]. SANDERS [448]. FRANCK [133]. SCHATZ [449]. WEINHOLD [576] und [577].
- zur mittelhochdeutschen und mittelniederdeutschen Grammatik vgl. die ausführliche Zusammenstellung von H. STOPP in MICHELS [339] S. 347f. Für das Mittelniederländische LASCH [287] und KROGMANN [276].

II. Früh- und hochmittelalterliches Deutsch

Im folgenden werden die Sprachstufen des frühmittelalterlichen (›Althochdeutsch‹) und des hochmittelalterlichen Deutsch (›Mittelhochdeutsch‹) zunächst zusammen gesehen, dies vor allem im phonologischen Bereich. Dadurch soll klargelegt werden, daß es sich in diesen beiden Epochen in vielem um Tendenzen handelt (besonders Abschnitt A), die im Althochdeutschen zutage treten, aber erst im Mittelhochdeutschen voll wirksam werden. Dies soll an phonologischen Entwicklungen zusammenhängend demonstriert werden, betrifft aber auch, wie sich zeigen wird, weitere ausdrucksseitige sprachliche Phänomene.

Die Bezeichnung ›Früh- und hochmittelalterliches Deutsch‹ ist bewußt der allgemeinen Geschichte entlehnt. Es wird sich zeigen, daß die sprachlichen Vorgänge, die das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche kennzeichnen, ganz wesentlich von politischen und kulturellen Ereignissen determiniert sind, also nicht bloß das System der Sprache (*langue*), sondern in hohem Maße das der Sprachverwendung betreffen. Die zeitliche Eingrenzung bleibt die gewohnte: frühmittelalterliches Deutsch von den Anfängen deutscher Schriftlichkeit um die Mitte des 8. Jahrhunderts bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, hochmittelalterliches Deutsch bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Somit reicht Mittelhochdeutsch über das hohe Mittelalter hinaus (vgl. FUHRMANN [149], zum frühen Mittelalter auch FLECKENSTEIN [119]). Doch sei hier schon darauf hingewiesen, daß der Übergang vom Mittel- zum Frühneuhochdeutschen ein sehr langwieriger Prozeß ist, der noch dazu in einzelnen Sprachlandschaften ganz verschieden verläuft (vgl. dazu jüngst SONDEREGGER [536] S. 170f.).

Die folgenden Darlegungen wollen auch in keiner Weise den großen althochdeutschen und mittelhochdeutschen Grammatiken Konkurrenz machen: Sie können nicht auf jede einzelne Lautentwicklung eingehen, sondern hier wie auch in den späteren Abschnitten geht es um die Darstellung von Entwicklungstendenzen, die schließlich zur typischen Struktur des Deutschen geführt haben bzw. für die Geschichte des Deutschen besonders wichtig, weil besonders kennzeichnend, sind. Deswegen verzichtet die folgende Darstellung auf zahlreiche regional wirksame Einzelheiten, die sich in gängigen Sprachgeschichten finden (z. B. die *r*-Metathese, *hs* > *ss*), wenn sie, wie gesagt, für die Geschichte des deutschen Phonemsystems nicht bestimmend sind.

A. Die Entwicklung des Phonemsystems im Alt- und Mittelhochdeutschen

Der Beginn einer deutschen Schriftlichkeit am Ende des 8. Jahrhunderts, der Beginn der deutschen Sprach-Geschichte somit, kann in seiner Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden: Bringt er doch eine qualitative Veränderung in den Existenzformen und in der Überlieferung des Deutschen mit sich. Abgesehen von einzelnen Runeninschriften, die zum größten Teil auch in struktureller Hinsicht noch ein Voralthochdeutsch repräsentieren, ist als wesentlicher Anstoß zur Verschriftlichung des Althochdeutschen die Kulturpolitik Karls des Großen anzusehen (darüber s. unten S. 66 ff.). Vgl. die zusammenfassende Übersicht über die althochdeutschen Denkmäler bei SONDEREGGER ([534] S. 57 ff.). Wichtig werden die schriftlichen Zeugnisse auch für das Erkennen und Erklären von dialektalen Unterschieden, wie sie vor allem in der Folge der ahd. Konsonantenverschiebung (s. u. 1), aber auch der Vokalverschiebung (s. u. 2) und der Umlautphänomene (s. u. 3 und 4) manifest werden.

1. Die althochdeutsche Konsonantenverschiebung

Die althochdeutsche Konsonantenverschiebung, auch zweite oder (alt-)hochdeutsche Lautverschiebung genannt, bezeichnet eine Reihe von strukturell zusammenhängenden Neuerungen, durch die das deutsche (hochdeutsche) Konsonantensystem gegenüber dem Germanischen grundlegend umgestaltet erscheint. Anders ausgedrückt: Es handelt sich um einen sprachgeschichtlichen Vorgang, durch den sich das (Hoch-)Deutsche endgültig aus dem (Süd-)Germanischen herauslöst. Die (späteren) deutschen Dialekte werden zu »Abstandssprachen« (im Sinn von H. KLOSS [251] und [252]) im Hinblick auf die anderen, nahe verwandten germanischen Idiome. Für die Geschichte des Deutschen ist die althochdeutsche Konsonantenverschiebung auch deshalb der wichtigste Vorgang bei der Ausbildung des Hoch- und Niederdeutschen. Der traditionellen Dialektologie dient die althochdeutsche Konsonantenverschiebung zur dialektalen Gliederung des deutschen Sprachraums (so z. B. als zwei Stimmen für viele auch bei A. BACH [9] S. 101; PROTZE [406] S. 406; vgl. dazu auch LÖFFLER [302] S. 146 f.; MARKEY [314] S. 65; GOOSSENS [167] S. 84 f.; WOLF [611]). Bis heute gilt, daß das Niederdeutsche die unverschobenen Verschlußlaute bewahrt hat, während das Oberdeutsche durch verschobene Formen gekennzeichnet ist. Das Mitteldeutsche charakterisiert sich durch das Nebeneinander von verschobenen und unverschobenen Obstruenten.

Vorweg einige Bemerkungen zur Terminologie: Eine ›Lautverschiebung‹ (engl. *sound shift*) ist ein allgemeiner Terminus für einen Phonemwandel, durch den der Phonembestand weder vermindert noch vermehrt wird, sondern der lediglich eine Änderung der distinktiven Merkmale bewirkt (vgl. dazu das Schema von MOULTON [359] S. 1396f.). Es gibt demnach ›Konsonanten-‹ und ›Vokalverschiebungen‹. Die ›althochdeutsche‹ oder ›zweite Lautverschiebung‹ wird hier ›Konsonantenverschiebung‹ genannt, um sie von der ›althochdeutschen Vokalverschiebung‹ (s. u. 2) terminologisch abzuheben. Trotzdem ist die Bezeichnung ›Verschiebung‹ für die althochdeutsche Konsonantenverschiebung nicht ganz korrekt, weil dieser Vorgang eine Kombination einer Lautverschiebung mit einer Mehrung des Phonembestands aufgrund einer Phonemspaltung (ebenfalls im Sinne MOULTONS [359] ist. Aus Gründen der Kontinuität aber wird ›Verschiebung‹, wiewgleich mit verändertem Erstglied, beibehalten.

Die folgende Tabelle soll diese Konsonantenverschiebung übersichtlich darstellen. Da die Lautverschiebung schon in vorliterarischer Zeit eingetreten sein muß, sollen altsächsischen Formen den ›alten‹ Zustand repräsentieren, während althochdeutsche, vor allem altoberdeutsche Belege als Beispiele für die Konsonantenverschiebung stehen.

(1) Fortesverschiebung: betrifft die voralthochdeutschen Fortes /t/, /p/ und /k/

(1. 1) Nach Vokalen

Vorahd. Phoneme	Altsächsisch	Ahd. (Altod.)	Ahd. Phoneme	Ausbreitung in den dt. Dialekten
/t/	<i>etan</i> <i>bītan</i> <i>hwat</i>	<i>ezzān</i> <i>bīzān</i> <i>waz</i>	/ʒ(ʒ)/	Gesamthochdeutsch (= od. und md.)
/p/	<i>opan</i> <i>grīpan</i> <i>ūp</i>	<i>offan</i> <i>grīfan</i> <i>ūf</i>	/f(f)/	
/k/	<i>makōn</i> <i>likon</i> <i>ik</i>	<i>māhhōn</i> <i>lihhen</i> <i>ih</i>	/χ/	

Die obigen Beispiele zeigen zweierlei:

- In postvokalischer Position werden die voralthochdeutschen Fortes zu den entsprechenden Doppelspiranten verschoben.
Ausnahmen dazu sind nur die Pronomina *that*, *it* und *wat* im Mittelfränkischen.
- Nach Langvokal und im Auslaut entwickelt sich die Doppelspirans zur einfachen Spirans weiter: *slāffan* > *slāfan*.

(1. 2) Anlautend, nach Konsonanten und in Gemination

Vorahd. Phoneme	Alt-sächsisch	Ahd. (Altod.)	Altod. Phoneme	Ausbreitung in den dt. Dialekten
/t/	<i>tunga</i>	<i>zunga</i>		Gesamthochdeutsch
/tt/	<i>herta</i> <i>settian</i>	<i>herza</i> <i>sezzen</i>	/ts/	
/p/	<i>plegan</i>	<i>phlegan</i>		od. und ofrk. sowie z. T. rheinfrk. (postkonsonantisch und geminiert)
/pp/	<i>helpan</i> <i>skeppian</i>	<i>helphan</i> <i>scephen</i>	/pf/	
/k/	<i>korn</i>	<i>chorn</i>		nur od.
/kk/	<i>werk</i> <i>wekkian</i>	<i>werch</i> <i>we(c)chen</i>	/kχ/	

Ausnahmen sind die Fortes in den Phonemsequenzen *st* (as. *stīgan* ~ ahd. *stīgan*), *sp* (as. *springan* ~ ahd. *springan*), *sk* (as. *skama* ~ ahd. *scama*), *tr* (as. *treuwa* ~ ahd. *triuwa*), *ft* (as. *haft* ~ ahd. *haft*) und *ht* (as. *fehhta* ~ ahd. *fehhta*).

Die Verschiebung von Fortes im Anlaut, nach einem Konsonanten und in der Gemination zu den entsprechenden Affrikaten ist nur im Oberdeutschen konsequent durchgeführt.

In einigen Wörtern wird *pf* nach *l* und *r* zu *f*, dies im gesamten Ahd. noch während des 9. Jh.s.: *werfan*, *dorf*, *helpan*, *welf*. Daneben kommt bis ins Mhd. *sarph* ~ *sarf* ›scharf‹, *harpha* ~ *harfa*, *gelf* ~ *gelf*, im modernen Dt. noch *Karpfen* vor. SCHWEIKLE [506] S. 252, will die Sequenzen *lf* und *rf* für *lpf* und *rpf* als Artikulationserleichterung erklären.

(2) Lenesverschiebung: betrifft die voraltohochdeutschen Lenes /d/, /b/ und /g/ in allen Positionen

Vorahd. Phoneme	Alt-sächsisch	Ahd. (Altod.)	Ahd. Phoneme	Ausbreitung in den dt. Dialekten
/d/	<i>dohtar</i> <i>wedar</i> <i>bindan</i> <i>ald</i>	<i>tohter</i> <i>wetar</i> <i>bintan</i> <i>alt</i>	/t/	od. und ostfrk., rheinfrk. hingegen nur postkonsonantisch und geminiert
/dd/	<i>biddian</i>	<i>bitten</i>	/tt/	
/b/	<i>beran</i> <i>sibun</i> <i>lif</i>	<i>peran</i> <i>sipun</i> <i>lip</i>	p/	nur od., vor allem bair.
/bb/	<i>sibbia</i>	<i>sippa</i>	/pp/	

/g/	<i>gast</i> <i>stigan</i>	<i>kast</i> <i>stikan</i>	/k/	nur od., vor allem bair.
/gg/	<i>dag</i> <i>liggian</i>	<i>tac</i> <i>likkan</i>	/kk/	

Soweit der Befund, wie er sich aufgrund der schriftlichen Zeugnisse darbietet. Jede weitergehende Darstellung der althochdeutschen Konsonantenverschiebung enthält notwendigerweise auch schon eine Interpretation dieses sprachgeschichtlichen Vorgangs, wird somit zugleich eine Stellungnahme zu Meinungen über eines der am besten erforschten und am heftigsten diskutierten Phänomene des frühmittelalterlichen Deutsch. Mit der oben angeführten Definition von ›Lautverschiebung‹ ist bereits eine (theoretische) Vorentscheidung gefallen, die die nachfolgenden Ausführungen nicht unwesentlich beeinflussen wird. Insbesondere ist mit dieser Vorentscheidung auch eine historische Deutung des dialektgeographischen Bildes verbunden.

Man wird annehmen können, daß sich bis zum Eintritt der althochdeutschen Konsonantenverschiebung die Teilsysteme der Obstruenten im Voraltoberdeutschen und im Voraltmitteldeutschen (Voralfränkischen) sowie -niederdeutschen verschieden entwickelt haben (vgl. dazu LERCHNER [294] S. 101 ff., 183 ff., bes. 186.; BRAUNE/EGGERS [52] S. 84 ff.). Das heißt, daß sich das Südgermanische (Westgermanische) bereits in einen binnengermanischen Block (mit nachfolgender Konsonantenverschiebung) und einen nordseegermanischen ohne Konsonantenverschiebung gespalten hat (SONDEREGGER [536] S. 127), wobei sich das Voralfränkische zunächst zum Nordseegermanischen hin orientiert.

Als voraltoberdeutsches Obstruentensystem läßt sich rekonstruieren:

(1) stimmlose Fortes

simplex:	/t/	/p/	/k/
geminiert:	/tt/	/pp/	/kk/

(2) stimmlose Lenes

simplex:	/d/	/b/	/g/
geminiert:	/dd/	/bb/	/gg/

(3) stimmlose Spiranten

simplex:	/þ/	/s/	/f/	/χ/
geminiert:	/þþ/	/ss/	/ff/	/χχ/

Durch drei hervorstechende distinktive Elemente (neben den Artikulationsstellen) ist dieses Teilsystem charakterisiert.

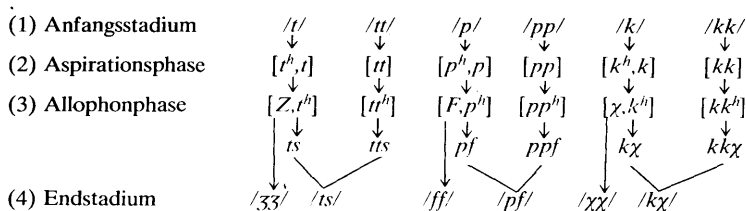
– Da die Sonorität (Schallfülle) im Gegensatz zu den nächstverwandten Systemen (vor allem dem Voralfränkischen, s. u. S. 37) keine Rolle spielt, ist das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal die Okklusion

(Verschlußbildung), d. h. zwei Reihen von Explosiven (Verschlußlauten) steht eine Reihe von Spiranten (Reibelauten) gegenüber; die Hauptopposition ist Verschlußlaut vs. Reibelaut:

(/t/ - /d/) - /p/, (/p/ - /b/) - /f/, (/k/ - /g/) - /χ/.

- Bei den Verschlußlauten ist demnach die Artikulationsstärke (Fortis vs. Lenis) das distinktive Merkmal.
- Dazu kommt eine strenge Symmetrie im System, was die Opposition Simplex vs. Geminata betrifft: Jedem einfachen Geräuschlaut steht ein geminierter Obstruent gegenüber. Allerdings ist die Reihe der Doppelspiranten nur schwach belastet (vgl. dazu vor allem REIFFENSTEIN [417]).

Aufgrund dieser Strukturierung des voraltoberdeutschen Obstruentensystems lassen sich auch die rekonstruierten Phasen der Fortesverschiebung darstellen (dies im Anschluß an PENZL bes. [397], wiederholt in [398] und [400], LERCHNER [294], in der Darstellung etwas variiert):



Die Fortesverschiebung setzt, wie jeder Phonemwandel, eine Allophonentwicklung voraus. Auslösendes Moment dürfte die Verschlußschwächung in phonetisch »schwacher« Position, d. h. nach Vokal, sein. Diese Verschlußschwächung äußert sich in einer Aspirierung (vgl. FOURQUET [131]). Die erste Phase zeigt also bereits zwei Allophone, ein aspiriertes nach Vokal und ein nicht aspiriertes in allen anderen Positionen. Die Entwicklung von Allophonen geht noch weiter: Die Fortes werden in jeder Umgebung aspiriert; postvokalisch entwickeln sich daher Allophone mit lockerer Verschlußbildung ([Z, F, X]). Damit aber hat sich im Obstruentensystem ein wichtiges distinktives Merkmal geändert: Nicht mehr die Artikulationsstärke ist das hauptsächlichste Unterscheidungskennzeichen, sondern die Aspiration; also nicht mehr /t/ vs. /d/, sondern /Z, t^h/ vs. /d/ usw. Diese positionsbedingten Allophone werden dann phonemisiert, wobei wahrscheinlich die Langkonsonanten beim »phonetischen Vorgang der Affrizierung ... führend« waren (LERCHNER [24] S. 144 im Anschluß an FOURQUET [131], vgl. auch FOURQUET [132]). Die neuen labialen und gutturalen Doppelaspiranten fallen mit den alten Geminaten zusammen, d. h. die »wenigen Fälle mit alter Geminata ... wurden von der neuen Reihe »annektiert«, aufge-

saugt« (REIFFENSTEIN [417] S. 64 im Anschluß an KRANZMAYERS [270] S. 15, § 40, Theorie der »Aufsaugung gliedarmer Reihen«).

Im dentalen Bereich findet eine solche Aufsaugung nicht statt: Die Spirans *p* entwickelt sich zu *d* (darüber s. u. 36), die Geminata *pp*, die kaum vertreten war (SCHATZ [450] S. 133, § 197; BRAUNE/EGGERS [52] S. 161, § 165), erscheint im Ahd. als *tt*, *td*, *dd*. Die alten Sibillanten /*s/* – /*ss/* bleiben erhalten, weil diese Opposition funktional stark belastet war und ist (REIFFENSTEIN [417] S. 65).

Die althochdeutsche Opposition /*t/* – /*tt/* bleibt demnach genauso wie die weiteren entsprechenden Verschlußlautoppositionen intervokalisch als /*z/* – /*ts/* erhalten (frikativ vs. affriziert). Demgegenüber konnte eine Opposition /*ts* < *t/* – /*ts* < *tt/* nicht Bestand haben, da sie nicht nötig war: [*ts*] kommt nur dort vor, wo [*ts*] nicht vorkommt, nämlich im Anlaut und im Inlaut nach Konsonant.

Somit ist die Fortesverschiebung nicht nur ein bloßer Merkmalwechsel unter Beibehaltung alter Oppositionsreihen, sondern es kommt auch zu Phonemzusammenfall und Phonemspaltung. Die Entwicklung von Allophonen in der voraltod. Fortesreihe hat zudem, wie schon gesagt, eine Änderung des distinktiven Merkmals in der alten Opposition Fortes vs. Lenes bewirkt. Mit dieser Änderung ist auch die Bildung von Allophonen der Lenes möglich, wobei insbesondere lange Leniskonsonanten (/dd, bb, gg/) dazu tendieren, Fortisallophone zu entwickeln (/dd → tt/, /bb → pp/, /gg → kk/). Dies ist deshalb möglich, weil eben die Fortisreihe im System nicht mehr besetzt ist.

Damit ist nun nicht eine zeitliche Abfolge (re)konstruiert (darüber s. unten), sondern es wird lediglich auf Kausal- bzw. Systemzusammenhänge verwiesen. Vgl. auch LERCHNER [294] S. 147: »Die ... Allophonentwicklung in der vor-altoberdeutschen Medienreihe wurde nur möglich, weil die Tenuesreihe aspirierte Allophone entwickelte, oder umgekehrt, aspirierte Allophone zu den vor-aobd. Tenues konnten nur entwickelt werden, weil in der Medienreihe stimmlose Lenis-Allophone entstanden. Unleugbar ist die gegenseitige Abhängigkeit in der Entwicklung beider Reihen«. Dementsprechend begegnen die ahd. Korrespondenzen der voraltod. langen Lenes in od. Texten meist als ⟨*tt*, *pp*, *kk*⟩. Den strukturellen Gegebenheiten hätte es nun entsprochen, daß auch die einfachen Lenes /*d*, *b*, *g/* sich zu Fortes entwickeln. Dies ist aber nur teilweise, hauptsächlich im Bair., geschehen. Die »Fortisierung der stimmlosen Lenes *b*, *d*, *g* [blieb] auf halbem Weg liegen« (REIFFENSTEIN [417] S. 70). Als Gründe für diese Störung in der Entwicklung des Obstruentensystems lassen sich anführen:

- als systemimmanente Ursache: Im Fortesbereich besteht die Opposition Simplex vs. Geminata nicht (mehr), daher findet im Bereich der Lenes eine solche Opposition keine Stütze durch eine etwaige struktu-

relle Parallele; ein struktureller Zwang zu solch einer Opposition ist nicht mehr gegeben.

– als systemexterner Grund: Einfluß des Fränkischen, der sich auch in einer Lenisierung der Spiranten bemerkbar macht (vgl. BRAUNE/EGGERS [52] S. 100, § 102 a, dort weitere Literatur; REIFFENSTEIN [417] S. 70f.).

Die Annahme von aspirierten Allophonen wird nicht von allen Autoren, die die althochdeutsche Konsonantenverschiebung phonologisch betrachten, geteilt. HAMMERICHS [186] S. 194 ff. nimmt ebenfalls an, daß die voralthochdeutschen Lenes stimmlos waren, so daß sie aus phonetischen Gründen mit den Fortes zusammenzufallen drohten. Dem wichen die Fortes durch Dehnung aus [*t*ː, *p*ː, *k*ː]; das wiederum soll Druck auf die vorhandenen Geminaten ausgeübt haben [*tt*ː, *pp*ː, *kk*ː], woraus sich dann die Affrikaten gebildet hätten. »Diese sind anlautend und nachkonsonantisch bewahrt, wurden aber nachvokalisch zu den langen Spiranten *f*: *s*: *χ*: ... Bei der hochdeutschen Lautverschiebung ist ja die Affrikata als Vorstufe der langen Spiranten ... überhaupt nicht wegzuleugnen« (S. 196). Die unverschobenen Phonemsequenzen hätten in erster Linie lautphysiologische Gründe (schwierig auszusprechende Phonemkombinationen). Dagegenüber erklären die Anhänger der »Behauchungs-Theorie« (SCHÜTZEICHEL [493] S. 243) die Tatsache, daß die Fortes in den Sequenzen *st*, *sp*, *sk*, *tr*, *ft*, *ht* unverschoben bleiben, in Anschluß an WILMANN'S ([601] I, S. 67 ff.) dadurch, daß die Fortes aus kombinatorischen Gründen keine aspirierten Allophone entwickelten (so auch SCHWEIKLE [506] S. 254).

Die obige Übersicht über die Durchführung der althochdeutschen Konsonantenverschiebung hat deutlich gemacht, daß die Lenesverschiebung noch am konsequentesten im Dentalbereich wirksam geworden ist; auch dies ist systemimmanent bedingt: Der Platz von voralthochdeutsch /*d*/ wird durch /*p* > *d*/ eingenommen. Vgl. die jeweiligen Korrespondenzen:

got.	<i>þaurus</i> <i>qīþan</i> <i>qap</i>	ahd.	<i>dorn</i> <i>quedan</i> <i>quad</i>
------	---	------	---

(Die Geminata *þþ* kann hier vernachlässigt werden, da sie, wie gesagt, selten vorkommt, in der Belastung des Systems kaum eine Rolle spielt.)

Somit ist auch dieser Phonemwandel in engem strukturellen Zusammenhang mit der ahd. Konsonantenverschiebung zu sehen, es handelt sich um sich gegenseitig bedingende Elemente eines Prozesses. Der Grund für den Wandel /*p* > *d*/ könnte darin liegen, daß im Dentalbereich im Gegensatz zu den Labialen und Gutturalen die Spiranten über-

besetzt waren (und wohl auch heute noch sind), weswegen sich dieser Lautwandel, vom Süden, möglicherweise vom Bair. ausgehend, auch im Niederdeutschen, dies sogar im Gegensatz zur ahd. Konsonantenverschiebung, durchgesetzt hat.

Strukturelle Folgen der ahd. Konsonantenverschiebung:

- Im Obstruentensystem kommt eine neue Reihe, und zwar die der Affrikaten, dazu.
- Das Merkmal, das das voraltoberdeutsche Konsonantensystem kennzeichnete, nämlich der Gegensatz zwischen einfachen und geminierten Konsonanten, wird aufgegeben. Damit ist der Grund gelegt für die Artikulationsstärke (bzw. Sonorität), die im heutigen System der Geräuschlaute eine wichtige Funktion hat.

Somit wird hier versucht, Ausgangsstadium und Entwicklungsphasen der althochdeutschen Konsonantenverschiebung, die alle nicht belegt sind, aufgrund von systemimmanenten Entwicklungstendenzen eines voraltoberdeutschen Obstruentensystems zu erschließen. Damit ist notwendigerweise die Frage verbunden, wie das entsprechende voraltfränkische System ausgesehen hat und warum dessen »Finalität« (COSERIU [75] S. 166) eine Konsonantenverschiebung nicht vorsieht. Im Anschluß an LERCHNER ([294] S. 192), läßt sich als Teilsystem der Explosive und der Spiranten rekonstruieren:

- | | | | | |
|-------------------------------|------|------|------|------|
| (1) stimmlose Verschußlaute: | /t/ | /p/ | /k/ | |
| (2) stimmhafte Verschußlaute: | /d/ | /b/ | /g/ | |
| (3) stimmlose Reibelaute: | /pp/ | /ss/ | /ff/ | /pp/ |
| (4) stimmhafte Reibelaute: | /d/ | /z/ | /v/ | /g/ |

Dieses System unterscheidet sich grundsätzlich von seinem voraltod.

Pendant (s. o. S. 33):

- Es ist ein strenges Vierersystem (mit Ausnahme der dentalen Spiranten, die ebenfalls überrepräsentiert sind); jeweils zwei distinktive Merkmale (Okklusion und Sonorität) bestimmen die Oppositionen.
- Es hat, wie schon angedeutet, die Sonorität als bestimmtes Element erhalten.
- Geminaten spielen in ihm keine Rolle (höchstens als Allophone).

Damit sind die Bedingungen für die Bildung von aspirierten Allophenen nicht gegeben. Das will sagen, daß der Merkmalwechsel Druckstärke → Aspiration, das phonologische »Kernstück der II. Lautverschiebung« (LERCHNER [294] S. 193), nicht möglich ist. Zudem fehlen die Geminaten als »phonologischer Katalysator« (»catalyseur phonologique« MARTINET [315] S. 90) der Entwicklung von Affrikaten.

Mit einer solchen phonologisch orientierten Darstellung sind in erster Linie nur die internen Vorgänge der althochdeutschen Konsonantenverschiebung beschrieben. Weitergehendes ist damit noch nicht gesagt, eine

Reihe von Fragen bleibt noch offen. Die Ursachen der althochdeutschen Konsonantenverschiebung sind nach wie vor unklar, auch wenn sich die Forschung sehr um eine Lösung bemüht hat. Zwei Klassen von Ansätzen lassen sich unterscheiden:

(1) Sprachinterne Ansätze: hier wird vor allem der Wandel des Wortakzents als Ursache angeführt, der auch zu einer Verlegung der Silbengrenze geführt habe; damit wird das Problem nur verschoben, denn die Frage nach der Ursache für den Akzentwandel kann nicht beantwortet werden.

Vgl. dazu: BAESECKE [11]; dazu auch BRINKMANN [54] S. 140: »und auch Baeseckes Meinung, daß die expiratorische Energie des Anfangsakzents schuld sei (Einführung, § 55.2) gibt im Grunde nur eine Tatsache, keine Erklärung«; ferner BRINKMANN [55]; FOURQUET [131]; HAMMERICH [186]; NORDMEYER [374]; REIFFENSTEIN [417]; SCHMITT [477]; SCHWEIKLE [506]; ZABROCKI [618]; und vor allem LERCHNER [294].

(2) Sprachexterne Ansätze:

(2.1.) Seit J. GRIMM [171] ist oft ein nationalpsychologisches Argument ins Treffen geführt worden: »Wie sollte es anders sein, als dasz ein so heftiger aufbruch des volks nicht auch seine sprache erregt hätte, sie zugleich aus hergebrachter fuge rückend und erhöhend? liegt nicht ein gewisser mut und stolz darin, media in tenuis, tenuis in aspirata zu verstärken? ... Als ruhe und gesittung wiederkehrten, blieben die laute stehn, und es darf ein zeugnis für die überlegne milde und bändigung des gothischen, sächsischen und nordischen stamms geben, dasz sie bei der ersten verschiebung beharrten, während die wildere kraft der Hochdeutschen noch zur zweiten getrieben wurde« (GRIMM [171], S. 306f.). W. MITZKA, der im Alemannischen den Ursprung der ahd. Konsonantenverschiebung sieht, kommt auf »ein Jahrhunderte lang andauerndes aktives stammhaftes Hochgefühl« der Alemannen zu sprechen ([344] S. 67), nachdem sie »den Limes durchbrochen haben und gegen die Weltmacht der Zeit in breitem Keil bis in die Schweiz als Bauern vorwärts gedrängt haben« ([347] S. 55; ähnlich auch [345] S. 110). Gegen eine derartige Argumentation wendet SCHÜTZEICHEL ([493] S. 191) mit Recht ein, daß die Alemannen »schon früh von den Franken geschlagen« sind, »so daß man ebensogut – oder mit noch größerem Recht – eine Entstehung der Lautverschiebung bei den Franken und Übernahme durch die südlichen Völkerschaften erwägen kann«; einen ähnlichen Einwand, nur mit anderen Folgerungen, bringt auch CORDES ([72] S. 20). Demgegenüber hat O. HÖFLER ([213] S. 318), solche Überlegungen nicht nur aufgenommen, sondern, indem er auch bei den Ostgermanen eine Konsonantenverschiebung gleich der althochdeutschen gefunden haben will, sogar ausgeweitet: »Das Gemeinsame jener ›verschiebenden‹ Stämme kann wohl nur darin liegen, daß sie in bewegte Wan-

derschicksale gerieten ... was Mitzka als den seelisch-geschichtlichen Grund der zweiten Lautverschiebung für die vorrückenden Alemannen in Anspruch genommen hat – eine erhöhte Lebensintensität und ein schärfer gespanntes Lebensgefühl [?] –, das wird auch bei jenen Stämmen gewirkt haben, die damals am weitesten in die Fremde zu ziehen wagten«. Ähnlich auch CURTIUS [79]; MÜLLENHOFF [363]. Vgl. auch die Kritik von NORDMEYER [374]; MARCHAND [313].

(2.2) Auch physiologische Ursachen wurden genannt, vor allem die stärkere Atemtätigkeit infolge des Vorstoßes germanischer Stämme ins Gebirge. So WUNDT [617] S. 420ff.; MEYER [336]; COLLITZ [70]; POKORNY [403]; dagegen PROKOSCH [405] und BEHAGHEL [26] S. 426f.

(2.3) Am meisten Wahrscheinlichkeit ist bei aller Unbeweisbarkeit noch der These zuzubilligen, daß das Einwirken von sprachlichem Substrat, der Sprache(n) der vorgermanischen Bevölkerung die Ursache der ahd. Konsonantenverschiebung sei. Keltisches Substrat vermuteten GINNEKEN [160] S. 490f.; FEIST [112] bis [115] sowie HEINERTZ [191]; dagegen KRAUSE [271], MERINGER [333], BEHAGHEL [26] S. 427f.; BRINKMANN [54] S. 138f. Rätisches Substrat nahmen an KAUFFMANN [236]; KRAUSE [271]; MERINGER [333]; GÜNTERT [176]; dagegen BRINKMANN [54] S. 138f.; HEINERTZ [191] S. 15; LESSIAK [295] S. 152ff. FRINGS [143] S. 37, denkt »an die Alpenillyrer«, wogegen sich SCHÜTZEICHEL [494] S. 187, wendet (»mechanistische Auffassung vom sprachlichen Geschehen«). BROSNAHAN [58] schließlich sieht die Affrikaten in einem gesamteuropäischen Zusammenhang und stellt die Hypothese eines alten gesamteuropäischen Substrats auf. Im ganzen bleibt es auch hier bei Vermutungen, so daß manche Autoren sich gegen jede Annahme eines sprachlichen Substrats aussprechen: »Daß die Lautverschiebung durch Mischung mit nichtgermanischen, fremdsprachigen Bevölkerungsteilen entstanden sei, läßt sich also nicht erweisen« (BRINKMANN [54] S. 139; vgl. auch WISSMANN [604] und H. MOSER [352]). Jüngst hat SONDEREGGER ([536] S. 140) noch einmal sehr vorsichtig die Möglichkeit von Substrateinwirkung zu bedenken gegeben: »Für die zweite ... Lautverschiebung wird man bedenken müssen, daß sie bei den Alemannen und Baiern im wesentlichen auf frühmittelalterlichen Neusiedlerboden erwachsen ist, wo Einflüsse von inkorporierten Substratsprachen (Keltisch, Romanisch) nicht auszuschließen sind. So ist es mindestens nicht abwegig, an eine Systembeeinflussung zu denken, die wesentliche Anstöße von außerhalb des Germanischen aufgenommen hat. Doch müßten die einzelnen Schritte eines solchen Vorgangs genauer nachgewiesen werden«. (Ähnlich schon vorher MITZKA [344]; SCHIRMUNSKI [464] S. 348f.; 351; FOURQUET [131]; KELLER [239] S. 177.)

Es hat sich bereits bei der Diskussion der Entstehungsursachen der ahd. Konsonantenverschiebung gezeigt, daß diese Frage eng verbunden

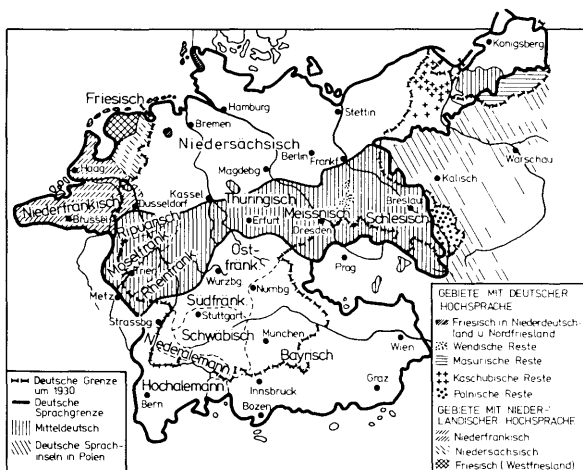
ist mit dem räumlichen Ansatz. Hier lassen sich in der Forschung zwei Richtungen feststellen:

- (1) Die Annahme einer Monogenese: Die Vertreter eines einzigen Ursprungslandes gehen von der Tatsache aus, daß die althochdeutsche Konsonantenverschiebung am vollständigsten in den oberdeutschen Dialekten durchgeführt ist (s. u. S. 42). Folgende Mundarten werden angeführt: Langobardisch von BETZ [35]; SCHIRMUNSK [464] S. 351; Bairisch von SCHWARZ [501]; BRINKMANN [54] S. 138; Alemannisch von STECHE [542]; MITZKA [345], [346] und [347]; BRAUNE/EGGERS [52] S. 83, § 83 Anm. 2.
- (2) Die Verfechter einer Polygenese interpretieren Belege für die Konsonantenverschiebung, die sie z. T. auch in mitteldeutschen Dialekten gefunden haben, als Beweis, daß die althochdeutsche Konsonantenverschiebung in mehreren Mundarten autochthon sei. Für das Oberdeutsche, also das Bairische und das Alemannische, plädiert bes. FRINGS [143] S. 15. HÖFLER sieht überhaupt parallele Entwicklungstendenzen, v. a. bei den Ostgermanen, wie bei den deutschen Stämmen ([112], [113] und [114]). Derartigen Erwägungen kommt zugute, daß man auch in skandinavischen Sprachen eine Konsonantenverschiebung beobachtet haben will (ZABROCKI [619]; SCHIRMUNSKI [465] bes. S. 24 ff.; zum Neudänischen s. SCHUHMACHER [495]). Zu HÖFLER vgl. auch die Rezensionen von SONDEREGGER [522] und MARCHAND [313].

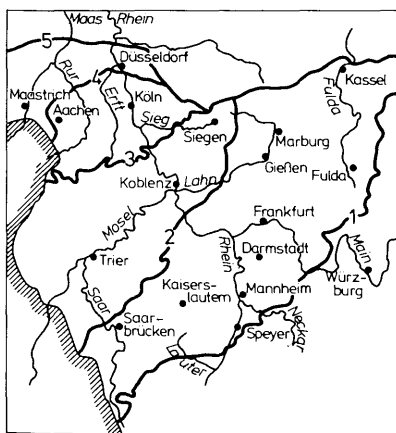
BRUCH [59] wollte Polygenese im Oberdeutschen und Westfränkischen annehmen, wogegen HEEROMA [189] Stellung nahm. Zuletzt hat R. SCHÜTZEICHEL, z. T. unterstützt durch Arbeiten seiner Schüler, auf den autochthonen Ursprung der althochdeutschen Konsonantenverschiebung im Oberdeutschen und im Mittelfränkischen hingewiesen: SCHÜTZEICHEL'S große Untersuchung [493] sowie zahlreiche Aufsätze (s. sein Literaturverzeichnis).

Die Auseinandersetzung um die Thesen SCHÜTZEICHEL'S ist eine interessante Dokumentation darüber, daß verschiedene theoretische Voraussetzungen zu konträren Beurteilungen kommen können. Für SCHÜTZEICHEL ist es vor allem der sog. Rheinische Fächer, der ihn eine Polygenese der ahd. Konsonantenverschiebung annehmen läßt. In der Tat ist nicht nur in diesem Bereich – das Bild, das sich aufgrund von verschobenen und unverschobenen Formen bietet, verwirrend.


In der traditionellen Dialektologie dient das »Resultat« der ahd. Konsonantenverschiebung der Einteilung des deutschen Sprachraums in Dialektgruppen, bzw. umgekehrt formuliert: Die ahd. Konsonantenverschiebung ist für das Entstehen von deutschen Dialekten verantwortlich; vgl. folgende Karte aus BACH [9] S. 102, die den deutschen Sprachraum zur Zeit seiner größten Ausdehnung darstellt:



Die Sprachlandschaften (vgl. dazu die detaillierte Darstellung von SCHIRMUNSKI [464], S. 271ff.) werden durch Isoglossen mit Konsonantenverschiebungsformen abgegrenzt: Zwischen dem Oberdeutschen und dem Mitteldeutschen ist es die *appel/apfel*-Linie (›Germersheimer Linie‹) als Grenze. Zwischen dem Mitteldeutschen und dem Niederdeutschen wird häufig die ›Benrather Linie‹ (*maken/machen*) oder auch die ›Ürdinger Linie‹ (*ik/ich*) genannt (vgl. dazu GOOSSENS [165], S. 14). Der Rheinische Fächer bietet dabei ein besonders verwirrendes Bild:



Der rheinische Fächer (im Anschluß an BECKERS [23] S. 469)
 1 *appel/apfel*-Linie (›Germersheimer Linie‹)

- 2 *dat/das*-Linie
 - 3 *dorp/dorf*-Linie
 - 4 *maken/machen*-Linie (»Benrather Linie«)
 - 5 *ik/ich*-Linie (»Ürdinger Linie«)
- Germanisch-romanische Sprachgrenze 

Diese Karte demonstriert eindringlich, daß die Konsonantenverschiebungsisoglossen die Dialekträume einerseits konstituieren, andererseits auch durchschneiden. Die Linien gehen je nach Position der verschobenen Formen oder Worte anders, so daß BERGMANN ([29] S. 112) zu dem Urteil gelangt ist, daß die »Verschiebungsgrenze ... von Wort zu Wort verschieden [verläuft]«. Aber auch die Grenze zwischen dem Ober- und dem Mitteldeutschen ist nicht einheitlich, wie es die dialektologische Literatur manchmal nahelegen könnte (vgl. die instruktive Karte KÖNIGS [262] S. 64 mit den diversen *p/pf*-Linien).

Damit stellt sich dieses Problem auch dem Sprachhistoriker. Die Vertreter einer Monogenese der althochdeutschen Konsonantenverschiebung oder einer Entstehung im gesamten Oberdeutschen nehmen an, daß sich die Konsonantenverschiebung nach Norden ausgebreitet und sich schließlich irgendwie »totgelaufen« habe. FRINGS ([143] und [142] S. 87 ff.) z. B. sieht in den westmitteldeutschen Dialektlandschaften die mittelalterlichen Territorien erhalten (dagegen nicht nur KUHN [279]; sondern auch BRUCH [60]; SCHMITT [478]). Aufgrund sehr früher Belege von verschobenen Formen will SCHÜTZEICHEL die Konsonantenverschiebung auch im Mittelfränkischen entstanden wissen.

Diese Annahme ist aber nur haltbar, wenn einzelne verschobene Formen »die Lautverschiebung« repräsentieren; vgl. auch BACH [9], S. 112: »Schützeichels Belege für einzelne verschobene Wörter sprechen nur für sich selbst, nicht aber für die Masse der Lautverschiebungsfälle ... Ist nun »die Lautverschiebung durchgeführt«, wenn vielleicht ein Dutzend Zeugen für sie beigebracht werden können und einige Hundert andere mögliche Verschiebungsfälle unbezeugt bleiben?« In unserem Zusammenhang ist die Entscheidung mit der Annahme eines phonologisch-systematischen Modells gefallen, die Konsonantenverschiebung ist demnach ein Vorgang, der nur in seinem systematischen Zusammenhang gesehen werden kann. Nur wenn man die Verschiebungsvorgänge »atomistisch« sieht (vgl. die Definition der germ. Konsonantenverschiebung von BACH [9] S. 57: »eine Reihe von lautl. Veränderungen, die miteinander weder in ursächlicher Beziehung stehen noch sich zur gleichen Zeit durchgesetzt haben«), können auch zahlreiche Einzelfälle auf eine autochthone Konsonantenverschiebung in mehreren Dialektgebieten hinweisen. Auf alle Fälle deuten die zahlreichen Belege, die Schütz-

EICHEL und seine Schüler beigebracht haben (vgl. dazu auch die imposante Übersicht bei SCHÜTZEICHEL [494] bes. S. 209f.) und die noch keineswegs ausdiskutiert sind, auf eine Prädisposition zur Übernahme der Konsonantenverschiebung ins Fränkische. Trotzdem wird im Anschluß an LERCHNER [294] hier angenommen, daß strukturelle Gründe eine Entstehung der althochdeutschen Konsonantenverschiebung auch im Fränkischen nicht zugelassen haben (so schon vorher auch CORDES [72]).

Weitere Literatur zur Diskussion um die Thesen SCHÜTZEICHEL: LERCHNER [293]; HEINRICHS [194]; GYSSELING [182]; GOOSSENS [164]; JUNGANDREAS [229]; HARD [188]. Dagegen nimmt SCHÜTZEICHEL ([493] im Anhang zur 2. Aufl. S. 337ff.) Stellung; zuletzt ausführlich, von kürzeren Rezensionen abgesehen, GOOSSENS [168], dort auch die Rezensionen der 1. Aufl. vollständig verzeichnet. Dagegen jüngst SCHÜTZEICHEL [494] und BERGMANN [30].

Dazu kommt, daß die althochdeutsche Konsonantenverschiebung in engem strukturellem Zusammenhang mit der südgermanischen Konsonantengemination sowie mit dem Wandel $b > d$ steht, die ihren Ursprung im Süden des deutschen Sprachsystems haben dürfte. Wenn man dazu in Beziehung setzt, daß die Gemination ihren Herd im Alemannischen haben dürfte (REIFFENSTEIN [416]), dann gewinnt die These, daß auch die althochdeutsche Konsonantenverschiebung im Süden, wenn nicht gar im Alemannischen ihren Ausgangspunkt habe, »an Wahrscheinlichkeit« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 83, § 83 Anm. 2. Vgl. auch die Bemerkungen v. S. 24 zum Elbgermanischen).

Die Tatsache, daß die Lenesverschiebung im Bairischen konsequenter durchgeführt auftritt, führt SONDEREGGER ([536] S. 134) zu einer differenzierteren Annahme: »Räumlicher Ausgangspunkt der hochdeutschen Lautverschiebung scheint das Alemannische für die Tenuesverschiebung, das Bairische für die Medienverschiebung gewesen zu sein, so daß man von einer oberdeutschen Lautverschiebungskernlandschaft sprechen darf, die nach Norden das Fränkische und etwas auch nach Süden ins Langobardische ausstrahlt, soweit nicht gemeinsame Entfaltungstendenzen wirksam waren«. Gegen die Spaltung in eine Fortes- und eine Lenesverschiebungslandschaft spricht nicht nur der strukturelle Zusammenhang der beiden Verschiebungsteile. Es bleibt zu erwägen, ob nicht die Lenesverschiebung im Alemannischen deshalb in geringerem Ausmaß begegnet, weil dort fränkischer Einfluß stärker wirksam gewesen ist als im Bairischen (vgl. WOLF [610] und unten das zu den St. Galler Vorakten Gesagte).

Die Frage, wie oder warum sich die Konsonantenverschiebung in einzelnen Formen ins Fränkische ausbreiten konnte, ist noch zu stellen. Die ersten Hinweise dafür gibt MITZKA ([346] S. 69f.): »Das Fränkische schließt sich, offenkundig in seiner politisch werbenden Einstellung zu

den doch nicht immer entschieden unterworfenen süddeutschen Stämmen, diesen in ihrer Sprache an«; dies geschieht, »soziologisch gesehen, in der obersten Schicht hüben und drüben ... mit dem fränkisch-strategischen Ziel des Zusammenschlusses, der Reichseinheit der Sprache, die allerdings nicht gleich erreicht worden ist«. Diesen Ansatz weitet LERCHNER ([294] S. 270ff.) aus, indem er die Ergebnisse HEINRICH'S [193] und [194] über eine »kontinuierlich nachweisbare sprachsoziologische Differenzierung des Rheinisch-Westmitteldeutschen« (LERCHNER [294] S. 271) als Basis seiner Überlegungen heranzieht: »Der Kontakt des altfränkischen mit dem altoberdeutschen System hat sich im geschichtlichen Rahmen der siegreichen Auseinandersetzung von Franken mit Alemannen und Bayern vollzogen, genauer im Laufe der Expansion des erstarkenden fränkischen Staates gegen Süden und Südosten, gegen die Stammesherzogtümer der Alemannen und Bayern« (LERCHNER [294] S. 270.).

Damit wird eine doppelte Interferenz, eine gegenseitige Beeinflussung der beiden Systeme möglich und wahrscheinlich: einerseits die Nichtverschiebung bzw. die teilweise Verschiebung der Lenes, die, wie schon ausgeführt, auf frk. Einfluß zurückzuführen sein dürfte; andererseits die Entwicklung einer Sprache der Oberschicht im Fränkischen mit verschobenen Formen, im Gegensatz zu unverschobenen Formen in der Sprache der Unterschicht (vgl. dazu auch CORDES [72] S. 18f.). Es entstehen also Soziolekte aufgrund von Interferenzen, wobei festzustellen ist, »daß die Stratigraphie zweier im Integrationsprozeß stehender Phänomensysteme graduelle Wort-für-Wort und Form-für-Form-Eliminierung des soziologisch absinkenden Subdialekts erkennen läßt« (LERCHNER [294] S. 271); dadurch werden sprachhistorisch und -soziologisch die divergierenden Wortisoglossen erklärbar. In diesem Zusammenhang ist auch die Feststellung wichtig, daß die »überlagernde fränkische Oberschicht ... grundsätzlich, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität, überall da als sprachlich wirksam angenommen werden, wo sie sich über *fränkische Grundschichten* schob« (LERCHNER [294] S. 272). Damit sind zwei Probleme geklärt: Zum einen ist das Nebeneinander von verschobenen und unverschobenen Formen »als Ausdruck eines ›soziolinguistischen Rahmens sprachlandschaftlicher Diglossie‹ zu deuten« (GOOSSENS [168] S. 288); es handelt sich also »um Zweisprachigkeit einer höheren und einer niedrigeren Sprache« (CLYNE [65] S. 643). Zum andern wird deutlich, daß dort, wo eben keine fränkische Grundschicht war, von der sich die Oberschicht abheben wollte, auch keine Aufnahme oder Übernahme lautverschobener Formen notwendig war, wie etwa im Altsächsischen. Vor diesem Hintergrund wird auch eine Deutung der strukturellen Verhältnisse in den rezenten Dialekten möglich; s. dazu WOLF [611].

Damit aber werden SCHÜTZEICHELs Arbeiten und die seiner Schüler aufs neue wichtig, weil »alle Quellenfragen im westlichen Mitteldeutschen vor der mittleren Sprachperiode systematisch und auch wohl weithin vollständig untersucht worden sind« (GOOSSENS [168], S. 288). Dieses reiche Material sollte man mit semantischen Methoden durchforsten und klassifizieren und mit dem soziolinguistischen Ansatz in Zusammenhang bringen (ähnlich auch BACH [9] S. 112).

Der soziolinguistische Ansatz bestätigt sich auch in einer anderen Stelle, und zwar an der graphischen Differenz zwischen Vorakt und Endausfertigung von St. Galler Urkunden aus den Jahren 750–907 (zum Ganzen: SONDEREGGER [524]). In zahlreichen Punkten ist die Schreibung von Eigennamen (der Rest ist lateinisch) in den Vorakten von der in den Urkunden verschieden. Einige Beispiele aus SONDEREGGERS reichem Material:

Annus	Vorakt	Urkunde
764	<i>Tuto</i>	<i>Duto</i>
773	<i>Isisperto</i> <i>Amulperto</i>	<i>Hisinberto</i> <i>Hamulberto</i>
782	<i>Ualpert</i> <i>Pusilo</i>	<i>Walbert</i> <i>Busilo</i>
822	<i>Suuidker</i> <i>Roadker</i>	<i>Suwitgarii</i> <i>Roadgarii</i> (neben <i>-karii</i>)
824	<i>Kerpold</i>	<i>Gerbald</i>

Soweit Beispiele mit anlautenden Lenes bzw. deren Entsprechungen; aber auch Belege im In- und Auslaut:

Annus	Vorakt	Urkunde
787	<i>Uuitucanno</i>	<i>Widogangio</i>
800	<i>in Acinmarha</i>	<i>in villa Angin</i>
804	<i>cum hopa sua</i> <i>Uuolfcoozreuti</i>	<i>cum hoba sua</i> <i>Wolfcoozreod</i>
805	<i>in Taukindorf</i>	<i>in Taugindorf</i>

Die Vermutung liegt nahe, daß die Formen in den Vorakten der gesprochenen Sprache näher sind als die Urkundenformen. Ähnliches ist zu beobachten bei /d < P/: In den Vorakten begegnet fast ausschließlich <d>, und zwar vom Anfang der Überlieferung an, während die Urkunden noch ziemlich lang <th, dh> aufweisen. Das will sagen, daß sich in der gezielten Schriftlichkeit, in den Endausfertigungen der Urkunden, frk. Einfluß geltend macht (vgl. auch die vielen Schreibungen mit <th> im ahd. ›Tatian‹, mit <dh> im ahd. ›Isidor‹). Auch von daher wird die

Annahme, daß die Lenesverschiebung ihren Ursprung im Bair. habe, zumindest fraglich. Es ist damit zu rechnen, daß die Schriftlichkeit von Anfang einer deutschsprachigen Überlieferung an sich zumindest teilweise verselbständigt und ihre eigenen Wege geht, von deutschen Einsprengeln in lat. Texten ganz abgesehen und von den Problemen, die ein lateinisches Alphabet für eine neue Schriftlichkeit mit sich bringt ganz zu schweigen; vgl. dazu auch PENZL [398] S. 28 ff.

Die Festlegung der Entstehungszeit der althochdeutschen Konsonantenverschiebung erweist sich als äußerst schwierig, da sie in ihrem Ursprungsgebiet in vorliterarischer Zeit durchgeführt worden ist. Zudem ist die zeitliche Fixierung derartiger komplexer sprachlicher Vorgänge, die sich ja über größere Zeiträume hinweg vollziehen, überhaupt problematisch. Deshalb sollen hier nicht alle Ansätze vorgestellt und erörtert werden, sondern nur einige, die auch methodisches Interesse beanspruchen können (zum Ganzen vgl. die Übersichten bei LERCHNER [294] S. 24 ff., und BRAUNE/EGGERS [52] S. 83).

Häufig wurden Eigennamen zur Bestimmung der Chronologie herangezogen.

- (1) KLUGE [253] wollte aus der Verschiebungsform *Etzel* < *Attila* die Datierung der ahd. Konsonantenverschiebung auf 450–500 festlegen. Wir erhalten aber dadurch höchstens einen terminus post quem (BAESECKE [11] S. 14).
- (2) STECHE [542] und [543] brachte den Namen des 554 in Oberitalien gefallenen Alemannenherzogs *Butilin* ins Gespräch, der bei Gregor von Tour und Marius von Aventicum als *Buccelinus*, bei einem byzantinischen Geschichtsschreiber als *Buselinos* (Βουσελίνος) und im Codex traditionum des Klosters Weißenburg (699) als *butzelino* bzw. *buccelinus* auftaucht. Vgl. die einläßliche Widerlegung der daraus abgeleiteten Chronologie STECHES durch WAGNER [569].
- (3) BETZ [35] hob einen Langobardenherzog *Zaban* (574) hervor, den er etymologisch zu anord. *tafn* ›Opfer‹ stellt. Er erwähnt auch die Form *Zeia* für got. *Teia*.
- (4) MITZKA [347] stützte sich auf die Wurmlinger Lanzenspitze (6./7. Jh.) und auf das Hailfinger Schwert (um 650), die beide Namen mit dem Suffix *-rih* als Entsprechung für got. *reiks*, mit Runen geschrieben, enthalten. Dagegen HAMMERICH [181]; HÖFLER [214]; SCHÜTZEICHEL [493] S. 279: Laute in schwachtonigen Silben können kaum zur Argumentation herangezogen werden.

Im ganzen ist dazu festzustellen, daß Namen für solche Fragen überhaupt nur mit großer Vorsicht heranzuziehen sind, weil diese sich vor allem graphisch oft anders verhalten als die übrigen Zeichen einer Sprache. Bei Namen in fremdsprachiger Umgebung ist zudem mit Phonem- bzw. Graphemersatz zu rechnen.

Schließlich stellen sich gerade bei *nomina propria* häufig nahezu unüberwindliche Probleme der Deutung (zuletzt dazu MATZEL [323]).

Jüngst hat SONDEREGGER [534] S. 157 ff. und [536] S. 128 ff. eine gestaffelte Datierung vorgeschlagen:

5./6. Jh.	$t > ʒʒ$	$t > z$
6./7. Jh.	$p > ff$	$p > pf$
7./8. Jh.	$k > hh$	$k > kχ$

seit dem 8. Jh.: Lenesverschiebung

Eine solche Chronologie ist dann möglich, wenn man annimmt, daß die Verschiebungsallophone der Lenes sich erst nach der Durchführung der Fortesverschiebung phonemisiert haben.

Weitere Literatur s. bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 82 ff., § 83 ff., LERCHNER [294] und SCHÜTZEICHEL [493]. In den beiden letztgenannten Werken auch ausführliche Auseinandersetzung mit der Forschung.

2. Die althochdeutsche Vokalverschiebung

Die Bezeichnung ›ahd. Vokalverschiebung‹ faßt zwei Vorgänge im Vokalsystem des Ahd. zusammen, die bisher nicht (vgl. zusammenfassend BACH [9] S. 139 f.) oder nicht so eindeutig (z. B. PENZL [398] S. 124 ff., 131 ff.) als zusammengehörend gesehen wurden: die ›althochdeutsche Monophthongierung‹ (2.1.) und die ›ahd. Diphthongierung‹ (2.2.). Auch hier ist wie bei der althochdeutschen Konsonantenverschiebung festzuhalten, daß die Wahl der strukturalistisch ausgerichteten Sprachbetrachtung sehr wesentlich den Gegenstand von vornherein in eine bestimmte Richtung festlegt.

2.1. Monophthongierung

Sie betrifft die Korrespondenten der vorahd. Diphthonge /ai/ und /au/. Vgl. das Bild, das sich in der ahd. Flexion der starken Verben (›Ablautreihen‹) darbietet:

Verb- klasse			
I	<i>rītan / reit</i> <i>stīgan / steig</i>	vs.	<i>zīhan / zēh</i> <i>spīwan / spē(o)</i>
II	<i>liogan / loug</i> <i>klioban / kloub</i>	vs.	<i>biotān / bōt</i> <i>giōzan / gōz</i> <i>siodān / sōd</i> <i>kiosān / kōs</i> <i>ziōhan / zōh</i>

Noch deutlicher stehen das Althochdeutsche und das Altsächsische auch in diesem Bereich zueinander in Opposition:

vorahd.	ahd.	vs.	as.
/ai/	<i>stein</i> <i>heilant</i>		<i>stēn</i> <i>hēliand</i>
/ou/	<i>toufen</i> <i>giouhhōn</i>		<i>dōpian</i> <i>ōkian</i>

Aus diesen Gegenüberstellungen werden zwei Phänomene ersichtlich:

- (1) Im Altsächsischen sind *ai* und *au* durchweg, d. h. in allen Positionen monophthongiert.
- (2) – Der vorahd. Diphthong *ai* erscheint im Althochdeutschen vor *h*, *r*, *w* und im Auslaut einiger Interjektionen zu \bar{e} monophthongiert (vgl. die ausführlichen Erörterungen bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 42 ff., §§ 43 f.).

Beispiele für die Position vor *r* und im Auslaut begegnen in der Verbalflexion nicht. Belege dafür finden sich in den St. Galler Vorkakten (s. u. 2.3) oder sind zu rekonstruieren:

ahd. *mēr* < germ. * *maizō*
 ahd. *wē* >wehe< < germ. * *wai*

Die got. Graphien mit *ai*, die häufig als Beleg für einen Diphthong angeführt werden (in unseren beiden Beispielen: *mais* und *wai*), sind m. E. nicht stichhaltig, da *ai* doch eher in allen Fällen analog dem griechischen Usus zur Zeit Wulfilas als Wiedergabe eines Monophthongs anzusehen ist denn als Repräsentant oder Reflex eines Diphthongs (vgl. die Dokumentation darüber bei HEMPEL [199] S. 66 ff.; BRAUNE/EBBINGHAUS [51], S. 22 ff., §§ 20 ff.; demgegenüber ist KRAUSE [273] S. 67 ff. weiterhin der Meinung, daß den got. Digraphen *ai* und *au* auch diphthongische Geltung zukomme).

- Der vorahd. Diphthong *au* ist vor *h* und vor allen Dentalen zu \bar{o} zu monophthongiert.

2.2. Diphthongierung

Sie betrifft vorahd. / \bar{e} / und / \bar{o} /. Mit / \bar{e} / ist das sog. \bar{e}^2 gemeint, das nicht aus dem Indogermanischen ererbt ist, sondern sich erst im Gemeingermanischen entwickelt hat (zu den Entstehungstheorien vgl. jetzt am besten RAUCH [411] S. 18 ff.).

Vgl. folgende Übersicht:

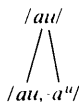
Vorahd.	as.	vs.	ahd.
/ē/	<i>hēr</i> <i>brēf</i>		<i>hiar/hier</i> <i>brīaf/brief</i> (< vulgärlat. <i>brēve</i>)
/ō/	<i>brōđar</i> <i>gōd</i>		<i>bruoder</i> <i>guot</i>

Die Diphthongierung wurde nur im Hochdeutschen durchgeführt. Über die Weiterentwicklung des Diphthongs /ia/ s. u. S. 58f.

2.3. Beurteilung

Als Ausgang bzw. Anstoß dürfte die Monophthongierung anzusehen sein:

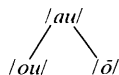
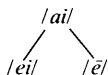
In bestimmter konsonantischer Umgebung haben sich aus artikulatorischen Gründen positionsbedingte Allophone gebildet:



Dabei muß man sich vorstellen, daß die erste Konstituente der Diphthonge, das [a] vom Folgevokal beeinflusst worden ist, so daß sich dann im Zuge einer Totalassimilation die Vokale »in der Mitte« getroffen haben: $a \leftrightarrow i > e$, $a \leftrightarrow u > o$ (so RAUCH [411]). SONDEREGGER [524] S. 271 hingegen nimmt an, daß die erste Konstituente in beiden Fällen gehoben und gelängt worden sei, wobei die zweite Konstituente dabei gleichzeitig reduziert worden sei.

Der phonetische Vorgang wird also ziemlich einheitlich beurteilt. Wichtig ist, daß es dann zu einer Phonemspaltung, d. h. zu einer Phonemisierung der jeweiligen Allophone kommt:

Voralthochdeutsch



Althochdeutsch

Die graphische Realisierung <ei> und <ou> im Ahd. deutet darauf hin, daß bei den »erhaltenen« Diphthongen eine teilweise Assimilation der ersten Konstituente an die zweite $/a \rightarrow e + i/$, $/a \rightarrow o + u/$ stattgefunden hat.

Die Gründe für die Phonemisierung der ursprünglichen Allophone hat am einleuchtendsten PENZL [394] dargestellt: Vor den Halbvokalen j

und *w* standen keine monophthongischen Allophone, diese Halbvokale schwanden dann im Auslaut, so daß zur weiteren Unterscheidung von Zeichen vokalische Phoneme notwendig wurden; vgl. die Oppositionen:

	as. <i>ei</i> – ahd. <i>ei</i>	(* <i>ai</i> < * <i>aij</i>)	
vs.	as. <i>wē</i> – ahd. <i>wē</i>	(* <i>wē</i> < * <i>wai</i>)	
	as. <i>glau</i> – ahd. <i>glou</i>	(* <i>glau</i> < * <i>glauw</i>)	›klug‹ (vgl. <i>glao/gilao</i> Otfrid, <i>kelou</i> Notker)
vs.	as. <i>frō</i> – ahd. <i>frō</i>	(* <i>frō</i> < * <i>frau</i>)	

Dazu kommt, daß in der Folge der ahd. Konsonantenverschiebung die gutturalen Spiranten zusammenfielen. Die Opposition */ē/* – */ei/* und */ō/* – */ou/* aber weist noch darauf hin, daß die Diphthonge nur vor »altem« */χ/*, nicht vor */χ/* < *k/* monophthongiert wurden; vgl.

	ahd. <i>leih</i>	(* <i>laih</i> < * <i>laik</i>)	›Melodie, Gesang‹ (Notker)
vs.	<i>lēh</i>	(* <i>leh</i> < * <i>laih</i>)	Prät. von <i>līhan</i>
	ahd. <i>rouh</i>	(* <i>rauh</i> < * <i>rauk</i>)	
vs.	<i>hōh</i>	(* <i>hōh</i> < * <i>hauh</i>)	

Mit der Phonemisierung der neuen Monophthonge war die »Gefährdung« eines Phonemzusammenfalls gegeben, und diese »détresse phonologique« (DAL [83]) bewirkte, daß die alten Monophthonge auswichen (s. dazu die ausführliche Darstellung von RAUCH [411]):

<i>ai</i> >	\bar{e}	>	\bar{e}	<i>au</i>	>	\bar{o}	>	\bar{o}	(↓ bedeutet hier: übt einen Druck aus)
	↓				↓				
	\bar{e}	>	<i>ia</i>		\bar{o}	>	<i>uo</i>		

Es zeigt sich also, daß neben der althochdeutschen Konsonantenverschiebung auch die Vokalverschiebung wesentlich zur Eigenstellung des Hochdeutschen beigetragen hat.

Wichtig ist besonders die Tatsache, daß die Phoneme */ai/* und */ou/* sich nur im Hochdeutschen gespalten haben, nicht hingegen im Altsächsischen, das durchgehend monophthongiert, somit die Oppositionsdistanz zu den anderen Vokalphonemen beibehalten und nur die distinktiven Merkmale geändert hat. Zugleich ist zu beobachten, daß das Altsächsische die Diphthongierung nicht durchgeführt hat, wobei aber jeweils zwei Langvokalphoneme */ē/* – */ê/*, */ō/* – */ô/* erhalten geblieben sind (vgl. dazu und auch zum Problem der Allographen *ie*, *i* und *ae* für beide < \bar{e} >-Grapheme sowie < *o* ~ *uo* > die ausführlichen Bemerkungen

VON CORDES [74] S. 199ff.; ferner die älteren Übersichtsdarstellungen von HOLTHAUSEN [218] S. 36ff.; LASCH [287] S. 77ff., 94ff.).

Dieser geographische Befund war schon früh Anlaß für die These, daß die Monophthongierung vom Niederdeutschen ausgegangen sei. Vgl. die zusammenfassende Stellungnahme von BACH [9] S. 139f.: »Dieser Übergang [i. e. die Monophthongierung] scheint vom NW her mit erschlaffender Kraft nach S vorgedrungen zu sein«; /ei/ und /ou/ für vorahd. /ai/ und /au/ werden als »Kompromiß zwischen dem nördl. $\bar{e} < ai$ und $\bar{o} < au$ und den im S nicht zu \bar{e} , \bar{o} vereinfachten Diphthongen« angesehen. Ähnlich auch TSCHIRCH [556] I, S. 180: »Die Kraft dieser im Norden des dt. Sprachgebiets aufgebrochenen Tendenz zur Einebnung erlahmt bei ihrer Weiterstrahlung nach Süden.«

Dementsprechend wurde auch angenommen, daß die Diphthongierung vom Mitteldeutschen (Rheinfränkischen) ausgegangen sei und sich dann nach S hin ausgebreitet habe. Der Germanist FRINGS [139], [140] und der Romanist v. WARTBURG [573], [574] vermuteten zudem romanischen Einfluß, vgl.

lat.	<i>vénit</i>	>	afz.	<i>viént</i>
lat.	<i>mórit</i>	>	afz.	<i>muórt</i>

(Beispiele aus KESSELRING [243] S. 149).

»Experten sind der Auffassung, daß diejenigen Diphthongierungen, durch die sich das Französische von den übrigen romanischen Sprachen unterscheidet, durch den Einfluß des germanischen Vokalsystems bedingt sind, das sich durch einen scharfen Gegensatz von Länge und Kürze auszeichnete. Franken und Burgunder übertrugen danach diese Opposition auf das Romanische ...«. (KESSELRING [243] S. 149). Für FRINGS [140] spielten sich diese Vorgänge in Form eines Gebens und Nehmens ab: »Das Germanische griff mit seinen Längen in das Romanische ein, das Romanische griff mit Diphthongen in das Germanische zurück.« (S. 103) Somit liegt für ihn der Ursprung der Diphthongierung »in der Doppelsprachigkeit des Gebietes Loire, Schelde, Maas, Rhein, Mosel« (ebd.). Abgesehen davon, daß die Entstehung der Langvokale im Französischen aufgrund der Wirkung des germanischen Superstrats auch in der Romanistik keineswegs *communis opinio* ist (s. KESSELRING [243] S. 149f., vgl. zum Ganzen die vorzügliche Darstellung von RAUCH [411] S. 72ff.), sind doch auch systemimmanente Tendenzen anzunehmen, auf die schon WILMANN'S [601] I, S. 265 hingewiesen hat, indem er ein »unbewußtes Streben, die verschiedenen Laute auseinander zu halten« annahm. Eine Übernahme der französischen Diphthonge ins Deutsche ist auch deshalb nicht wahrscheinlich, weil im Französischen, wie auch die obigen Beispiele zeigen, der Akzent auf der zweiten Konstituente des Diphthongs, im Deutschen hingegen auf der ersten lag. Zudem

haben die ›Dialektgeographen‹ die Frage nicht beantwortet, warum das Deutsche die fremden Diphthonge übernommen hat (s. dazu auch weiter unten).

Der Zusammenhang von Monophthongierung und Diphthongierung scheint heute unbestritten. Noch nicht geklärt ist die Geographie der althochdeutschen Vokalverschiebung. RAUCH [411] und PENZL [398] und [400] sprechen sich für eine Entstehung im gesamten hochdeutschen Sprachgebiet aus, während BRINKMANN [54] S. 161 ff. und [56] S. 305 ff. und im Anschluß daran BRAUNE/EGGERS [52] S. 43, § 43 Anm. 1 und S. 46, § 45 Anm. 1 (mit wörtlicher Übernahme aus BRAUNE/MITZKA [43]) für einen Ausgang im Fränkischen plädieren.

Auch hier begegnet wieder das Problem der Interpretation von Graphien. Die St. Galler Vorakte demonstrieren, daß mit graphischen Traditionen und Stilschichten zu rechnen ist, die nicht von vorneherein Schlüsse auf phonologische und phonetische Verhältnisse zulassen: Die Vorakte weisen viel früher als die Urkunden Schreibungen auf, die auf die neuen Lautverhältnisse schließen lassen (SONDEREGGER [524] S. 269 ff.).

Zweifelhaft bleibt auch der Zusammenhang zwischen der althochdeutschen und der altsächsischen Monophthongierung. Die Allophonentwicklung im Hochdeutschen läßt eher auf zwei getrennte Entwicklungen schließen, die durch die räumliche Nähe des Fränkischen mit dem südlichen Altsächsischen in eine Beziehung der wechselseitigen Stützung kamen. Ebenso ist es denkbar, daß die französische und die hochdeutsche Diphthongierung sich gegenseitig stützten. Das Fränkische erscheint somit im Schnittpunkt verschiedener Tendenzen gestanden zu haben, was dann den Eindruck des räumlichen Ursprungs zumindest nahelegte.

Auch eine vorsichtige Beurteilung der Graphien läßt eine ziemlich sichere Datierung der ahd. Vokalverschiebung zu:

Monophthongierung	7./8. Jahrhundert
Diphthongierung	8./9. Jahrhundert

Weitere Literatur zur althochdeutschen Vokalverschiebung s. bei RAUCH [411] S. 117 ff. (Literaturverzeichnis) und BRAUNE/EGGERS [52] S. 57 f., § 53.

3. Der Umlaut

Im Gegensatz zu den Lautverschiebungen ist der ›Umlaut‹ ein kombinatorischer Lautwandel: bestimmte Vokale bewirken eine partielle Assimilation des Vokals in einer vorausgehenden Silbe (über die verschiedenen Phänomene, die in der Literatur unter dem Terminus ›Umlaut‹ zusammengefaßt sind, s. die Übersicht von SONDEREGGER [523] S. 1 ff.; BRAUNE/EGGERS [52] S. 55, § 51 Anm. 1).

Im mittelalterlichen Deutsch sind es vor allem zwei Umlautphänomene, die die Struktur des Phonemsystems wesentlich bestimmen, der *i*-Umlaut (3.1.) und die Entwicklung des vorahd. Diphthongs /eu/ (3.2.). Noch nicht geklärt sind die phonetischen Ursachen der Erscheinung Umlaut (vgl. dazu SONDEREGGER [523] S. 9 ff.).

3.1. *i*-Umlaut

Der *i*-Umlaut wird durch ein /i/, /ī/ oder /j/ der Folgesilbe bewirkt. Doch die umlautende Wirkung der Konsonanten /j/ ist nicht unumstritten; SCHWEIKLE [506] S. 237 ff. leugnet sie. In der deutschen Sprachgeschichte werden gemeinhin zwei Umlautphasen angenommen: Primärumlaut im Althochdeutschen und Sekundärumlaut im Mittelhochdeutschen.

Der Primärumlaut erfaßt nur den Kurzvokal /a/ und wandelt ihn zu /e/; er begegnet z. B. bei der Flexion des

Substantivs: *gast* vs. *gesti*
 lamb vs. *lembir*

Verbs: *faran* vs. *feris*

vereinzelt bei der Komparation des Adjektivs:

smal vs. *smelerun* (Isidor)

lang vs. *lengiran* (Ahd. Benediktinerregel), daneben

langero (>St. Galler Schularbeit; s. auch weiter unten)

sowie bei Wortbildungen mit Suffixen, die ein /i/, /ī/ oder /j/ enthalten bzw. enthalten haben:

lant vs. *elilenti*

kraft vs. *kreftīg*

lang vs. *lengī*

harm vs. *hermidi*

bald vs. *beldida*

 vs. *beldē*, woneben *baldī* (s. auch weiter unten).

Eine Reihe von Konsonantensequenzen verhindern, zumindest im Schriftbild, eine Umlautung des /a/ zu /e/: z. B. *ht* (*mahtīg* neben *maht*, bei Otfrid aber auch *mehti* [Plural]: *krefti* [Dat.] 2, 17, 22), *hs* (*wahsit* neben *wahsan*, bei Otfrid aber auch *wehsit*), *lw* (*palwīc* >böse<). Vgl. am besten die detaillierte Übersicht bei SCHATZ [450] S. 39 ff., § 47 ff.

Alle anderen Vokale scheinen in der Graphie unumgelautet auf. Erst bei Notker läßt sich eine mehr oder weniger durchgehende Umlautnotierung auch bei den weiteren Vokalen beobachten. Zum vollständigen >Durchbruch< kommt es im Mittelhochdeutschen: Sekundärumlaut. Er betrifft:

/o/ – /ö/: loch vs. löcher,
/u/ – /ü/: sun vs. süne,

/ā/ – /aē/: nāmen vs. naeme,
/ū/ – /iu/ : hūs vs. hiuser,
/ō/ – /oē/: hōch vs. hoeher/hoehest
/ou/ – /öu/: loup vs. löuber,
/uo/ – /üe/: guot vs. güete,

boc vs. böckelin
zugen vs. züge,
wurf vs. würfel
gebāren vs. gebaerde
brūt vs. briute
louf vs. löufel
bruoder vs. brüeder

Dazu kommen noch die Fälle, in den /a/ im Althochdeutschen noch nicht umgelautet erscheint: *maht* vs. *māhte*, *wall* vs. *wālhisch* (vgl. dazu die ausführlichen Angaben bei PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 42. § 18 Anm. 2; MICHELS [339] S. 64 ff., § 62 ff.).

Schon diese Übersicht zeigt, daß der Umlaut dann konsequent durchgeführt erscheint, wenn die umlautbewirkenden Phoneme in den Folgesilben aufgrund von Lautwandel nicht mehr vorhanden sind. Weiters ist wichtig, daß im Mittelhochdeutschen /*ë*/ (d. i. die Korrespondenz von germ. *e*) und /*e*/ (Ergebnis des Primärumlautes von /*a*/) zwei Phoneme, also nicht zusammengefallen sind, wobei /*ë*/ als offenes [ε], /*e*/ hingegen als geschlossener [e]-Vokal anzusehen ist; d. h. »daß dieses neue *e* das alte *ë* qualitativ sozusagen »passieren« konnte« (MOULTON [358] S. 501), ohne daß mit dieser Feststellung Genaueres über die phonetische Realisierung der beiden Phoneme gesagt werden könnte.

Diese Vorgänge lassen sich am besten in einer Tabelle darstellen (nach MOULTON [358] S. 501; vgl. zum Ganzen auch TWADDEL [560]; PENZL [396]; etwas anders FOURQUET [130]; dagegen wiederum MARCHAND [312]):

1. Stadium: Vorahd.	<i>i</i>	<i>e</i>	<i>a</i>	<i>o</i>	<i>u</i>
2. Stadium: Ahd.	<i>i</i>	<i>e</i>	[<i>ä</i> <i>a</i>]	[<i>ö</i> <i>o</i>]	[<i>ü</i> <i>u</i>]
3. Stadium: Ahd.	<i>i</i>	<i>e</i>	[<i>ä</i> <i>a</i>]	[<i>ö</i> <i>o</i>]	[<i>ü</i> <i>u</i>]
4. Stadium: Ahd.	<i>i</i>	[<i>e</i> <i>ë</i>]	[<i>ä</i> <i>a</i>]	[<i>ö</i> <i>o</i>]	[<i>ü</i> <i>u</i>]
5. Stadium: Mhd.	<i>i</i>	<i>e</i> <i>ë</i>	<i>ä</i> <i>a</i>	<i>ö</i> <i>o</i>	<i>ü</i> <i>u</i>

In dieser Übersicht ist zu sehen, daß die drei Vokalphoneme /*a*/, /*o*/ und /*u*/ und auch die entsprechenden Langvokalphoneme /*ā*/, /*ō*/, /*ū*/ sowie die Diphthonge /*ou*/ und /*uo*/, die in der Tabelle nicht enthalten sind, zunächst vor /*i*/, /*i*/ und /*j*/ in der Folgesilbe als positionsbedingte Allophone in komplementärer Distribution realisiert werden (2. Stadium). Darauf folgt ein Zusammenfall des alten mit dem neuen *e* (3. Stadium). Doch die umlautende Ursache wirkt weiter, weswegen dann auch

das Phonem /e/ aus zwei Allophonen besteht (4. Stadium). Dabei ist wie schon ausgeführt, das Primärumlaut-*e* geschlossener als das alte *ē*: *wëgan* > *wëgen* vs. *wegen* < * *wag-jan* (das schwache Verb ist eine Faktitivableitung vom starken)

stV	schwV
[ɛ]	[e]

Das 5. Stadium, das Mittelhochdeutsche, ist damit erreicht, daß die einzelnen Allophone phonemisiert werden. MOULTON [358] S. 504f. sieht den Grund dafür im Fortfall der umlautbewirkenden, d. h. allophonisierenden Faktoren aufgrund der sog. Endsilbenabschwächung (darüber s. u. 59ff.). Dies sei dann auch der Grund für das Auftauchen der umgelauteten Vokale in der Schrift.

Demgegenüber möchte ANTONSEN [3] bereits für das Althochdeutsche die Umlautvokale als selbständige Phoneme ansehen. Für ihn wären also die oben dargestellten Phasen zu verschieben: Die 2. Phase wäre noch voralthochdeutsch, das Althochdeutsche wäre bereits durch einen »Zusammenfall des ›Primärumlauts‹ von /a/ mit dem /e/-Phonem« (ebd. S. 188) gekennzeichnet; Phase 5 wäre noch althochdeutsch. Die Schreibe wäre für die Annahme einer Phonemisierung nicht so signifikant.

Die Phonemisierung der Umlautallophone hat auf alle Fälle noch einen weiteren, wichtigeren Grund: Die Alternanz nicht umgelautet – umgelautet ist, ebenfalls wegen des Wegfalls der *i*-Laute, »ein zusätzliches Pluralmorphem geworden« (DAL [82] S. 36), die Alternanz im Stammvokal hat somit »morphologische Relevanz bekommen«, so daß man sagen kann, »daß im Deutschen die Umlautvokale phonematisiert wurden, in dem der Umlautwechsel morphologisiert« (ebd. S. 42) bzw. grammatikalisiert wurde.

Diese Grammatikalisierung des Umlauts macht sich auch in der Wortbildung bemerkbar: Die sog. 1. Klasse der schwachen Verben wurde ursprünglich mit einem *j*-Suffix gebildet (Inf.: *-jan*). In dieser Klasse finden sich zahlreiche Faktitiv- oder Kausativbildungen zu starken Verben, abgeleitet von der zweiten Stammform (Prät. Sg.); vgl. dazu HENZEN [203] S. 212 ff.; vgl. z. B.:

<i>ligen</i>	–	<i>leg(g)en</i>	<	* <i>lag-jan</i>
<i>sizzen</i>	–	<i>sezzen</i>	<	* <i>sat-jan</i>
<i>sinkan</i>	–	<i>senken</i>	<	* <i>sank-jan</i>
<i>trinken</i>	–	<i>trenken</i>	<	* <i>trank-jan</i>

In diesen und zahlreichen anderen Fällen ist die Opposition /i/ – /e/, hergestellt durch den Primärumlaut, für die Unterscheidung von semantischen Klassen konstitutiv. In anderen Fällen begegnet die umgelautete

Form erst im Mittelhochdeutschen, dies auch bei zahlreichen Ableitungen von Adjektiven und Substantiven (dazu HENZEN [178] S. 213 ff.):

<i>faran</i>	→ * <i>fuor-jan</i>	> <i>fuoren</i>	> <i>vüeren</i>
<i>triofan</i>	→ * <i>trouf-jan</i>	> <i>troufen</i>	> <i>tröufen</i>
<i>garo</i>	→ <i>gar(a)wen</i>	> <i>gärwen</i>	
<i>lūt</i>	→ <i>lūten</i>	> <i>liuten</i>	
<i>suona</i>	→ <i>suonen</i>	> <i>süenen</i>	
<i>āhta</i>	→ <i>āhten</i>	> <i>aekten</i>	

Aus diesen wenigen Beispielen schon wird ersichtlich, daß der Umlaut für diese Verbklasse konstitutiv wurde, obwohl das umlautbewirkende *j* schon im Althochdeutschen aufgrund eines »Lautgesetzes ... , daß *ja* (*jā*) in den Endsilben *e* ergibt« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 60, § 58 Anm. 1) bis auf wenige Reste (s. ebd. 265, § 314 Anm. 3) geschwunden ist. Daß diese Derivate noch lange Zeit voll motiviert waren, zeigen auch Fälle, in denen *u*, Ergebnis des »germanischen Umlauts« (vgl. dazu MOULTON [358] S. 485 ff.), zu *ü* weiter umgelautet wurde:

<i>fol</i>	→ <i>fullen</i>	> <i>vüllen</i>
<i>zorn</i>	→ <i>zurnen</i>	> <i>zürnen</i>

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß das Phänomen des sog. »Rückumlauts« zur Grammatikalisierung des Umlauts beitrug, weil er die Opposition Präsens vs. Präteritum neben dem Präteritalmorph /*tal*/ stützte:

ahd.:	<i>brennen</i> (< * <i>bran-jan</i>)	–	<i>bran-ta</i>
	<i>zellen</i> (< * <i>zal-jan</i>)	–	<i>zalta</i>
mhd.:	<i>waenen</i>	–	<i>wānde</i>
	<i>hoeren</i>	–	<i>hōrte</i>
	<i>dürsten</i>	–	<i>durste</i>

Da der Rückumlaut als Signal für das Präteritum redundant ist, wurde er im Neuhochdeutschen in den meisten Fällen zugunsten der umgelauteten Form aufgegeben.

Systematisierend wirkt der Umlaut auch noch bei den Diminutivbildungen.

Mit dem Einsetzen des *i*-Umlauts ist im Althochdeutschen schon sehr früh zu rechnen. In den St. Galler Urkunden wiederum fällt auf, »daß die Vorakte in der durchgreifenden Bezeichnung des Primärumlauts ... den Urkunden um einige Jahrzehnte voraus sind. So zeigen die Vorakte seit 764 fast vollständig Umlaut, zu einer Zeit, wo die Urkunden noch vorwiegend keinen Umlaut aufweisen« (SONDEREGGER [524] S. 267). Dieser Befund deutet ebenfalls auf einen Einfluß von Schreibtraditionen hin.

Zugleich wird manifest, daß der *i*-Umlaut nicht ein Vorgang ist, der »im deutschen Norden wohl schon in vorliterarischer Zeit seinen Anfang genommen« hat (BACH [9] S. 139) und sich »mit abermals deutlich nachlassender Wirkkraft gegen Süden« ausgebreitet hat (TSCHIRCH [556] I, S. 181). Es ist eher anzunehmen, daß der *i*-Umlaut eine gemeindeutsche, wenn nicht sogar gemeingermanische Entwicklung (so auch PENZL [398] S. 121f. und [400] S. 92) ist. Im mittelalterlichen Deutsch hängt die Phonemisierung der Umlautallophone eng mit der Entwicklung morphologischer Teilsysteme (Flexion, Derivation) zusammen. So gesehen, sind Primär- und Sekundärumlaut nicht zwei von einander getrennte Umlautperioden (so KAUFFMANN [235] S. 146ff.), sondern nur zwei verschiedene Phonemisierungsstufen in einem durchgehenden Prozeß.

Die Umlautfeindlichkeit des Oberdeutschen, auf die in der älteren Literatur häufig hingewiesen wurde (so auch bei BRINKMANN [54] S. 91ff.) hat es nicht gegeben. Sie ist eher als sekundärer analogischer Ausgleich zu klären (PFALZ [402]; KRANZMAYER [269] und [270] S. 43f.; HOTZENKÖCHERLE [219]; ANTONSEN [4] und vor allem die materialreiche und differenzierende Arbeit von LÜSSY [307]).

Weitere Literatur zum *i*-Umlaut s. bei SONDEREGGER [513] und BRAUNE/EGGERS [52] S. 54ff., § 51.

Zum Umlaut im Niederdeutschen s. zusammenfassend HOLTHAUSEN [218] S. 42, § 115; CORDES [73] S. 214 und 217; LASCH [287] S. 39ff., § 42ff.; im Niederländischen: FRANCK [134] S. 37ff., § 32ff.; VAN LOEY [304] II bei den einzelnen Vokalen; GOOSSENS [166] S. 45ff.

3.2. Der Diphthong /eu/

Der Wandel des vorahd. Diphthongs /eu/ zu zunächst zwei Korrespondenten im Althochdeutschen ist ebenfalls den Umlautphänomenen zuzurechnen, weil auch hier Laute der Folgesilbe Allophone und schließlich eine Phonemisierung der Varianten verursacht haben. Vgl.:

	<i>beotan</i> Inf.	vs.	<i>biutu/biutis</i> Sg. Ind.	
	<i>deota</i> ›Volk‹	vs.	<i>diutisk</i> ›vulgaris‹	
	<i>lioht</i> ›Licht‹	vs.	<i>liuhten</i> < * <i>liuhtjan</i>	
frk.	<i>liogan</i> Inf.	vs.	<i>liugu/liugis</i>	obdt.: <i>liugan</i>
frk.	<i>klioban</i>	vs.	<i>kliubu/kliubis</i>	obdt.: <i>chliuban</i>
frk.	<i>tiof</i>	vs.	<i>tiufī</i>	obdt.: <i>tiuf</i>
frk.	<i>flioga</i>	vs.		obdt.: <i>fliuga</i>
frk.	<i>sioh</i> < * <i>seuka</i>	vs.	<i>siuchī</i>	obdt.: <i>siuh</i>

Beispiele aus BRAUNE/EGGERS [52], S. 48, § 47)

In all den obigen Beispielen setzen die Digraphen <eo> und <iu> den vorahd. Diphthong /eu/ fort. D. h. daß /eu/ sich vor /i/, /ī/, /j/ und /u/ der Folgesilbe zu ahd. /iu/ wandelte, in anderen Positionen, also vor /a/, /e/ und /o/ in der Folgesilbe zu /eo/. Dieser Lautwandel ist auf diese Weise im Fränkischen vor sich gegangen. Wir haben uns diesen Lautwandel wiederum, wie schon angedeutet, als Phonemspaltung vorzustellen. Im Oberdeutschen, vor allem im Bairischen, scheint die Allophonentwicklung etwas anders vor sich gegangen zu sein, denn dort entsteht /eo/ vor folgendem /a/, /e/ und /o/ nur, sofern der dazwischenstehende Konsonant ein Dental oder die ahd. Entsprechung von germ. /h/ ist, in allen anderen Fällen wandelt sich vorahd. /eu/ zu /iu/, wie auch die Tabelle zeigt. Allerdings beginnt im Oberdeutschen »seit dem 10. Jh. die fränkische Regel einzutreten, also *io* (bzw. *ie*) auch vor Labialen und Gutturalen« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 49, § 47 Anm. 7).

/eo/ entwickelt sich zu *io* weiter und schließlich zu *ie* und fällt dann mit *ie* < ē / zusammen:

Tatian:	<io> – <ie>	<i>riof, thiota</i> vs. <i>hier, mieta</i>
Ludwigslied:	<io> – <ie>	<i>thiot, thiob</i> vs. <i>hier, hiez</i>
Otfrid:	<io, ie, ia>	<i>siochemo, siecher, siachan</i> ~
Notker:	<ie>	<i>zioro, zieri, ziari</i> <i>bîeten, hîer</i>

Diesen Beispielen (nach PENZL [398] S. 137) läßt sich entnehmen, daß bei Otfrid der Phonemzusammenfall (erreichtes Endstadium: /iə/) abgeschlossen ist.

Der althochdeutsche Diphthong /iu/ wird, wahrscheinlich schon Ende des 10. Jahrhunderts, zum Langvokal / \bar{u} / kontrahiert, in den Handschriften aber während der mittelhochdeutschen Periode als Digraph <iu> realisiert. Der Langvokal / \bar{u} / < iu/ fällt mit / $\bar{ü}$ / = Umlaut von \bar{u} / zusammen; nicht so im Bairischen, das nur ein / $\bar{ü}$ / < iü = Umlaut von iu/ kennt, das mit / $\bar{ü}$ / = Umlaut von \bar{u} / zusammenfällt, während nicht umgelautes /iu/ bis in die rezenten Mundarten ein eigenes Phonem bleibt, in der (Vor-)Geschichte der deutschen Standardsprache aber keine Rolle spielt und deshalb außer Betracht bleiben kann. Vgl. die Hinweise auf die noch weit komplizierteren Verhältnisse bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 48 ff., § 47 ff. mit zahlreichen Literaturangaben.

Es zeigt sich somit, daß die im Althochdeutschen neugebildeten Diphthongphoneme ziemlich instabil waren, im Gegensatz zu den alten /ei/ und /ou/, soweit sie erhalten blieben; vgl. folgendes Schema der neuen Diphthonge:

ahd.:	/iu/	/ia/	/io/	/uo/
mhd.:	/ü/	/iə/		/uə/

Allerdings wurden im Mittelhochdeutschen aufgrund des Sekundärumlauts die Zahl der Diphthongphoneme stark vermehrt (darüber s. auch u. S. 63).

4. Die Abschwächung der Nebensilbenvokale

Bereits in den St. Galler Vorakten begegnen Graphien, die den Schluß zulassen, daß die Vokale der Nebensilben (das sind die »Silben außerhalb des Hauptakzents, ob es nun Flexionssilben oder Ableitungssilben sind und ob sie gegenüber der Stammsilbe als Vorsilben oder Endsilben oder Mittelsilben auftreten«; PENZL [398] S. 141), bzw. die Vokalschreibungen nicht fest sind:

	Jahr	Vorakt	Urkunde
(1)	786	<i>Berifrido</i>	<i>Berefrido</i>
(2)	790	<i>Ebarchardus</i>	<i>Eburhardo</i>
(3)	807	<i>Suanihilt</i>	<i>Swanahilt</i>
(4)	797	<i>Erchenhart</i>	<i>Erchanhardi</i>
(5)		<i>Careman</i>	<i>Caramanni</i>
(6)	804	<i>Gundhere</i>	<i>Gundheri</i>
(7)	820	<i>Hildeburg</i>	<i>Hildiburgus</i>

(Beispiele nach SONDEREGGER [524] S. 272f.)

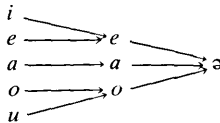
Die Belege (1) – (3) sind als Dittographien zu deuten, d. h. als »Wiederholung durch Vorwegnahme (oder Zurückgreifen) von gleichen oder ähnlichen Buchstaben« (PENZL [398] S. 28). Sie weisen wohl darauf hin, daß Phonemoppositionen in schwachtoniger Stellung, in unseren Fällen in Mittelsilben (Kompositionsfuge!) nicht mehr gelten. Wenn man, wie dies auch SONDEREGGER [524] tut, die speziellen Schreibungen der Vorakte nicht als Fehler (vgl. auch die Klassifikation von »Schreibfehlern« in althochdeutschen Handschriften von ZÜRCHER [615] S. 29), sondern als Reflexe gesprochener Sprache ansieht, dann kann man auch folgern, daß derartige Dittographien Neutralisationen von Oppositionen widerspiegeln. Ähnlich sind auch die Belege (4) – (7) zu beurteilen, nur mit dem einen Unterschied, daß die Schreibung mit <e> statt eines anderen Vokalgraphems ein Bild vorwegnimmt, das im späten Althochdeutschen und im frühen Mittelhochdeutschen das weithin übliche wird. Vgl. die Flexion der Substantive, als Beispiel das »normale« Pluralparadigma der starken Maskulina (a-Stämme):

	ahd.	mhd.
Pl. N. A.	<i>taga</i>	<i>tage</i>
G.	<i>tago</i>	<i>tage</i>
D.	<i>tagum</i>	<i>tagen</i>

oder das Präsensparadigma der starken Verben (ahd. Beispiele nach BRAUNE/EGGERS [52], Faltafel zu § 304):

Älteste Form	Tatian	Otfrid	Notker	mhd.
<i>nimu</i>	<i>ziuhu</i>	<i>faru</i>	<i>râto</i>	<i>nime</i>
<i>nimis</i>	<i>ziuhis</i>	<i>feris</i>	<i>râtest</i>	<i>nimest</i>
<i>nimit</i>	<i>ziuhit</i>	<i>ferit</i>	<i>râtet</i>	<i>nimet</i>
<i>nemamēs</i>	<i>ziohemēs</i>	<i>farēn</i>	<i>râtēn</i>	<i>nemen</i>
<i>nemet</i>	<i>ziohet</i>	<i>faret</i>	<i>râtent</i>	<i>nemet</i>
<i>nemant</i>	<i>ziohent</i>	<i>farent</i>	<i>râtent</i>	<i>nement</i>

Aufgrund derartiger Belege (vgl. auch die Analyse verschiedener Schreibungen, d. h. die Erörterung von Neutralisationen von Graphemoppositionen durch PENZL [398] S. 142 ff.) läßt sich ein durchgehender Prozeß einer »gemeinalthochdeutschen Nebensilbenabschwächung« (SONDEREGGER [535] S. 248) feststellen:



Zunächst also dürfte sich in schwachtoniger Position die Opposition */i/ - /e/* und */u/ - /o/* zugunsten der nicht so extrem situierten Phoneme neutralisiert haben. Weitere Neutralisierungen führten schließlich zum Zentralvokal */ə/*, womit auch ein neues Phonem entstanden war. Dieses neue Phonem wird graphisch zumeist durch *<e>*, aber oft auch durch *<i>* realisiert. Der Prozeß der Nebensilbenabschwächung »ging vermutlich stufenweise vor sich: erst eine Senkung der hohen Vokale, dann der Zusammenfall in das neutrale */ə/*, und zwar beide Entwicklungen zunächst bei den inlautenden kurzen Vokalen, dann bei den auslautenden kurzen Vokalen, schließlich bei den in- und auslautenden langen Vokalen« (MOULTON [358] S. 510). Vgl. auch die ausführliche Darstellung der »Schichten der Nebensilbenabschwächung« durch SONDEREGGER [534] S. 352 ff.

Durch das Zeugnis der Vorakte wissen wir, daß die Nebensilbenabschwächung schon im 8. Jahrhundert ihre Wirkung auf Graphien zeigte,

die der sprechsprachlichen Basis näher als die Urkunden waren. Die Zunahme in allen geschriebenen Texten deutet auf die Auswirkung im Phonemsystem (Distribution der Phoneme!) hin. Notker, der Probleme der Schreibung selbst sehr sorgfältig reflektiert, hat im ungedeckten Auslaut noch volle Vokale, die Extremvokale allerdings gesenkt (s. auch obige Flexionstabelle). Erst im Mittelhochdeutschen scheinen, vor allem in Flexionsendungen, fast durchweg die Silben abgeschwächt zu sein.

Allerdings ist festzuhalten, daß produktive Affixe in der Regel nicht den Zentralvokal aufnehmen: *ver-*, *ent-*, *unge*, *lich* ~ *lich*, *inne* ~ *in* ~ *in* behalten, wenn auch z. T. gekürzt oder abgeschwächt (vgl. *fir-* /*for-* /*far-* > *fir-* > *fer-* /*ver-*, *ant-* > *int-* > *ent-*, *-unga* > *-unge* > *-ung*) ihren vollen Vokal, dies begegnet auch noch im heutigen Deutsch, obwohl im spätmittelalterlichen Deutsch die Nebensilbenabschwächung in Form von Syn- und Apokope weitergeführt wurde.

PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 61, § 27 führen die Erhaltung des vollen Vokals auf den Nebenton zurück, den diese Affixe tragen. Außerdem dürfte die wichtige morphologische und semantische Funktion dieser Affixe dazu beigetragen haben, daß der volle Vokal erhalten geblieben ist. Diese These wird durch die Beobachtung gestützt, daß Affixe, die nicht mehr produktiv sind, durchaus abgeschwächt werden können: ahd. *gelich* > nhd. *gleich*, mhd. *beliben* > nhd. *bleiben*, ahd. *hōhī* > mhd. *hoehe* > nhd. [*hø:ə*].

Ursache bzw. Anstoß für die Nebensilbenabschwächung ist die starke Wirkung des dynamischen Akzents im Deutschen, der ja schon im Germanischen auf die erste Silbe festgelegt worden ist; es dürfte also gerade im Bereich des schwachtonigen Vokalismus eine Sache der Sprachökonomie sein, daß die aufzubringende Artikulationsenergie in Richtung auf den Zentralvokal verringert wurde. Aus diesem Grund ist es auch schwierig einen Ausgangspunkt oder eine Ausgangslandschaft der Nebensilbenabschwächung zu finden: Die St. Galler Vorakte weisen darauf hin, daß auch im Alemannischen sehr früh zumindest die erste Stufe, die Aufgabe der Extremvokale, zu finden ist.

Doch zeigen alemannische und vor allem bairische Handschriften bis ins hohe Mittelalter noch volle Endsilbenvokale, sind im rezenten Höchstalemannischen, dem Walserischen, immer noch volle Endsilben zu beobachten, so daß der Schluß durchaus zulässig ist, daß zwar eine Prädisposition aufgrund des dynamischen Akzents in allen Dialekten vorhanden, daß aber auch eine »gewisse fränkische Prädominanz ... festzustellen« (SONDEREGGER [535] S. 248) ist.

Wichtig ist der Vorgang der Endsilbenabschwächung für eine Geschichte des deutschen Sprachsystems nicht zuletzt deshalb, weil durch das nahezu generelle Auftreten von /ə/ in Flexionsendungen vor allem im Bereich der Deklination der Substantive eine Reihe von Kasus zu-

sammenfielen (vgl. nur die obige Tabelle mit dem Pluralparadigma der *a*-Stämme). Dadurch kam es einerseits zu einer Umstrukturierung der Flexionsysteme (darüber s. u. S. 197ff.) und zur Beschleunigung und zum Ausbau der Tendenzen im Deutschen, die den Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachbau stützten, was sich besonders in der Syntax auswirkte (darüber s. u. 86ff.).

Weitere Literatur s. bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 58ff., § 54ff.

5. Zusammenfassung und Ausblick

5.1. Konsonantismus

Mit der ahd. Konsonantenverschiebung hat das Teilsystem der Konsonanten im Deutschen einen Stand erreicht, der sich in der Folge kaum in seinem Inventar, sondern hauptsächlich in der Distribution der Phoneme ändert (dazu gehört der Wandel von Phonemsequenzen wie *sl, sm, sn, sw, sr, sp, st* > *ʃl, ʃm, ʃn, ʃw, ʃr, ʃp, ʃt, tw* > *tsw*), alles Vorgänge, die die Distributionsregeln vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen ändern (darüber s. Bd. II).

(1) In althochdeutscher Zeit ändern sich darüberhinaus zwei phonotaktische Regeln: Die Phonemsequenzen */wl-/*, */wr-/* und */hl-/*, */hn-/*, */hr-/*, */hw-/* im Wortanlaut werden zu */l/*, */r/*, */n/* und */w/* vereinfacht. In oberdeutschen Denkmälern begegnen */wl-/* und */wr-/* nicht mehr, wohl aber in mittelfränkischen und altsächsischen. Die Kombinationen mit */h/* schwinden im Oberdeutschen schon im 8. Jahrhundert, im Fränkischen im 9. Jahrhundert; im Weißenburger Katechismus, ›Isidor‹ und in der ›Lex Salica‹ findet sich noch dieses */h-/*, nicht mehr hingegen im ahd. ›Tatian‹ und bei Otfrid.

Vgl.

as.	<i>wliti</i> <i>wrecan</i> <i>hlēo</i> <i>hnīgan</i> <i>hrōm</i> <i>hwār</i>	vs.	ahd.	<i>ant-luzzi</i> <i>rehhan</i> <i>lēo</i> <i>nīgan</i> <i>ruom</i> <i>wār</i>
-----	---	-----	------	--

Literatur: BRINKMANN [54] S. 149ff.; BRAUNE/EGGERS [52] S. 103, § 106 und S. 145f., § 153.

(2) Als einziges Konsonantenphonem kommt im Mittelhochdeutschen noch dazu: */ʃ/* wohl als Assimilationsergebnis aus der Konsonantensequenz */sk/* im Althochdeutschen:

ahd. <i>skirm</i> <i>waskan</i> <i>fisk</i>	vs.	mhd. <i>schirm</i> <i>waschen</i> <i>fisch</i>
---	-----	--

Wann dieser Wandel eingetreten und durchgedrungen ist, ist schwer zu sagen, da sich noch im 12. Jahrhundert die Schreibung *sk* bzw. *sc* häufig findet. Vgl. dazu die Literaturhinweise bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 136ff., § 146 sowie SCHULZE [496].

5.2 Vokalismus

Durchgreifender sind die Änderungen innerhalb des Vokalismus. Das belegt eindrucksvoll eine Gegenüberstellung des althochdeutschen Vokalsystems mit dem mittelhochdeutschen (nach MOULTON [358], S. 500 und 511):

ahd.:	/i/	/u/	/ī/	/ū/	/iu/	/io/	/ia/	/uo/	
	/e/	/o/	/ē/	/ō/			/ei/	/ou/	
		/a/		/ā/					
mhd.:	/i/	/ü/	/u/	/i/	/ü/	/ū/	/iə/	/üə/	/uə/
	/e/	/ö/	/o/	/ē/	/ō/	/ō/	/ei/	/öu/	/ou/
	/ë/								
	/ä/	/a/	/ae/	/ā/					
	unbetont: /ə/								

Das Teilsystem der Monophthonge ist im Althochdeutschen symmetrisch. Diese Symmetrie wird durch den Sekundärumlaut gestört: es kommen 7 Monophthongphoneme hinzu. Die Zahl der Diphthonge bleibt gleich, doch bildet sich hier – im Gegensatz zu den Monophthongen – ein symmetrisches Teilsystem heraus. Wichtig ist, daß sich das mittelhochdeutsche Vokalsystem aufgrund von durchgängigen Tendenzen, die schon im Althochdeutschen wirksam sind, entwickelt hat. Demgegenüber sind die frühneuhochdeutsche Monophthongierung (s. Bd. II) und Diphthongierung (s. Bd. II) als völlig neue Tendenzen in der Entwicklung des deutschen Phonemsystems anzusehen.

Aber trotz der Tatsache, daß die Entwicklung zum Mittelhochdeutschen im althochdeutschen Vokalsystem angelegt ist, muß festgehalten werden, daß es sich dann doch um zwei, wie auch die Übersicht zeigt, stark differierende Systeme handelt. Neu ist auch die Regelung, die noch im Neuhochdeutschen gültig und wirksam ist, daß in unbetonten Silben, vor allem in Flexionsendungen, der Zentralvokal /ə/ steht.

Insofern also sind das Alt- und das Mittelhochdeutsche in einer Darstellung der Phonemgeschichte zusammenzufassen: Die Entwicklung des Konsonantensystems ist im wesentlichen mit dem Beginn einer hochdeutschen Schriftlichkeit abgeschlossen, die Finalität des vokalischen Ausgangssystems (d. i. des Althochdeutschen) weist bereits auf das vorläufige Endstadium, das Mittelhochdeutsche. Dies ist auch der Grund, warum eine Periodisierung im Bereich des ›Altdeutschen‹ (= des Alt- und des Mittelhochdeutschen) aufgrund der Entwicklung im Phonologischen sehr schwierig, wenn nicht nahezu unmöglich ist; hierfür sind wahrscheinlich andere Kriterien, und zwar solche der Sprachverwendung, angemessener (s. u. S. 70ff.; vgl. dazu auch zuletzt SONDEREGGER [536] S. 169ff.). In herkömmlichen Darstellungen wird vor allem auf die Durchführung des Sekundärumlauts und auf die Endsilbenabschwächung verwiesen; doch ist mit diesen Kriterien nur ein kleiner Ausschnitt der sprachlichen Wirklichkeit erfaßt, und die Übergangszone ist ebenso groß wie die ›eigentlichen‹ Perioden. Ein Phänomen wie Notker ist auf diese Weise nicht mehr zu fassen. Ebenso wenig eindeutig ist Williram von Ebersberg einzuordnen, und es mutet geradezu willkürlich an, ihn als letzten althochdeutschen oder als ersten mittelhochdeutschen Autor zu bezeichnen. Denn nicht erst bei genauerem Hinsehen fallen die zahlreichen Gemeinsamkeiten von Notker und Williram, auch bei Betonung aller Unterschiede, auf. Eine Darstellung der Entwicklung des altdeutschen Vokalismus auf struktureller Grundlage macht das Dilemma deutlich sichtbar.

5.3. *Hochdeutsch vs. Niederdeutsch*

Die beiden althochdeutschen Lautverschiebungen, die Konsonanten- und die etwas spätere Vokalverschiebung, hier vor allem die Diphthongierung, aber auch die positionsgebundene Monophthongierung im Hochdeutschen, schaffen das Grundgerüst für zwei völlig verschiedene linguale Systeme, zumindest im Phonologischen. Daneben aber sind Tendenzen wie die Umlautphänomene und die Nebensilbenabschwächung Tendenzen, die auch das Niederdeutsche kennzeichnen. Damit bleibt die Möglichkeit bestehen, daß trotz gewichtiger systematischer Unterschiede das Hoch- und das Niederdeutsche als zumindest teilweise zusammengehörend betrachtet werden können.

Dazu kommt der starke politische, kulturelle und auch sprachliche Einfluß des Fränkischen. Wenn auch die Konsonantenverschiebung vom Alemannischen ausgehen dürfte, für die vokalischen Veränderungen doch eher im gesamten Hochdeutschen Prädispositionen festzustellen sind, so macht sich doch sehr früh in der geschriebenen Sprache fränkischer Einfluß bemerkbar. SONDEREGGER [535] S. 248ff. hält im Phonolo-

gischen drei Vereinheitlichungstendenzen fest: die Nebensilbenabschwächung, den »gemeinalthochdeutsche[n] Zusammenfall der Diphthongierungsergebnisse«, den er als einen »Ausgleich in Richtung fränkische Lautungen« versteht, und Notkers nur graphische Angleichung von altoberdeutsch *iu* an fränkisch *ie*. Es läßt sich also ein fränkischer Einfluß auf das Oberdeutsche, vor allem das Alemannische, feststellen, wobei zunächst Graphien auf die phonetische Realisierung von Phonemen gewirkt haben könnten. Der Einfluß von Graphien auf das Phonemsystem bzw. auf die Distribution der Phoneme ist noch für keine Periode der deutschen Sprachgeschichte genau untersucht. Im Fall von altod. </iu/> läßt sich für rezente alemannische Dialekte feststellen, daß manche Mundarten die ältere Lautung /y:/, andere das jüngere /iə/ aufweisen, daß also altoberdeutschem *liub* »lieb« entweder /ly:b/ oder /liəb/ entspricht (vgl. HOTZENKÖCHERLE [219]).

Ein Einfluß fränkischer Schreibgewohnheiten ist aber auch im Niederdeutschen, vor allem im »Heliand« festgestellt worden. Gerade in der »Heliand«-Sprache sind Schreibung und Lautung scharf zu trennen, wobei es wahrscheinlich ist, daß fränkische Graphien das Altsächsische stark beeinflußt haben; allerdings muß bedacht werden, daß die ältere Forschung diesen Einfluß wahrscheinlich zu stark betont hat (s. dazu jetzt vor allem KLEIN [249]; dazu auch FOERSTE [126] und [127]; CORDES [71] und [73]; ROTH [427], [428] und [429]; zusammenfassend TAEGER [552]). Vor allem in ottonischer Zeit ist aber auch umgekehrter Einfluß festzustellen. Das alles will sagen, daß die beiden lingualen Systeme Althochdeutsch und Altniederdeutsch auch in der ältesten geschichtlichen Periode in regem Austausch standen, daß Einflüsse bzw. Entlehnungen in beide Richtungen gingen, so daß sich im Laufe der Geschichte des Deutschen eine Standardsprache als Varietät, die das Hochdeutsche und das Niederdeutsche überdachte, herausbilden konnte.

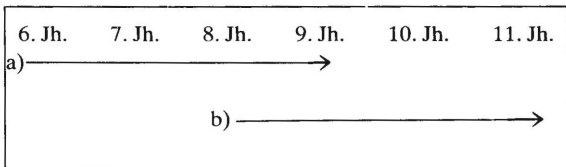
B. Das Althochdeutsche

1. Voraussetzungen für die Verwendung und Entwicklung der Volkssprache, Probleme einer Periodisierung

Zu Ende des 8. Jahrhunderts tritt das Deutsche in seine geschichtliche Phase, d. h. es beginnt die schriftliche Überlieferung des Deutschen. Diese Tatsache bedeutet natürlich eine große Veränderung im Bereich der Sprachverwendungsmöglichkeiten.

Den Anstoß dazu gab ganz wesentlich die Reichspolitik der Karolinger, vor allem Karls des Großen. Der Biograph Einhard berichtet in seiner ›Vita Karoli Magni‹, Kapitel 29, über folgende kulturpolitischen Aktivitäten: Vereinheitlichung der Stammesrechte (Lex Salica und Lex Ribuaria), Sammlung germanischer Literatur, Beginn einer »Grammatik« seiner Muttersprache (*inchoavit et grammaticam patrii sermonis*), Einführen fränkischer Namen für die Winde und die Monate.

Daneben erließ Karl eine Reihe von Gesetzen bzw. Verordnungen, von denen am bekanntesten die ›Admonitio generalis‹ v. J. 789 ist. Es handelt sich hier um ein »Gesetz über Lebens- und Amtsführung der geistlichen und über die kirchliche Volkserziehung« (EGGERS [97] I, S. 48), ein »für die ganze Bildungsreform grundlegende[s] Kapitular« (FLECKENSTEIN [118] S. 51). Darin wird u. a. festgelegt, daß jeder Priester dem Volke das Paternoster und das Credo beibringen solle. Der Klerus, vor allem die Klöster erhalten die Aufgabe übertragen, Schulen zu betreiben und somit für eine Tradierung der (damals lateinischen) Bildung zu sorgen. In diesem Zusammenhang kommt es zur schriftlichen Fixierung deutscher Texte oder zumindest deutscher Textpassagen um 800. Bei der Überlieferung der Textarten sind zwei Traditionsstränge festzustellen (nach SONDEREGGER [534] S. 88):



- a) »auslaufende germanische Formtradition«: Runeninschriften, Zaubersprüche, Stabreimdichtung,
- b) »Neubeginn eines klostergebundenen Bildungs- und Kirchenschrifttums«: Glossierung, Segenssprüche, christliche Dichtung, Übersetzung.

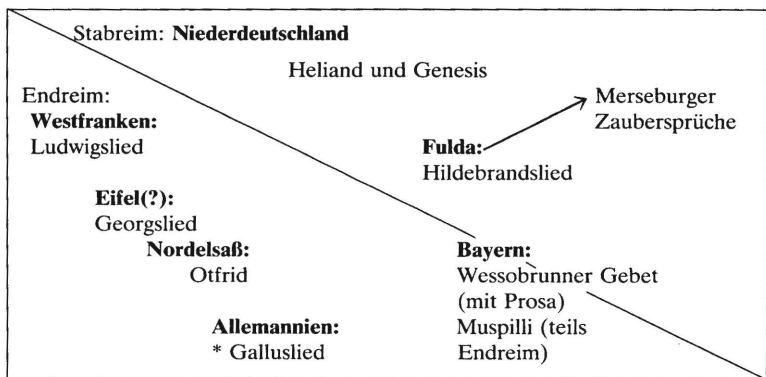
Neben diesen Traditionszusammenhängen sind die überlieferten althochdeutschen Texte nach ihren sozialen Funktionen zu gliedern (vgl. SONDEREGGER [534] S. 135):

- (1) zum Vorlesen bzw. zum Vortrag bestimmt,
- (2) zur Hinführung zum Latein bzw. als Widerspiegelung des Lateins in der Volkssprache,
- (3) zur Bewältigung der Latinität in der Volkssprache.

Hierzu die einzelnen Texte bzw. Textklassen:

- (1) Zaubersprüche, Segensformeln, Inschriften, Hildebrandslied, Muspilli, Georgslied, Otfrids »Evangelienbuch«, geistliche Reimdichtung, Predigt,
- (2) Glossen, Interlinearversionen und interlinearartige Übersetzungen, weitere Übersetzungstexte,
- (3) Notker, Williram.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Blick auf die Textgeographie insbesondere der poetischen Denkmäler aufschlußreich, wobei es günstig ist, auch die großen altsächsischen Texte miteinzubeziehen:



(Aus SCHLOSSER [469] S. 23)

Diese Skizze erlaubt, an Lautgeschichtliches anzuschließen: Die Übernahme konsonantenverschöbener Formen ins Fränkische geschah aus politischen Gründen (s. o. S. 43f.).^v Mit denselben Gründen kann auch das Einsetzen der Schriftlichkeit erklärt werden: Es sollte der Vereinheitlichung eines kulturellen Bewußtseins im fränkischen Reich dienen. Dieses Streben aber war nur möglich, indem man auch im Literarischen (im weitesten Sinne), nicht nur im Politischen an eine lateinische Tradition anknüpfte.

»Zur Verschriftlichung der althochdeutschen Sprachäußerungen

wurde ... kein Graphemsystem erfunden. Unter den vorhandenen Systemen, die in Frage kamen, Runenschrift, lateinisches Alphabet, griechisches Alphabet, wählte man das System der lateinischen Alphabetschrift.« (ZÜRCHER [625] S. 22). ZÜRCHER [625] sieht die Gründe hierfür im Studium der lateinischen Grammatiker, der Römer und in der Tatsache, daß das lateinische Alphabet für das Althochdeutsche am geeignetsten gewesen sei. Mit dieser Begründung wird aber eine endgültige Antwort nur hinausgeschoben, denn es bleibt die Frage, warum die lateinischen Autoren so intensiv studiert wurden (s. u. S. 71).

Auffällig an der obigen Skizze ist eine weitere Übereinstimmung mit Ergebnissen der Laut- und Schriftgeschichte: Im Bereich des fränkischen Einflusses setzt sich für deutsche Texte (nicht für Übersetzungen) sehr früh der Endreim durch, während im Altniederdeutschen, wo es keine politisch motivierte Diglossie gegeben haben dürfte, zunächst die überlieferte Stabreimform vorherrschend blieb, auch wenn es um neue Inhalte ging. D. h., daß das Anknüpfen an eine lateinische Tradition auch im Formalen (Endreim!) durch den weitergehenden (sozialen, somit auch kulturellen) fränkischen Einfluß begünstigt wurde.

Das alles will sagen, daß vor allem im hochdeutschen Bereich der Beginn einer volkssprachlichen Schriftlichkeit nur aufgrund des Anknüpfens an lateinische Traditionen möglich war. Mit dieser Feststellung ist die Frage nach der Funktion des Deutschen, der Volkssprache in einer Zeit, in der die hauptsächliche Literatur- und Bildungssprache das Latein war, zu stellen; war doch die »verbindende Sprache der Wissenschaft ... im ganzen Mittelalter das Latein. Mit ihm besaß man ein Verständigungsmittel oberhalb von Mundart- und Sprachgrenzen. Wie sollten ausgerechnet die Kleriker und Mönche, deren zweite Muttersprache das Lateinische war, das Bedürfnis nach einer deutschen Schriftsprache verspürt haben!« (SCHRÖDER [486] S. 56).

Bei den Texten der Funktionsgruppe (2) ist dies klar, sie dienen dem lateinischen Original, es dürfte sich in erster Linie um reine Buchprodukte handeln. Ganz anders hingegen bei den deutschen »Originalen« (Funktionsklasse [1]). Hierfür ist uns glücklicherweise die Antwort eines in der Volkssprache schreibenden Autors überliefert: Otfrid von Weissenburg (der freilich nicht mehr Zeitgenosse Karls des Großen war). Seinem »Evangelienbuch« hat er drei Widmungsvorworte (ein deutsches an Ludwig den Deutschen, ein lateinisches an Bischof Salomo von Konstanz und wiederum ein deutsches an Erzbischof Liutbert von Mainz) sowie eine Vorrede »*Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit*« vorangestellt (vgl. zum Ganzen jetzt auch das Kapitel »Fränkisch und Latein« bei SCHWARZ [499] S. 262 ff.). Im lateinischen Widmungsbrief stellt Otfrid die spätantiken Bibeldichter Iuvencus, Arator und Prudentius den *gentilium vates* Vergil, Lukan und Ovid gegenüber. Sein Pro-

blem ist also, den heidnischen Autoren christliche Themen entgegenzusetzen. »Otfrids Bemühen geht ... dahin, die Verbindung zur lateinischen Antike und nicht zur germanischen Dichtung herzustellen.« (GASSER [154] S. 50) Dazu kommt, daß Otfrid nicht Latein, sondern die *propria lingua* der Franken verwenden will, was er dann in der Vorrede ausführlich begründet: Die Franken sind *so sáma chuani sélb so thie Románi* (I, 1, 59), sie werden in der Widmung an König Ludwig *thie gótes liuti* (59). Auch hier verweist Otfrid auf die Antike und nicht auf germanische Traditionen.

Otfrid hat also mehrere Motive bei der Verwendung der Volkssprache: Er knüpft an bestimmte literarische Traditionen an und hebt sich von anderen ab. Er schreibt aus einem unverhüllten Stolz über seinen Stamm, R. GASSER [154] spricht sogar vom »neuen Aspekt des Nationalen« (S. 49), vom »spontanen Nationalstolz« (S. 56; dagegen MATZEL [321] S. 14).

Volkssprachliche Literatur schließt also bewußt an römische, antike Dichtungstraditionen an, die Volkssprache wird dem Lateinischen gleichgesetzt, der Herrscher ist »der Repräsentant des christlichen Reichs, dem, analog dem antiken Usus, das Buch in der Reichssprache gedichtet wird« (GASSER [154] S. 57). Damit erhält die Verwendung der Volkssprache eine politische Idee: Die Kaiserkrönung Karls des Großen erfolgte nach Akklamation der Römer, sie war noch keine *translatio*, wohl aber eine *renovatio imperii* (vgl. dazu GOEZ [163] S. 72). Das Einsetzen der Schriftlichkeit, die ganze Bildungsreform bis hin zu »Kleinigkeiten« wie der Wahl des Alphabets könnten politisch, d. h. politisch im Dienst des Reichs, motiviert sein.

Damit wird die Funktion der verschiedenen Textarten noch deutlicher:

- (1) Die Texte, die dem Vortrag bzw. dem Vorlesen dienen, sind nicht übersetzt, sondern sie sind »Eigenschöpfungen«. Von den Nachläufern germanischer Dichtungstradition abgesehen, die sprachgeschichtlich eher rückwärts weisen als vorwärts und deshalb für eine Darstellung der ahd. Sprachgeschichte kaum von Belang sind, stehen sie im Rahmen der karolingischen Reichsidee. Sie verhalten sich deshalb, wie noch ausgeführt wird (s. u. 105 ff.), sprachlich anders als die Übersetzungen.
- (2) Die Übersetzungen stehen »ganz im Dienste des Lateinlernens und Lateinverstehens« (SCHRÖDER [489] S. 426). Glossen, Glossierungen und Interlinearversionen »waren noch nicht als Vorübung und Vorstufen einer deutschgeschriebenen Literatur gedacht« (ebd.). Ziel also war die Latinität mit ihren durchaus politischen Implikationen. So sind auch zweisprachige Handschriften wie die des ahd. »Tatian« oder des Isidor-Traktats zu erklären, obwohl die Literaturgeschichte

gerade die Übersetzungsleistung des Isidor-Übersetzers rühmt (vgl. dazu die Übersicht von MATZEL [322]).

Das alles bedeutet, daß die althochdeutsche Sprachperiode die Texte umfaßt, die im Zusammenhang mit der *renovatio imperii* entstanden sind; deshalb ist das 9. Jahrhundert auch der Höhepunkt im literarischen Schaffen dieser Epoche. Es bilden sich aber auch Textierstraditionen heraus, die ins 12. Jahrhundert hineinreichen, nämlich die stark dem lateinischen verpflichteten Interlinearversionen, von denen die bekannteste der ›Windberger Psalter‹ ist. Dabei bleibt immer zu beachten, daß der lateinische Text der Bibel als sakrosankt galt, während andere Texte, auch Bibelkommentare, viel freier behandelt werden konnten (dazu jetzt KIRCHERT [245] bes. I, S. 151 ff.). ›Althochdeutsch‹ ist also in erster Linie ein Terminus, der die Sprachverwendung und erst in zweiter Linie das Sprachsystem, auch wenn sich dieses vor allem im vokalischen Bereich deutlich vom Mittelhochdeutschen abhebt (s. o. S. 63), meint und dabei die oben dargelegten Funktionsklassen (1) und (2) umfaßt.

Davon hebt sich die Funktionsgruppe (3) ab. Diese Texte sind nicht mehr reine Übersetzungen, sondern volkssprachliche Wiedergaben lateinischer Originale, mit eigenen Kommentaren durchsetzt (vgl. dazu die Rekonstruktion der Entstehung von Notkers III. deutschen Schriften durch SONDEREGGER [538]). Von Notker, dessen Beschäftigung mit Cicero »der Ausgangspunkt des St. Gallers sein« könnte (»Ciceros rhetorisches Schriftstellertum und seine sprachliche Leistung in der Übernahme der Vermittlung griechischer Geistesbegriffe ins Lateinische läßt sich mit Notkers von einer inneren Rhetorik erfüllten Übersetzungsleistung und mit seiner wortschöpferischen Leistung auf dem Weg vom Lateinischen zum Deutschen in Beziehung setzen.« SONDEREGGER [532] S. 132), stammt auch eine Selbstaussage, und zwar ein Brief an Bischof Hugo II. von Sitten (ca. 1015), in dem Notker erklärt, warum er auf Deutsch schreibe: Man könne in der Muttersprache die Dinge viel schneller und besser begreifen als in einer fremden (zu diesem Brief s. SONDEREGGER [531] S. 81 ff.; HELLGARDT [198]). Damit ist bei Notker eine neue Funktion des Übersetzens, somit überhaupt eine neue Funktion der Texte und der Volkssprache festzustellen. Otfrid spricht in seinem Brief an Liutbert von der *barbaries* der deutschen Sprache, genauer: des Fränkischen (vgl. dazu RÄDLE [409]), für Notker hingegen ist Deutsch bereits eine Sprache, die sich für Dichtung und Wissenschaft eignet.

Damit ist deutlich geworden, daß Notker nicht mehr ›althochdeutsch‹ im oben festgelegten Sinn schreibt; er übersetzt ins Deutsche, um Deutsch zu schreiben, nicht um zur lateinischen Ausgangssprache hinzuführen; lateinisch Gedachtes muß in deutsch Gedachtes umgesetzt werden. Notker ist wie übrigens auch Williram ein Autor, der nicht nur

sprachstrukturell (vgl. oben), sondern auch sprachpragmatisch bereits auf die Epoche des Mittelhochdeutschen verweist, einen Übergang dazu darstellt (vgl. auch die Arbeit von LEIMBACH [292], die Parallelen und Unterschiede zwischen diesen beiden Autoren deutlich macht).

»Die Entwicklung der deutschen Literatur von Ardeo bis Notker verläuft diskontinuierlich« (SCHRÖDER [486] S. 68), ebenso die Entwicklung der Sprache, wenn man sie nicht nur als Entwicklung des Systems der langue, sondern auch als Entwicklung des Sprachverwendungssystems versteht. Wir haben somit im frühmittelalterlichen Deutsch zwei Perioden zu unterscheiden:

- (1) Althochdeutsch im engeren Sinn; »in den hundert Jahren zwischen 770 und 870, zwischen Ardeo und Otfrid, hat eine gewisse Kontinuität bestanden, dank der Initiative aufgeschlossener und vorausdenkender Persönlichkeiten, nicht zuletzt des Kaisers Karl selbst« (SCHRÖDER [486] S. 58). Es handelt sich um die Verwendung der Volkssprache im Zuge der *renovatio imperii*.
- (2) Die Übergangsperiode vom Alt- zum Mittelhochdeutschen, repräsentiert durch die beiden Persönlichkeiten Notker und Williram.

Die Lücke zwischen diesen beiden Perioden könnte mit dem Zerfall des fränkischen Reichs und der Reichsidee zusammenhängen. Der neue Ansatz volkssprachlichen Schaffens könnte mit einem erneuten Aufleben der Reichsidee zusammenhängen, die sich ja unter den Ottonen als *translatio imperii* gefestigt zeigt. (GOEZ [163] S. 77 ff.).

Die Anfänge der deutschen Sprachgeschichte sind, wie ausgeführt, wesentlich durch die Bildungsreform Karls des Großen bestimmt, die mit der Reichspolitik in engem Zusammenhang stand. Die Verwirklichung dieser Reform ist »aus verschiedenen Kräften heraus erfolgt, den Grundkräften nämlich, die die Welt des Mittelalters überhaupt gestaltet haben: Germanentum [das sich im fränkischen Selbstbewußtsein manifestierte; vgl. auch das oben zu Otfrid Gesagte], Christentum, Antike.« (FLECKENSTEIN [118] S. 86). In diesem Zusammenhang ist auch die Verwendung der Volkssprache in schriftlichen Denkmälern zu sehen. Einhard erwähnt die Bemühung Karls um die Volkssprache in expliziter Verbindung mit der Kaiserkrönung (*post susceptum imperiale nomen*), hier auch eine *grammatica patrii sermonis*. Die ältere Forschung verstand darunter entweder überhaupt die Schaffung einer einheitlichen Hofsprache oder die Schaffung einer fränkischen Grammatik nach dem Muster Donats. K. MATZEL [317], [319], [320] hingegen hat wahrscheinlich gemacht, daß *grammatica* eher den Versuch bezeichne, die Volkssprache vor allem im Bereich der Orthographie zu einer geregelten Schriftsprache zu machen; das beste Beispiel dafür seien die Texte der ›Isidor‹-Gruppe, deren Übersetzung im Umkreis Karls des Großen entstanden seien. »*Grammatica* war die Lehre von der geregelten Schrift-

sprache, dem Latein.« (GRUNDMANN [174] S. 39f.) *grammaticam patrii sermonis inchoare* bedeutet also nichts anderes, als die Volkssprache dem Lateinischen ebenbürtig zu machen. Auch an dieser Stelle kommen wir zur *renovatio imperii* zurück. So gesehen sind dann Notkers Bemühungen »um die Verwirklichung eines althochdeutschen Schreibsystems aus der phonetischen Beobachtung des Tonfalls (Qualität, Quantität, Rhythmik) gesprochener Sprache heraus« (SONDEREGGER [538] S. 73f.) eine neuerliche Spiegelung einer veränderten Haltung der eigenen Muttersprache gegenüber (vgl. auch unten S. 79 zum Begriff ›deutsch‹).

Damit wäre auch ein weiteres Kriterium für unsere Periodisierung gewonnen, nämlich das Bewußtsein bedeutender Sprachteilnehmer von der eigenen Sprache: Während im 9. Jahrhundert noch das Stammesgebundene vorherrscht (vgl. Otfrid), hat sich im 11. Jahrhundert ein überregionales Sprachbewußtsein durchgesetzt, was sich auch aus der semantischen Entwicklung des Wortes ›deutsch‹ ablesen läßt (s. u.), was auch vom politischen Bewußtsein abhängig sein dürfte. Auf diese Weise wächst das Althochdeutsche von einer Literatursprache, der als einer reinen Mönchs- und Klostersprache nach einem – sicher überspitzten – Urteil A. SCHIROKAUERS [466] S. 141 ff., jede Emphase fehlte, zu einer »Volkssprache« (dazu auch REXROTH [420]); »... das eigentliche Sprachereignis des Althochdeutschen ist doch dies: daß es Volkssprache wurde trotz seiner zunächst spröden Schreibsprachlichkeit« (SONDEREGGER [534] S. 130f.).

2. Das Problem ›althochdeutsche ›Sprache‹

2.1. Die überlieferten Varietäten

Das initiierte und bestimmende Ereignis der althochdeutschen Sprachgeschichte ist nach dem in Abschnitt B 1 Gesagten die Transponierung und Bewältigung der Latinität in der Volkssprache mit all ihren Konsequenzen im Grammatischen und Pragmatischen. Als äußeres Zeichen für die Auf- und Übernahme lateinischer Vertextungs-, d. h. zu einem wesentlichen Teil: Verschriftungsprinzipien diente das lateinische Alphabet, das aber für eine ganz anders strukturierte Sprache verwendet worden war und wurde. Ein großes Problem für die althochdeutschen Schreiber ergab sich somit aus der Adaptierung des lateinischen Alphabets für die Volkssprache, wobei nicht nur die völlig verschiedenen Laute (man denke nur an die Affrikaten und die Frikativen oder an die Diphthonge), sondern auch die phonetisch verschieden realisierten gleichen Phoneme und die völlig verschiedenen Funktionen der einzelnen Phoneme im Lautsystem Schwierigkeiten gemacht haben dürften. Sehr

früh schon dürften sich Schreibtraditionen herausgebildet haben, die von den tatsächlichen Lautverhältnissen mehr oder weniger unabhängig gewesen sind.

Die graphischen Differenzen zwischen Vorakten und endgültiger Ausfertigung von St. Galler Urkunden (SONDEREGGER [524]) belegen eindrucksvoll, daß es auch in der Schreibe sprachsoziologische Schichtungen gab, die nicht ihre Entsprechungen im Lautlichen (Phonetischen oder Phonologischen) gehabt haben müssen. Nur so sind auch Befunde zu erklären, »daß die Annahme eines althochdeutschen Konsonantensystems ... problematisch« sei, weil »kein einheitliches Verhalten des Althochdeutschen festgestellt werden« könne, sondern »nur verschiedene Verhaltensweisen einzelner Sprachdenkmäler« (SIMMLER [510] S. 378). Hier muß zunächst auch der schreibsoziologische Platz eines Textes bestimmt werden. Es ist sicherlich kein Zufall, daß die ›Isidor-Texte, die mit guten Gründen in Verbindung zur ›karolingischen Hofsprache‹ (s. o. S. 71f.) gebracht worden sind, ein konsequentes ›Orthographiesystem‹ darstellen; fürs Althochdeutsche wahrscheinlich die konsequenteste ›Verwirklichung orthographischer Prinzipien‹, deren »regelmäßige Verwendung ... folgerichtig ... angestrebt« wird (MATZEL [319] S. 179).

Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß ja im Fränkischen die Übernahme konsonantenverschobener Formen auch in der gesprochenen Sprache soziale und politische Funktion hat (s. o. S. 43f.). Das will wiederum sagen, daß bei der Beurteilung des graphematischen und phonematischen Verhaltens eines sprachlichen Denkmals stets nach dessen Stellenwert in einer Soziologie der althochdeutschen Texte zu fragen ist. Von einem solchen Stellenwert wird allerdings nicht nur die Graphie beeinflusst, sondern auch zahlreiche Phänomene im grammatischen Bereich. Die Typen von Interlinearversionen, die SONDEREGGER [528] unterscheidet, könnten ebenfalls mit ihrer sozialen Funktion korrespondieren: Sie alle haben, wie auch die Glossen, die ja eine Vorstufe der Interlinearübersetzungen sind, schulische Aufgaben. Der Weg von der unvollständigen und unzusammenhängenden Interlinearversion (z. B. St. Pauler Lukasglossierung) über die »vollständige schematische Prosainterlinearversion« (ahd. Benediktinerregel), den »Sonderfall einer ... stellenweise dichterischen Interlinearversion« (Amorbacher Hymnen) bis zur »scheinbare[n] Interlinearversion« (Interlinearglossen zu Notkers Psalter) macht die jeweilige Interessenlage der Textproduzenten und -rezipienten deutlich: auf der einen Seite geht es in erster Linie um einzelne sprachliche, grammatische oder sachliche Phänomene (Extremfall: Glossen), auf der anderen um ein volles Textverständnis, bei Notker endlich um den volkssprachlichen Nachvollzug eines Textes (vgl. SCHWARZ [500], SONDEREGGER [538]). Dementsprechend verhalten sich die einzelnen Texte auch anders: das Problem des inneren Lehnguts

vor allem stellt sich in Übersetzungen ganz anders als in Texten, die zum Vorlesen bestimmt waren, also von vorneherein in der Volkssprache konzipiert waren (dazu s. u. S. 105 ff.).

So gesehen, könnte man die Texte, auch aufgrund von sprachlichen Merkmalen, als Realisate einzelner Funktiolekte auffassen, also der sprachlichen Varietäten, die primär unter dem Gesichtspunkt der Kommunikationsfunktion gesehen werden. Wiederum ist es nicht zufällig, daß die Texte der ›Isidor‹-Gruppe auch übersetzungstechnisch, nicht bloß graphematisch, weit höher als die meisten anderen althochdeutschen Translate stehen. Zugleich aber ist festzuhalten, daß wir es – auch wenn die einzelnen Übersetzungsschichten als Funktiolekte aufgefaßt werden – nicht mit konventionalisierten Vertextungsnormen zu tun haben, sondern daß zu Beginn einer Verschriftung überhaupt sehr vieles erst erprobt werden muß, wobei das Latein als überdachende Bildungs- und Kultursprache immer in die Betrachtung mit einbezogen werden muß. Neben lateinischen Vertextungsformen (sowohl formale Vorbilder von Übersetzungen als auch rhetorische Mittel) sind auch noch germanische Formtraditionen wirksam, nicht nur in Resten germanischer Denkmäler wie dem ›Hildebrandslied‹ oder im Altsächsischen, sondern auch in christlichen Werken wie dem ›Muspilli‹ oder sogar in stabenden Formeln in Interlinearversionen wie in den ›Murbacher Hymnen‹ (dazu SONDEREGGER [528] S. 106). Es wird sich zeigen, daß sich das Mittelhochdeutsche auch darin vom Althochdeutschen unterscheidet, daß sich einige Funktiolekte stabilisieren, d. h. eine feste gesellschaftliche Position einnehmen, wenn auch nur für eine gewisse Zeit.

Die althochdeutschen Schreibtraditionen sind natürlich von den phonematischen Gegebenheiten nicht völlig unabhängig, ganz im Gegenteil, sie gehen von den gesprochenen Dialekten aus. Aber: »Mit Verwendung der lat. Schriftzeichen zur Aufzeichnung deutscher Laute und Worte ... begann sich in den führenden Klöstern und Bischofssitzen schon früh ... ein allmählich festwerdender Schreibgebrauch (Schreibduktus) und weiter im Laufe der ahd. Zeit durch schulmäßige Weitergabe von Generation zu Generation eine archaisierende Schreibüberlieferung (Schreibtradition) herauszubilden« (MOSER [356] I/3/2, S. 300). Dabei aber ist immer wieder der Versuch zu beobachten, daß die Schreibgewohnheiten der gesprochenen Sprache bzw. deren Wandlungen angepaßt werden.

Es lassen sich im Althochdeutschen – dies ist bereits eine Raumbezeichnung – drei (regiolektale) Schreiblandschaften feststellen (vgl. die Karte S. 41): Fränkisch (mit Untergruppen s. u.), Alemannisch und Bairisch. Innerhalb dieser Schreiblandschaften sind folgende Schreiborte (Klöster und Bischofssitze) bekannt (nach BRAUNE/EGGERS [52], S. 4, § 3):

Fränkisch:	Mittelfränkisch: Trier, Echternach, Köln, Aachen, Rheinfränkisch: Mainz, Lorsch, Worms, Frankfurt, Fulda, Südrheinfränkisch: Weißenburg, Ostfränkisch: Würzburg, Bamberg,
Alemannisch:	St. Gallen, Reichenau, Murbach,
Bairisch:	Freising, Tegernsee, Staffelsee, Salzburg, Mondsee, Passau, Regensburg.

Diese Übersicht soll auch deutlich machen, daß wir die althochdeutschen Schriftdialekte und somit das Althochdeutsche überhaupt nur punktuell kennen. Eine weitere Untergliederung der oberdeutschen Dialekte, aber auch des Mittelfränkischen, wie sie modernen dialektalen Verhältnissen entspricht, ist für die althochdeutsche Überlieferung nicht möglich (vgl. auch WAGNER [568]). In einzelnen Schreiborten hat zudem ein Wechsel des Schriftdialekts im Laufe der Überlieferungsgeschichte stattgefunden: Reichenau z. B. war zunächst eine fränkische Gründung, wechselte im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts zum Alemannischen, »im 9. Jh. aber – bedingt durch die Wirksamkeit seines bedeutenden Abtes Walahfrid Strabo, der seine Ausbildung in Fulda erhielt – teilweise« zum Ostfränkischen (SONDEREGGER [534] S. 54). Oder: »Die wichtigste Quelle des ostfränkischen Dialekts« (BRAUNE/MITZKA [53] S. 7f., § 6) ist der althochdeutsche ›Tatian‹, wahrscheinlich geschrieben im Kloster Fulda, obwohl dieses »auf rheinfränk. Gebiete liegt« (SCHATZ [450] S. 1).

In älteren Handbüchern wird häufig noch das Langobardische als oberdeutscher Dialekt angeführt. Da es aber keinen einzigen zusammenhängenden Text, somit keinerlei Funktiolekt überliefert, sondern nur durch einzelne volkssprachliche Wörter in lateinischen Rechtstexten und bei Paulus Diaconus sowie durch Namen und Urkunden bekannt ist, bleibt es in dieser Übersicht außer Betracht. Ähnlich verhält es sich mit dem Thüringischen, aus dem einige Namen tradiert sind, das ansonsten erst als Kolonialmundart in spätmittelhochdeutscher Zeit in Erscheinung tritt.

Dem Althochdeutschen vergleichbar sind die Verhältnisse im Altniederdeutschen. Auch hier sind es die Schreiborte und nicht Dialekträume, die unser Bild bestimmen. Sie lassen sich folgendermaßen gruppieren (nach CORDES [74] S. 17)

Westfälisch:	südwestlich: Essen, Werden nördlich: Münster, Osnabrück, Freckenhorst, östlich: Paderborn, Minden, Herzebrock, Herford, Korvei, Hameln, Fischbek,
Ostfälisch:	Hildesheim, Halberstadt, Merseburg, Magdeburg, Gandersheim, Lamspringe, Dorstadt, Wendhausen, Quedlinburg,
Nordniederdeutsch (das allerdings erst sehr spät in Erscheinung tritt, vgl. auch SANDERS [448] S. 33):	Bremen, Verden, Bosau, Lüneburg, Bardowiek, Wildeshausen, Meppen.

Auch in der altniederdeutschen Schriftlichkeit spiegeln sich dialektale Verhältnisse nur bedingt wider, nicht zuletzt deshalb, weil der bedeutendste Text dieser Epoche, der ›Heliand‹, möglicherweise in Fulda entstanden ist, andere Denkmäler aus dem 9. Jahrhundert aber kaum überliefert sind (zu den Problemen der Heliand-Sprache s. die Zusammenfassung von TAEGER [552] mit Literaturangaben).

Es zeigen sich also, was das Althochdeutsche und Altniederdeutsche betrifft, trotz großer Unterschiede in den wirkungsmächtigen literarischen Traditionen auch bestimmte Gemeinsamkeiten, die mit der Verschriftung zusammenhängen. Wir können zusammenfassend die althochdeutschen (und altniederdeutschen) Schriftdialekte als Versuche charakterisieren, politisch-kirchlich bestimmte Funktiolekte herauszubilden, wobei die regionalen oder lokalen Gegebenheiten der jeweiligen Schreiborte eine wichtige Rolle spielen.

Aus dieser Bestimmung wird auch deutlich, daß das Althochdeutsche, soweit wir es kennen, in erster Linie durch schriftlichen Sprachgebrauch bestimmt ist, zumal die Verschriftung ein wesentlicher Teil der übernommenen bzw. zu übernehmenden Latinität war. (Auch Buchform, wie sie in den großen epischen Werken Otfrids oder im ›Heliand‹ begegnet, ist ohne das Vorbild Vergils nicht denkbar; s. auch oben B 1.) Elemente mündlich konstituierter Rede sind kaum zu finden, wenn wir dabei an Strukturmerkmale wie »Satzbruch (Anakoluth) und Satzabbruch (Ellipse); Selbstkorrekturen und gefüllte Planungspausen; Rekurrenzen (Wiederholungen), Redundanzen und simultanes Sprechen; Gliederungspartikeln und Rückmeldungspartikeln« (HENNE [200] S. 134) denken.

Wesentlich bescheidenere Ansprüche stellt St. SONDEREGGER [539], er will aus einer Reihe althochdeutscher Denkmäler gesprochene Sprache rekonstruieren:

- »– Zauber- und Segenssprüche mit ihren exorzistischen Formeln
- Vorakte zu Urkunden (mit sprechsprachlichen Namensformen)
- Katechetische Texte (Paternoster, Credo, Taufgelöbnisse, Beichten), welche vorgesagt und nachgesprochen wurden
- Aufgezeichnete Gespräche (Altdeutsche Gespräche 10. Jh. oder Kaseler Glossen 9. Jh.) als Reiseführer mittellateinisch-althochdeutsch oder umgekehrt
- Rhetorische Fragen und Kurzsätze der Schulprosa (Notker von St. Gallen, um 1000).«

Für SONDEREGGER ist es also nicht so sehr eine pragmatisch gesteuerte Auswahl von syntaktischen und lexikalischen Elementen, die das Charakteristikum spontaner Rede sind, sondern es sind spezielle formelhafte, zumeist performative oder emotive Kurzsätze und graphemisch-phonemische Merkmale, die signalisieren, daß, wie in den St. Galler

Vorakten, die Schreibungsebene der dialektalen Basis etwas näher ist (vgl. seine Zusammenstellung und Erörterung von Beispielen in [533] und [534]).

Zudem geben uns vor allem die ›Reiseführer‹ willkommene Einblicke in die Bedürfnisse eines Reisenden im frühen Mittelalter (Beispiele aus den in den ›Kasseler Glossen‹ überlieferten althochdeutschen Gesprächen sowie deren Übersetzungen aus SONDEREGGER [534] S. 136f.):

<i>skir min fahs</i>	›Haarschneiden bitte‹
<i>skir minan hals</i>	›Ausputzen bitte‹
<i>firnimis</i>	›verstanden?‹
<i>ih firnimu</i>	›ja, ich verstehe‹

Es handelt sich aber in all diesen Fällen höchstens um »Reflexe gesprochener Sprache«. Als Mediolekt, als Varietät, die durch das Übertragungsmedium gekennzeichnet ist, bleibt das uns überlieferte Althochdeutsch eine schriftlich konstituierte Sprache, die nur in ihrer Schriftlichkeit, das will sagen: als ein mit Hilfe der Schrift konstituiertes und fixiertes kommunikatives Handlungsspiel zu erklären zu verstehen ist.

2.2. Das Entstehen eines volkssprachlichen Wir-Gefühls: das Wort deutsch (I. Teil)

Es ist leicht einzusehen, daß bei den überlieferten Vertextungsmöglichkeiten von einem expliziten Normbewußtsein, von Reflexionen darüber und über die Aufgabe der Volkssprache nicht die Rede sein kann. Trotzdem lassen sich aber besonders aus der Geschichte des Wortes *deutsch* und seiner Verwendung Schlüsse ziehen, die den Ansatz zu einem solchen Bewußtsein bzw. zu dessen Entstehen deutlich machen.

Die Etymologie des Wortes ist klar: Ein germanisches Adjektiv **peud-isk-az*, vom Substantiv **peudō* ›Volk‹ abgeleitet, dürfte als Zugehörigkeitsbezeichnung die Bedeutung ›zum Volk gehörig‹ gehabt haben. Je nach Äußerungsbedürfnis hat es dann in germanischen Einzelsprachen seine Bedeutung modifiziert oder spezialisiert, so daß es im Gotischen in der Adverbform *piudisko* als Übersetzung von griech. ἔθνικῶς ›heidnisch (< dem fremden Volk zugehörig)‹, im Altenglischen als Adjektiv *ḍēodisc* ›heidnisch‹, als Kompositum *eldēodisc* ›fremd‹ (Übersetzung von *peregrinus* in Mt. 27,7) begegnen konnte.

Im Westfränkischen kommt das Adjektiv nur in der latinisierten Form *theodiscus* vor und ist sicher von Anfang an eine Sprachbezeichnung – dies im Gegensatz zu den gotischen und altenglischen Beispielen, wobei im Altenglischen das Adjektiv auch zum Neutrum *ḍēodisc* ›Rede, Sprache‹ substantiviert vorkommt. Der älteste Beleg dafür bezieht sich auf das Jahr 786 (wenngleich er erst aus dem Ende des 10. Jahrhunderts

überliefert ist): Der päpstliche Legat Georg von Ostia berichtet Papst Hadrian I. über zwei Synoden in England; bei der zweiten seien die Beschlüsse der ersten vorgelesen worden *tam latine quam theodisce, quo omnes intellegere potuissent*; *theodisce* bedeutet hier, wie in allen anderen vergleichbaren Belegen, »nicht lateinisch, germanisch-volks-sprachlich«. Noch Walahfrid Strabo meint auch das Gotische mit diesem Adjektiv (*a Gothis qui ... nostrum, id est theotiscum sermonem habuerint*). Daneben bezeichnet *theodiscus* (in der Graphie *teudiscus*) auch den Kontrast zum Romanischen, so in den Straßburger Eiden, die Ludwig der Deutsche *romana lingua*, Karl der Kahle hingegen *teudisca lingua* leistet.

Soweit einige Fakten, über deren Interpretation sich die Forschung bis heute nicht einig ist (vgl. die Dokumentation in EGGERS [99], dazu die Rezension von EROMS [17]).

Wichtig ist, daß die Lautform des lateinischen Adjektivs auf eine westfränkische Basis **Peodisk* verweist, das Althochdeutsche, darauf wird noch zurückzukommen sein, hätte die Form *thiudiscus* evoziert. Während die ältesten Belege, wie dargelegt, auf die Bedeutung »nicht-lateinisch, germanisch-volks-sprachlich« weisen, könnte schon die Verwendung in den Straßburger Eiden andeuten, daß *theodiscus* politische Konnotationen im Sinne von »volks-sprachlich im östlichen Frankenreich, deutsch« (REIFFENSTEIN [419] S. 253), Konnotationen also im politischen Sinn des Ostreichs angenommen hat. So begegnet es auch in Otfrids lateinischer »Praefatio ad Liutbertum« sowie in seinem Inhaltsverzeichnis; im deutschen Text hingegen steht nur *frenkisk* (*so wir nu hiar bigúnnun, in frénkisga zungun* I, 1, 114). Gerade hier wird der politische Anspruch sowohl des lateinischen als auch des volks-sprachlichen Adjektivs deutlich. Diese politischen Implikationen dürften auch der Grund dafür sein, daß im »Heliand« nur die lateinische Praefatio *theudiscus* kennt, der altsächsische Text hingegen keine Entsprechung dafür enthält.

Daneben läßt sich bereits »für das zweite Viertel des 9. Jahrhunderts« (WORSTBROCK [614] S. 208) die Graphie *thiutisce/diutisce*, also *-iu-* statt *-eo-* (vgl. dazu oben S. 57f.) sicher feststellen. Diese Schreibung setzt, wie zuletzt REIFFENSTEIN [419] nachgewiesen hat, ein volks-sprachliches *diutisk* voraus. Demgegenüber nahm EGGERS [96] S. 385 eine späte etymologische Schreibung an; diese Vermutung widerlegt sich allerdings, wenn man bedenkt, daß */eo/* und */iu/* im 9. Jahrhundert »längst selbstständige Phoneme, keine kontextbedingten Allophone des Phonems */eu/* mehr« waren (REIFFENSTEIN [419] S. 254).

Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Beleggeographie: Die fränkischen Stammlande verwenden das »kanzleimäßige« *theodiscus*, die östlichen Gebiete hingegen *thiutiscus/diutiscus*, das wohl auf »leben-

digem *diutisc*« (FRINGS [141] S. 232) basiert. »Die Opposition *theodiscus*: *thiutiscus* prägt sich demnach als eine wesentlich regionale aus« (WORSTBROCK [614] S. 210), wobei die östliche Form zwar auch die Sprache bezeichnet, aber eben ohne politische Nebenbedeutung: die »Lautform *thiutiscus* dürfte für ihren Bereich, nicht anders als *theodiscus* für den seinen, typische und damit lexikalische Geltung gehabt haben« (ebd. S. 211). Es dürfte zudem kein Zufall sein, daß *diutisce* zunächst als Sprachbezeichnung in Glossen belegt ist; bei ›Schulbüchern‹ – als solche sind wohl Glossentexte aufzufassen (SCHWARZ [500]) – war eine politische Bezeichnung nicht notwendig. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß sich die beiden Wörter, die ja lautlich und graphisch sowie semantisch einander sehr ähnlich waren, nicht auch gegenseitig beeinflußt hätten. Gerade der Weg des östlichen *diutisk* bzw. *diutiscus* von einer zunächst allgemeinen (›nicht-lateinisch, volkssprachlich‹) zu einer speziellen Sprachbezeichnung (›deutsch‹) ist ohne den Hintergrund von *theodiscus*, das aufgrund seines politischen Nebensinnes viel früher eine ›konkrete‹ Bedeutung hatte, nicht denkbar.

Die politischen Implikationen der Form *theodiscus* sind aber auch seine Schwächen; sobald sich der besondere politische Anspruch nicht in einem Kunstwort manifestieren muß und »man sich in Deutschland ... sehr nachdrücklich mit dem Gedanken und den Grundlagen des Deutschtums beschäftigte« (WEISGERBER [583] S. 156), in dem man Autoren des Altertums wie Tacitus und Plinius studierte, kommt als weiteres Wort *Teutonicus* auf, das schließlich *theotiscus* verdrängt. Notker, dem eben das Epitheton *Teutonicus* und nicht (mehr) *theodiscus* oder *diutiscus* gegeben worden ist, kennt volkssprachlich nur noch *diutisk*, lateinisch hingegen *teutonicus*. Er aber schreibt nicht mehr in und aus einem Stammesbewußtsein, sondern, wie schon ausgeführt (s. o. S. 72), aus einem überregionalen Wir-Gefühl, das im Zusammenhang mit der *translatio imperii* schon unter Otto I. möglich geworden war. Es ist auch kein Zufall, daß »in Urkunden Ottos I. über Magdeburg« *Teutonici* »für den vollen Volksnamen« stehen, »daß dort die *Teutonici* den *Slavi* gegenübergestellt sind« (WEISGERBER [583] S. 158). *diutisk* indes ist noch nicht so weit, neben der Sprache auch deren Träger bezeichnen zu können (darüber s. u. S. 194).

Weitere Literatur: Die wichtigsten Beiträge von J. GRIMM, BRAUNE, BEHAGHEL, ROSENSTOCK, WEISGERBER, STEINBACH, BRINKMANN, FRINGS, SPECHT, LERCH, SCHAEDE, BAESECKE, GRÜNENTHAL, EGGERS und BETZ sind nunmehr vereinigt in EGGERS [99]. Darüber hinaus: DOVE [88], [89], [90]. FISCHER [117]. VIGENER [565]. BEHAGHEL [24]. ERDMANN [105]. VAAS [562]. KROGMANN [275]. NEUMANN [371]. BAESECKE [14]. WEISGERBER [580], [582]. RUPP [442]. JAKOBS [227]. WEISWEILER/BETZ [585] bes. S. 130ff. THOMAS [554]. SONDEREGGER [535] bes. S. 236ff. REXROTH [420] bes. S. 291ff.

3. Entwicklungstendenzen im Sprachsystem

3.1. Flexionsmorphologie: die Verbalperiphrase mit dem Partizip II

In althochdeutschen Texten des 9. Jahrhunderts erscheint das Deklinations- und Konjugationssystem noch weitgehend ›intakt‹, d. h. daß die Auswirkungen der Endsilbenabschwächungen noch nicht so gravierend sind, daß das System umgebaut werden muß. Demgegenüber begegnen bereits in diesem Zeitraum Tendenzen, die im Laufe der Sprachgeschichte zu einer weitgehenden Neugestaltung des Flexionssystems und bestimmter syntaktischer Phänomene, vor allem der Serialisierung, führen: der Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachbau, der sich im nominalen (s. u. S. 86 ff.) wie im verbalen Bereich bemerkbar macht, der mit der Herausbildung der periphrastischen Verbformen neue Differenzierungsmöglichkeiten im Feld der Diathesen und Tempora schafft. Da die verbale Periphrase sich in allen germanischen Sprachen, zumindest ansatzweise, vergleichbar entwickelt hat (lediglich im Gotischen finden sich noch Reste eines synthetischen Passivs, aber auch da nur im Präsensparadigma), kann man annehmen, daß es sich in den Einzelsprachen um die Entfaltung älterer systemimmanenter Tendenzen handelt.

Im Althochdeutschen, so schon im ›Isidor‹ (Ende 8. Jahrhundert), begegnet bereits ein vollausgebildetes Diathesensystem. Das Präteritum des Zustandspassivs allerdings kommt im ›Isidor‹ nur in der Form des Konjunktivs II vor, der aber auch temporale Funktion hat; häufiger taucht es dann bei Otfrid und schließlich bei Notker auf (vgl. dazu vor allem SCHRÖDER [485], RUPP [443], OUBOUZAR [387], zusammenfassend auch EBERT [93], S. 61 ff.). Das Passivparadigma stellt sich folgendermaßen dar:

Zustandspassiv:	<i>ist</i> +	Part. II
	<i>was</i> +	Part. II
Vorgangspassiv:	<i>wirdit</i> +	Part. II
	<i>ward</i> +	Part. II

Dazu ist festzuhalten: Diese Periphrase kann sich nur herausbilden, weil sich das Partizip II als Vollzugsform mit den Kopulaverben ›sein‹ oder ›werden‹ verbinden kann; es handelt sich dabei um die Partizipien von mutativen Verben, besonders um Transitiva (über die Intransitiva s. u.); ausgenützt wird ferner die Opposition zwischen ›sein‹, das einen Zustand bezeichnet, und ›werden‹, das den Eintritt in einen Zustand signalisiert. Dementsprechend hat das Partizip II vor allem im 9. Jahrhundert noch stark nominalen Charakter: *ist arslagan* ~ ›er ist ein Erschlagener‹, *wirdit arslagan* ~ ›er wird ein Erschlagener‹. Dies äußert

sich besonders häufig im Plural, wo die Partizipien noch flektiert werden: *Druhtines uuordu sindun himila chifestinode* (Isidor 15); *In dhinemu samin uuerdhant chiuuihido allo dheodun* (Isidor 33); daneben aber auch *Endi in imu uuerdhant chiuuihit alliu aerdhchunni* (ebd.). Bei Otfrid sind auch zahlreiche Partizipia in Singularonstruktionen flektiert (vgl. die Belege bei ERDMANN I [106] S. 222).

Es kommt aber nicht nur zu solchen Syntagmen mit Transitiva, sondern auch mit intransitiven Mutativa: *christ ... ist ... quhoman* (Isidor 26); *ir ... quhoman scolda uuerdan* (Isidor 33). Hier finden sich die Ansätze zu einer Perfektbildung, ebenfalls mit einem Kopulaverb und einer nominalen Vollzugsform. Die Fügung mit *werdan* konnte sich, obwohl zunächst systemkonform, nicht durchsetzen. Das dürfte wohl damit zusammenhängen, daß *wesan* + Part. II von intransitiven Mutativa in das Perfektparadigma integriert, somit funktional vom (grammatikalisierten) Passiv geschieden wurde.

Wichtig ist, daß es bei all diesen Fügungen zunächst nicht um eine Unterscheidung von Diathesen oder Tempora ging. »Der Vorgang, der zur Verfassung des Subjekts führt«, die eben durch das Partizip ausgedrückt wird, »ist nur dadurch in der Aussage enthalten, daß den Verben *werdan* und *wesan* kein Adjektiv oder Substantiv, sondern ein Verbaladjektiv folgt.« (RUPP [443] S. 282) Und je nach Valenz des mutativen Verbs entsteht eine passivische oder perfektivische Fügung.

Da in sehr vielen Fällen das Verbaladjektiv die Leerstellen um sich besetzen läßt (z. B. *Sus quhad dher gomo, dhemu izs firgheban uuard* [Isidor 10]), liegt es nahe, daß sich das Partizip vom Prädikatsnomen zum eigentlichen verbalen Kern mit dem syntaktischen und syntaktikosemantischen Hauptgewicht entwickelt und die Kopulaverben gleichzeitig auxiliariert werden. Ihre Hauptfunktion ist es dann, als finites verbales Element grammatische Morpheme wie Person, Numerus und Modus zu liefern. Äußeres Zeichen für diese Grammatikalisierung ist die Tatsache, daß die Partizipien nicht mehr flektiert vorkommen, was bei Williram schließlich der Fall ist.

Das Entstehen analytischer Passivformen geht also von vorhandenen syntaktischen und semantischen Möglichkeiten aus. Dadurch ist sehr bald ein Diathesensystem vorhanden, das sich aus der Opposition Vorgang – Zustand konstituiert. Der Gegensatz zwischen *werdan* und *wesan* wird also nicht zur Wiedergabe von lateinischen Tempusoppositionen ausgenützt, wie die ältere Forschung immer wieder hervorgehoben hat, sondern ist vom Lateinischen unabhängig. Dagegen sprechen auch nicht zahlreiche Gegenbeispiele aus dem ahd. ›Tatian‹, weil diese als Interferenzen in einem Text, der nicht als Beispiel »einer althochdeutschen Übersetzungsprosa von erstaunlicher Sprachbeherrschung in der Genauigkeit der Übertragung wie in der eigenen Gestaltung« (SONDEREG-

GER [534] S. 102) wie der ahd. ›Isidor‹ gelten kann, zu interpretieren sind (so auch SCHRÖDER [485] und RUPP [443]).

Weitere Literatur zum Passiv: CUNY [78]. LÖFFLER [303]. ÖBERG [375]. KAUFMANN [237]. BAESECKE [11] S. 239ff. BEHAGHEL II [25], S. 199ff. LUSSKY [309]. ZIEGLSCHMID [621] und [622]. TWADDELL [557] bis [559]. BRINKMANN [54], S. 31ff. MITTNER [342] und [343]. WISTRAND [605]. ERBEN [102] Sp. 258ff. SCHMIDT [470]. SCHAUWECKER [452]. BAMMESBERGER [16].

Während sich im ahd. ›Isidor‹ also »bescheidene Ansätze zu einem aktivischen Perfekt« (SCHRÖDER [485] S. 45) in der Form eines *sein*-Perfekts zeigen, das aber nur als präsentisches Tempus und keinesfalls als Vergangenheitstempus gelten kann, kennt der ›Isidor‹ keinerlei *haben*-Perfekt, wohl aber der ›Tatian‹ und Otrfrid. Beispiele wie die beiden folgenden könnten den Ausgangspunkt hierfür exemplifizieren: *phigboum habeta sum giflanzotan in sinemo uingarten* (Tatian 102,2); *Sie éigun mir ginómanan liabon drúhtin minan* (Otrfrid V, 7, 29). Bei diesen Beispielen handelt es sich um die Einbettung einer *ist*-Prädikation in eine *haben*-Prädikation, wobei *habēn* bzw. *eigan* (über die Verteilung von *habēn* und *eigan* s. ERDMANN I [106] S. 228 und BARAT [18] Bd. 18, S. 140ff.) als Vollverben (›haben, besitzen‹) und die mit dem Objekt kongruierenden Partizipien als Objektsprädikative fungieren. Die *haben*-Fügungen haben zunächst ebenfalls rein präsentischen Charakter, »sind also ursprünglich Resultatsbezeichnung« (PAUL [390] S. 165). Sie sind, syntaktisch betrachtet, ein konsequenter Ausbau der älteren *sein*-Konstruktionen. Es versteht sich von selbst, daß diese Bildungen mit *haben* zunächst nur mit den Partizipien von transitiven Verben möglich sind.

Auch hier sind die einzelnen Stadien der Grammatikalisierung gut zu verfolgen: Bereits bei Otrfrid weist die überwiegende Mehrzahl der Belege unflektiertes Partizip auf (ERDMANN [106] I, S.228: »Flektiert ist das Part. nur zweimal bei *habēn*, einmal bei *eigan*«, wobei diese drei Partizipien jeweils in Reimposition stehen). Ebenfalls Otrfrid verwendet diese Konstruktion ohne Akkusativobjekt (*so wir éigun nu gisprochan* I, 25, 11; *nu gene al éigun sus gidán* III, 18, 36) oder mit abhängigem Objektsatz (*Thoh hábet er mo irdéilit joh sélbo giméinit, thaz ...* I, 5, 57). In all diesen Fällen kann das Partizip nicht mehr als Objektsprädikativ angesehen werden, der verbale Kern ist bereits auf die infinite Verbform verlegt. Im ›Heliand‹ begegnen auch *haben*-Fügungen mit dem Partizip eines intransitiven Verbs (*siu habde ira drohtine uuel githionod* 505f.), häufig dann bei Notker (*er habet sin ein luzzel ergezen*; zit. nach BEHAGHEL [25] II, S. 274).

Gerade für das *haben*-Perfekt hat die ältere Forschung stets lateinischen oder romanischen Einfluß als die wichtigste Entstehungsursache

angesehen. Der lateinische Ausgangstext für das oben angeführte ›Tatian‹-Zitat (102,2) legt diese Vermutung nahe: *arborem fici habebat quidam plantatam*.

Dagegen sprechen mehrere Argumente: Das »ältere Altisländische, das sicher nicht vom Lat. oder Romanischen beeinflusst wurde«, (EBERT [93] S. 59) kennt eine Perfektumschreibung mit *hafa* oder *eiga* + Part. II, wobei flektiertes und unflektiertes Partizip in einem Satz vorkommen können: *hafpe Gunnarr sáerþa átta menn, er veget tuá* ›G. hatte acht Männer verwundet, erschlagen aber zwei‹ (zit. nach HEUSLER [205] S. 140, § 432). Der Versuch, eine etwaige Übernahme aus dem Lateinischen oder Romanischen zeitlich festzulegen, bereitet große Schwierigkeiten, weil eben alle germanischen Sprachen Ansätze zu einer solchen Periphrase zeigen (vgl. auch den Ansatz dazu in got. *sa skatts þeins þanei habaida galagidana in fanin* ›deine Mine, die ich in ein Tuch gelegt aufbehält‹ Lk. 19, 20; zit. bei DAL [81] S. 121). Der knappe Forschungsbericht von EBERT [93] S. 59 belegt dies deutlich. Ferner: »damit ... die Einwirkung des Lateinischen eine so tiefe Umwandlung des germanischen Verbs hätte veranlassen können, wären historische und soziale Bedingungen notwendig gewesen, die niemals erfüllt wurden; insbesondere eine lange Zeit germanisch-lateinischer Zweisprachigkeit« (BENVENISTE [28] S. 233).

Es dürfte sich daher empfehlen, auch hier nach systeminternen Ursachen zu suchen. Wichtig ist dabei, daß die Fügungen mit *haben* + Part. II zunächst, wie ausgeführt, als eingebettete *ist*-Prädikationen anzusehen sind. Mit dieser Transformation wird zugleich eine Opposition zwischen den Verben *sein* und *haben* ausgenützt: Beides sind Verben des Zustands, wobei »*sein* eine immanente Identitätsbeziehung« herstellt, während »die beiden durch *haben* verbundenen Begriffe voneinander unterschieden« bleiben (BENVENISTE [28] S. 223; Ähnliches läßt sich noch für die deutsche Gegenwartssprache feststellen, vgl. HELBIG [196]). Das *haben*-Perfekt, das ja in den ältesten althochdeutschen Texten nicht vorkommt, wäre dann eine parallele Weiterbildung zu den *sein*-Fügungen. »Es ist eine Form, in der der Begriff des Zustands, verbunden mit dem des Besitzes, auf die handelnde Person übertragen wird.« (BENVENISTE [28] S. 225).

Es liegt nahe, daß eine Verbalform, die zunächst ein Resultat eines Vorgangs wiedergibt, dann auch für die Bezeichnung dieses Vorgangs verwendet wird. Der früheste Beleg dafür findet sich bei Notker: *Uuaz ist mir danne geskehen? Arbeite und ángeste begágendon mir* (zit. nach OUBOUZAR [387] S. 13). Das Perfekt steht hier in einem präteritalen Kontext, es »dient zur Unterbrechung des Berichts über die vergangenen Ereignisse« (ebd.). Wohl stellt auch das Personalpronomen *mir* einen Bezug zur Aktualität des Sprechers her, aber das Temporaladverb

danne deutet doch an, daß die Grammatikalisierung dieser Periphrase soweit fortgeschritten ist, daß Funktionsübertragungen möglich werden. Daß dies zuerst bei einem *sein*-Perfekt vorkommt, ist wohl kein Zufall, weil dies ja die ältere Fügung ist.

Weitere Literatur zum Perfekt: DIENINGHOFF [87]. MEILLET [331] S. 129f. BEHAGHEL [25] II, S. 272ff. ZIEGELSCHMID [620]. BRINKMANN [54] S. 32ff. LOCKWOOD [300] S. 114ff. ERTZDORFF [109]. SCHRÖDER [488].

Eine vollständige Grammatikalisierung dieser Periphrasen läßt sich erst im 13. Jahrhundert feststellen: Alle Diathesen kommen in allen Tempora vor; Perfekt: *in senender nōt bin ich begraben gewesen lange stunde* (Konrad von Würzburg, ›Trojanerkrieg‹ 16948f.); *wan ir von ungemüete sīt enpferwet worden sēre* (ebd. 7917); Plusquamperfekt bzw. Konj. II der Vergangenheit: *und het mich sō sēre sīn selbes vart niht gewert, ich waere gewesen unernert* (Heinrich von dem Türlin, ›Krone‹ 22746ff.; hier hat das Partizip deutlich adjektivischen Charakter, worauf das Präfix *un-* weist); *nu wasez ouch über des jāres zil, daz Gahmuret geprīset vil was worden* (Wart Gg) *dā ze Zazamanc* (Wolfram von Eschenbach, ›Parzival‹ 57, 29ff.). Erst in einem solchen Stadium können sich dann die einzelnen Formen ihre Funktion(en) im System zuweisen, kann sich das System neu strukturieren.

Durch die Auxiliarisierung der Verben *wesan*, *werdan* und *habēn* bildet sich in Kombination mit transitiven Verben eine dreigliedrige Hilfsverbopposition aus, die dann für die Diathesen- und Tempusopposition signifikant wird:

	prozeßbezogen	agensbezogen
<i>wesan</i>	—	—
<i>werdan</i>	+	—
<i>habēn</i>	+	+

Diese Matrix macht deutlich, daß die ursprüngliche Opposition nur zwischen *wesan* und *werdan* bestand, daß aber in der Folge durch die Auxiliarisierung von *habēn* eine im System angelegte Möglichkeit genutzt wird. Die zunächst zweigliedrige Opposition dient primär der Kennzeichnung von Aktionsarten (perfektiv - inchoativ), erst *habēn* fügt ein weiteres Merkmal hinzu, so daß einerseits die Opposition Aktiv - Passiv in formal vergleichbaren Syntagmen klar ersichtlich wird, andererseits zusätzlich eine Tempusopposition sich bilden kann. Demgegenüber ist der Gegensatz von ›sein‹ und ›haben‹ bei der Perfektbildung eine rein ausdrucksseitige Opposition ohne inhaltsseitige Entsprechung geblieben.

3.2. Zur Syntax

Gerade bei der Behandlung des Wortschatzes (s. S. 103 ff. und S. 126 ff.) wird deutlich werden, daß der Einfluß des Lateinischen für die Entwicklung des Lexikons eine große Rolle spielt. Dabei ist aber immer die Textfunktion sowie vor allem bei Übersetzungen die formale Nähe zum Lateinischen von entscheidender Bedeutung. Auch im Bereich der Syntax des Althochdeutschen sind zahlreiche Fälle von Interferenz zu finden (>Lehnsyntax<). Für lehnsyntaktische Konstruktion haben dabei mindestens drei Kriterien zu gelten:

- (1) »Eine Konstruktion ist auf die Übersetzungsliteratur beschränkt und dient ausschließlich zur Wiedergabe ihres fremden Vorbilds.« (SCHELER [453] S. 36) Ein Beispiel dafür wäre der *accusativus cum infinitivo* (AcI) nach *verba dicendi*: *ir uuarlichō uuen mih quedet uuesen?* (>Tatian< 90,2) ← *vos autem quem me esse dicitis?* Ein AcI nach Verben des Sagens findet sich bei Otfrid nicht (ERDMANN [106] I, S. 209).
- (2) »Eine gelegentlich in der Originalliteratur auftretende Fügung wird dort nur in einer für die Übersetzungsliteratur bezeichnenden Form gebraucht.« (LIPPERT [299] S. 32) Hier könnte man den absoluten Dativ anführen, der in der althochdeutschen Literatur häufig zur Wiedergabe des lateinischen *ablativus absolutus* verwendet wird: *Imo thō thaz thenkentemo* (>Tatian< 5,8) ← *Haec autem eo cogitante*. Bei Otfrid erscheint »eine solche Verbindung nur einigemal im fünften Buch«, wobei einige Fälle sich an andere Konstruktionen anschließen, also nicht als Lehnsyntax anzusehen sind, »zum Teil aber als wörtliche Wiedergabe lateinischer Wendungen aufgefaßt werden müssen« (ERDMANN [106] II, S. 251).
- (3) Wichtig kann der Vergleich mit anderen Sprachen sein, »besonders dann, wenn zwei näher verwandte Sprachen eine ähnliche von außen beeinflusste Entwicklung durchmachen. Gleiche Erscheinungen verstärken die Vermutung, daß hier Entlehnung unter gleichen Bedingungen vorliegt« (SCHELER [453] S. 37). Wenn umgekehrt in zwei (vor allem verwandten) Sprachsystemen, die nicht unter dem gleichen fremdsprachigen Einfluß stehen, gleiche Entwicklungen sichtbar werden, dann ist wohl ein systemimmanenter Prozeß anzunehmen, wobei die beeinflussende Sprache in dem einen Fall durchaus beschleunigend wirken kann.

Für die Geschichte des Deutschen hat sich gezeigt, daß sich syntaktische Entlehnungen höchstens als erstarrte Wendungen erhalten haben, daß hingegen die Lehnsyntax die Entwicklung des Sprachbaus, der *langue*, kaum entscheidend beeinflusst hat. Wohl aber hat das Lateinische, dies hat sich auch schon bei den periphrastischen Verbformen

gezeigt (s. S. 80ff.), Ansätze, die in der Volkssprache vorhanden waren, gefördert und zu deren Verankerung im System wesentlich beigetragen (dieser Eindruck bestätigt sich durch das Material, das BLATT [42] zusammengetragen hat).

3.2.1. Vom synthetischen zum analytischen Sprachbau: Artikel und Subjektpronomen

Die Herausbildung einer Verbalperiphrase bedeutet nicht nur den Ausbau und die Differenzierung temporaler oder/und diathetischer Möglichkeiten, sondern vor allem in seinen Auswirkungen auf die Syntax, wie oben (s. S. 80) schon angedeutet, einen großen Schritt zum analytischen Sprachbau. D. h. »die materielle Bedeutung und die Relationsbedeutung [werden] an verschiedenen Worten ausgedrückt« (DAL [80] S. 167). Dies heißt nun nicht, daß die beiden »Bedeutungen«, die materielle = lexikalische und die relationale = kategoriale streng getrennt sind, sondern daß wichtige Bestandteile davon auf bestimmte, als eigene »Wörter« anzusehende Elemente verteilt sind. Beim Perfekt z. B. enthält die infinite Verbform nicht nur die lexikalische Bedeutung, sondern auch ein aktionales Element, ausgedrückt durch die Form des Partizips II. Das Hilfsverb hingegen liefert das temporale Moment sowie die grammatisch-syntaktisch notwendigen Morpheme.

Der analytische Sprachbau betrifft sehr häufig die ohnehin interdependenten Teilsysteme der Flexionsmorphologie und der Syntax. Es handelt sich dabei im Deutschen, aber nicht nur dort, sondern auch in den anderen germanischen (und indogermanischen) Sprachen um systemimmanente Tendenzen, die dann je nach (sprach-)historischer Situation wirksam werden. I. DAL [80] S. 170 denkt dabei auch an die Wirkung von sprachlichem Substrat: »Die analytische Sprachstruktur, die dem Bau des Indogermanischen so sehr widerstreitet, mag, wie dies auch im allgemeinen angenommen wird, der bodenständigen Bevölkerung der später germanisch sprechenden Gebiete zuzuschreiben sein.« Daneben aber ist zu bedenken, daß die Auseinandersetzung mit einer neuen, differenzierteren Umwelt auch neue, differenziertere Ausdrucksmöglichkeiten notwendig macht. Und hier bieten sich analytische Formen geradezu an, sofern die Möglichkeit dazu im jeweiligen Sprachsystem vorhanden ist. Das bestätigt sich ja in der Gegenwartssprache in der Herausbildung sprachlicher Mittel zum Ausdruck aktionaler Differenzierungen vor allem mit Hilfe von Funktionsverbfügungen aufs neue.

In der althochdeutschen Periode bilden sich neben der Verbalperiphrase vor allem im nominalen Bereich zwei Formen analytischer Satz- bzw. Satzgliedgestaltung heraus: die Artikelformen und das Subjektprono-

men. In beiden Fällen handelt es sich um eine Systematisierung vorhandener Möglichkeiten, wobei das Ergebnis eines solchen Vorgangs weit über die Ausgangsmöglichkeiten hinausgeht.

3.2.1.1. Das Aufkommen des Artikels

Vgl. Lk 1,5:

Griech.	Ἐγένετο	ἐν ταῖς ἡμέραις	Ἡρώδου βασιλέως τῆς Ἰουδαίας	ἱερεὺς τις
	ὀνόματι Ζαχαρίας.			
Lat.	<i>Fuit</i>	<i>in diebus</i>	<i>Herodis, regis Judaeae,</i>	<i>sacerdos quidam</i>
	<i>nomine</i>	<i>Zacharias.</i>		
Got.	<i>was</i>	<i>in dagam</i>	<i>Herodes þiudanis Iudaias</i>	<i>gudja</i>
	<i>namin</i>	<i>Zakarias.</i>		
Ahd.	<i>Uuas</i>	<i>in tagun</i>	<i>Herodes thes cuninges Iudeno</i>	<i>sumer biscof</i>
	<i>namen</i>	<i>Zacharias</i>	(Tatian 2,1)	

Diese vier Textproben zeigen vier Sprachsysteme mit jeweils verschiedenem Artikelgebrauch. Das Lateinische kennt keinerlei Artikel, weder einen bestimmten noch einen unbestimmten. Das Indefinitpronomen *quidam* entspricht dem griechischen (enklitischen) τις, beide sind keine Artikel, sondern Indefinita in der Funktion ›irgendein, ein gewisser‹, die also ausdrücken, daß der Sprecher/Schreiber an eine bestimmte Person oder Sache denkt, diese zunächst aber nicht genauer bezeichnen will oder kann. Im althochdeutschen ›Tatian‹ steht dafür *sumer*. Im Gegensatz zum Lateinischen verwendet das Griechische den definiten Artikel, nicht aber einen indefiniten. Das will sagen, daß es im Griechischen eine Artikel-Opposition definit – Ø gibt, kein derartiges Strukturmerkmal im Lateinischen. Der griechische Text ist der Ausgang für die gotische Bibel, dennoch finden sich in unserem kurzen Textstück keinerlei gotische Artikel (STREITBERGS griechischer Text enthält sogar einen Artikel mehr als der bei NESTLE: τοῦ βασιλέως), auch das Indefinitum bleibt unübersetzt. Demgegenüber verwendet der althochdeutsche ›Tatian‹ einmal – und dies nun gegen sein Vorbild – einen bestimmten Artikel: *thes cuninges*.

Aus solchen Beobachtungen läßt sich folgern: die ›germanischen‹ Texte verhalten sich verschieden. »Der got. Bibeltext steht unter dem Eindruck einer artikelreichen Vorlage, und nur das Fehlen des Artikels läßt uns got. Eigenart erkennen; die ahd. Texte stehen vielfach hochlateinischen Vorlagen gegenüber, die den Artikel nicht verwenden, und es ist daher damit zu rechnen, daß der lateinische Sprachgebrauch der Artikelverwendung ahd. Texte, zumal der Übersetzungen, engere Grenzen zog.« (BRINKMANN [54] S. 16) Das Gotische kannte demnach keinen Artikel im engeren Sinne, wenn man darunter »das gewohnheitsmäßig und notwendig zugefügte Demonstrativum, das eine Person oder Sache als bekannt hinstellt«, versteht (STREITBERG [547] S. 188, § 281,2). Im Althochdeutschen hingegen macht sich Artikelgebrauch bemerkbar, was die Lk 1,5 entsprechende Stelle in Otrfrids ›Evangelienbuch‹ zeigt, das von einem direkten lateinischen Vorbild unabhängig und zudem etwas später entstanden ist: *In dágon eines kúninges, joh hártó firdánes, / was ein éwarto, ... / zi híun er mo quénun las, ... / Únbera was thiú quéna kindo zéizero; / ... tház er [scil. ther liut] ouh gihórti thaz ther éwarto bati* I, 4, 1ff. Hier begegnen bereits die zwei positiven (im Gegensatz zum Negationsartikel *kein*) Artikelformen, die auch in der deutschen Gegenwartssprache vorkommen, der bestimmte und der unbestimmte Artikel. Der Textvergleich macht deutlich, daß das Gemeingermanische den Artikel im heutigen Sinn noch nicht kannte, daß in althochdeutscher Zeit sich beide Artikelformen herausbildeten, wobei der definite Artikel die ältere Form sein dürfte. Die Literatur betont zudem, daß auch die »indogermanische Grundsprache ... keinen Artikel« besaß (DAL [81] S. 89), wofür das Lateinische noch steht. Das Griechische dagegen repräsentiert einen fortgeschrittenen Zustand. »Wir dürfen also wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Artikel der indogermanischen Ursprache gefehlt hat, und daß der indische, der griechische ..., der germanische und später der romanische Artikel in den Einzelsprachen entwickelt worden sind.« (HODLER [210] S. 9).

Doch bereits im Gotischen kommen Ansätze zu Artikelformen im Gebrauch des Demonstrativum *sa/so/pata* vor: *jah was jainar manna gápoursana habands handu ... jah qap du þamma mann þamma gápoursana habandin handu* ›Dort war ein Mann, der eine verdorrte Hand hatte ... Und er sagte zu dem Mann, der eine verdorrte Hand hatte‹ Mk 3,1ff. Die beiden Demonstrativa hier haben anaphorische, textsyntaktische Funktion: Sie verweisen auf vorher Genanntes zurück und wirken so satzverknüpfend. Die deiktische Funktion der Demonstrativa ist hier abgeschwächt, es wird nicht auf ein Element der Sprachsituation verwiesen, sondern des Kontexts. Ähnliches läßt sich an zahlreichen anderen Stellen ablesen, z. B. *duatiddja imma hundafaps bidjands ... jah andhafjands sa hundafaps qap* ›... kam zu ihm ein Haupt-

mann bittend ... Und antwortend sagte der Hauptmann« Mt 8,5 ff. Textsyntaktische Funktion hat häufig auch der Kontrast, der durch lexikalische Mittel ausgedrückt wird: *ahma ist saei liban taujiþ, þata leik ni boteiþ waiht* ›Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts« Jo 6, 63. Dieser Beleg ist auch deshalb signifikant, weil er vom griechischen Vorbild abweicht; gegenüber τὸ πνεῦμα ... ἡ σαρξ heißt es bei Wulfila *ahma ... þata leik*, was die Annahme von der speziellen textsyntaktischen Funktion der hier verwendeten Demonstrativa bestätigt. Schließlich begegnet im Gotischen das Demonstrativum *sa* auch dann, wenn auf die Weltkenntnis oder das Wirklichkeitsmodell eines Hörers verwiesen werden soll: *ni draibeþ þana laisari* ›Belästige den Meister nicht« Lk 8, 49; *hw aiwa usluknodedun þus þo augona* ›Wie öffneten sich dir die Augen« Jo. 9,10

Außerdem kann das Demonstrativum *sa* auch rein syntaktische Aufgaben übernehmen. Wohl gestützt durch das Griechische, verbindet es ein nachgestelltes Attribut mit dem Kern: *weinatriu þata sunjeino* ← ἡ ἀμπελος ἡ ἀληθινὴ ›der wahre Weinstock« Jo 15,1; *Herodes sa tairrarkes* ← ὁ Ἡρώδης ὁ τετράρχης ›der Vierfürst Herodes« Lk 3,19. Derartige Fügungen dürften im Germanischen poetischer Sprache angehören. Im Altenglischen und Altsächsischen sind sie noch häufig belegt, z. B. *godspell that guoda* Heliand 25; *Mariun thera gōdun* ebd. 361; im Althochdeutschen nur noch in Resten: *uuiroh daz rota, ... uuiroh daz uuizza* Basler Rezept 1; ja noch im Mittelhochdeutschen *dar zuo gūt iu mīn herre ... gewalt den aller hoehsten, den Helche ie gewan* Nibelungenlied 1237, 1–3; *sun den Sigemundes ich hie gesehen hān* ebd. 216,2. Hier enthält das Demonstrativum nichts Deiktisches mehr, ist vielmehr Bindeglied, »Gelenkpartikel zwischen Substantiv und Adjektiv« (HEINRICHS [192] S. 34).

Doch auch bei diesen beiden letzten Beispielen zeigt sich wiederum ein Unterschied zum Griechischen, das bei nachgestelltem Attribut zweifache Artikelverwendung kennt. Es ist daher nur teilweise von Belang, daß das Gotische, bzw. Wulfilas Bibelübersetzung, nur dort ein artikelähnliches Demonstrativum verwendet, »wo die griechische Vorlage den Artikel hat« (STREITBERG [547] S. 188, § 281,2). Umgekehrt aber gibt es zahlreiche Fälle, in denen der gotische Text gegen das Griechische keinen Artikel verwendet, so vor allem bei generalisierendem Gebrauch, wo anscheinend für Wulfila ein Demonstrativum nicht akzeptabel war: *þiupēigs manna ... jah ubils manna* vs. ὁ ἀγαθὸς ἄνθρωπος ... καὶ ὁ πονηρὸς ἄνθρωπος ›der gute Mensch ... und der schlechte Mensch« Lk 6,45.

Das Gotische wurde hier deshalb so ausführlich behandelt, weil sein Demonstrativum *sa* häufig »ungefähr in der Mitte zwischen deiktischem Demonstrativum und bestimmtem Artikel« steht (KRAUSE [273] S. 195,

§ 179) und so wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung des definiten Artikels geben kann: Wichtig ist die deiktische Funktion, mit der das Demonstrativum auf Gegenstände oder Sachverhalte der Außenwelt oder auf Elemente des Kontextes verweisen kann. In beiden Fällen wird dem Hörer signalisiert, daß der Sprecher etwas Bekanntes (durch Weltkenntnis oder Text) meint. Dadurch aber schwächt sich die deiktische Kraft der Demonstrativa ab, sie bekommen primär identifizierende Funktion. Aus diesem Grund hat auch das Gotische sehr früh ein ›verstärktes‹ Demonstrativum (›ein stark deiktisches Demonstrativ«, KRAUSE [273] S. 196, § 181) gebildet.

Es dürften vor allem die textsyntaktischen Funktionen sein, die aus dem Demonstrativum den Artikel haben entstehen lassen; BEHAGHEL [25] I, S. 38 nimmt überhaupt an, daß der definite Artikel »aus dem anaphorischen Pronomen – nicht aus dem deiktischen, wie vielfach angenommen wird –« stammt (ähnlich auch HEINRICHS [192] bes. S. 46 ff., wo er spezielle syntagmatische Bedingungen für das Entstehen des Artikels vermutet; dagegen z. T. KUHN [280]). Dem widerspricht HODLER [210] S. 17: »Das Wesen des Artikels ist Emphase«; er meint, daß »in der anaphorischen Anknüpfung ... das Substantiv schon vor jedem Artikelgebrauch emphatisch gewesen sein« muß (S. 16). Es scheint, daß diese Ansichten einander nicht ausschließen, sondern ergänzen, worauf ja oben auch schon hingewiesen wurde. Auch ›Emphase‹ kann textlinguistische Funktion haben; insofern sind Anapher und Kontrast zwei Möglichkeiten der Satzverknüpfung.

In diesen textsyntaktischen Funktionen kommt der ›Artikel‹ auch in den frühen althochdeutschen Texten vor: *thaz lib uuas lioht manno. Inti thaz lioht ...* (Tatian 1,3f.). Das Kontextelement, auf das das Demonstrativum zurückverweist, muß nicht explizit formuliert sein, sondern kann präsupponiert werden: *Fuor thō Joseph ... in Dauides burg, thi uuas ginemnit Bethleem ... inti gilegita inan in crippea, bithiu uuanta im ni uuas ander stat in themo gasthuse* (Tatian 5, 12f.). Auch die Weltkenntnis von Sprecher und Hörer kann textsyntaktisch wirksam sein: *In kríppha man nan légita, thar man thaz fihu nerita* (Otfrid I, 11,57). Dies alles entspricht im wesentlichen dem gotischen Stand. In einem Punkt allerdings geht das Althochdeutsche über das Gotische hinaus: Wenn die »Nachbarvorstellung ... im selben Satz mit der Aufnahme« steht, »ist der Artikel bereits die Regel« (BEHAGHEL [25] I, S. 42): *fon themo giuuate ziu birut ir sorgfollē?* (Tatian 38,3). Dies tritt besonders häufig bei Körperteilen oder psychischen Zuständen ein, wenn im gleichen Satz auch noch der dativus sympatheticus (›Pertinenzdativ‹) steht: *thaz thu hiar irwúnti mir untar theru henti* (Otfrid I, 22, 44); *Ni lazet fáran iu thaz múat* (ebd. II, 21,9).

Die ursprüngliche Aufgabe des bestimmten Artikels war es also, eine

Größe als bekannt zu bezeichnen, wobei im Althochdeutschen das Pronomen *ther/der* im Gegensatz zum gotischen *sa* die Fähigkeit hat, »aus sich heraus eine Größe als bekannt hinzustellen« (BRINKMANN [54] S. 17). D. h. die Wandlung vom Demonstrativum zum Artikel ist vollzogen. Gleichzeitig mit dieser Wandlung geht ein Ausbau des Artikelsystems vor sich: Neben dem bestimmten Artikel entwickelt sich der unbestimmte, der, textsyntaktisch gesehen, kataphorische Funktion hat: *gieng zi imo ein centenari ... Tho antlinginti ther centenari* (Tatian 47, 1 ff.; vgl. auch obiges Zitat aus Otfrid I, 4,1 ff.). Die Funktion von *ein* ist es, eine einzelne Größe einer bestimmten Klasse zuzuordnen, oder, umgekehrt formuliert, »eine Einzelgröße aus der Reihe gleichartiger herauszuheben« (BEHAGHEL [25] I, S. 416). Daran wird deutlich, daß sich der indefinite Artikel aus dem Numerale »eins« entwickelt hat. Im Gotischen gibt es ihn noch nicht. In den wenigen Fällen, in denen man ihn vermuten könnte (z. B. *ains bokareis* Mt 8, 19; *ist magula ains her* Jo 6,9), entspricht *ains* dem griechischen Numerale εἷς. Im althochdeutschen ›Isidor‹ gibt es keinen Beleg, im ›Tatian‹ bloß vier. »Von O[tfrid] ab ist der Artikel die Regel« (BEHAGHEL [25] I, S. 46; gemeint ist der unbestimmte Artikel). Das beweist, daß der Übergang vom Demonstrativpronomen zu definiten Artikel mit der Herausbildung der textsyntaktischen Opposition, des indefiniten Artikels, systematisch zusammenhängt.

Dies läßt sich an einem weiteren Punkt belegen: Abstrakta haben in der Wulfilabel in der Regel keinen ›Artikel‹. Lediglich zur Satzverknüpfung kann das Demonstrativum hinzutreten: *ufkunnaip sunja, jah so sunja frijans izwis briggip* (im Gegensatz zum Griechischen γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν) Jo 8, 32; *faginop izwar hairto, jah þo fahed ni ainshun nimip af izwis* Jo 16,22. So auch im frühen Althochdeutschen: *foraspel chihorant umbi christes geburt ... Suohhemes auur uuir nu ziidh dhera christes chiburdi ... umbi dhea christes chumft ernustliihho araughit* (Isidor 25). *Gilih ist gitān himolo rihhi manne cuninge thie teta brütloufti sinemo sune ... santa sine scalca zi halonne thie giladotun zi thero brütloufti* (Tatian 125, 1f.). Hier kann nun bereits bei Otfrid in einigen Fällen der unbestimmte Artikel in kataphorischer Funktion stehen: *Thie fúriston ... ein giráti datun / Mit worton tho ginúagi, tház man nan gifiangi* (Otfrid III, 16, 73f.), gegenüber *Sie thúnkit thaz giráti thánne filu spáti* (ebd. V, 6, 39).

Es sind also textlinguistische Gründe, die zur Opposition definit – indefinit führen. Das Bedürfnis nach Artikelwörtern erklärt sich am ehesten aus dem Bedürfnis nach expliziten textsyntaktischen Elementen; die Tendenz, Demonstrativa zu Artikeln werden zu lassen, kann durch das Bestehen der Klasse der schwachen Adjektivflexion, deren Aufgabe es schon im Germanischen war, auf bestimmte Größe zu wei-

sen, unterstützt worden sein, da ja die schwache Adjektivflexion häufig in Kombination mit Demonstrativpronomina auftauchte. Ein weitergehender Zusammenhang, wie ihn HEINRICHS [192] S. 65 ff. sieht, ist, wenn nicht ganz unwahrscheinlich (KUHN [280] S. 291 ff.), nicht beweisbar. Auch muß der Artikel im Deutschen nicht »im Zusammenhang mit dem romanischen Artikel entstanden« sein (BRINKMANN [54] S. 18). Gerade das Beispiel des Gotischen lehrt, daß hier systeminterne Kräfte am Werk waren.

Wichtig ist der Zusammenhang mit der Substantivflexion: Das Vordringen des Artikelgebrauchs könnte durch den Zusammenfall zahlreicher Flexionsendungen im Zuge der Nebensilbenabschwächung (s. o. S. 59 ff.) beschleunigt worden sein. Umgekehrt aber ist zu erwägen, »dem Auftreten des Artikels eine gewisse Rolle bei dem Verfall der Flexionsendungen zuzuschreiben, da sie durch ihn ja weitgehend funktionslos wurden« (HEINRICHS [192] S. 51). Das Ergebnis dieses Vorgangs ist ein typisches Kennzeichen des deutschen analytischen Sprachbaus: Der Artikel hat nicht »die Funktion erhalten, als Kasusmerkmal zu dienen« (DAL [81] S. 90, dies nur vom bestimmten Artikel gesagt!), sondern »jede Nominalgruppe enthält ein Kasusmorphem, das an verschiedenen Gliedern der Gruppe ausgedrückt werden kann« (VATER [564] S. 31). Genauso, wie bei der verbalen Periphrase die Aufgaben zwischen Vollverb und Dienstverb nicht strikt getrennt sind, hat der Artikel neben der Funktion, Genus, Numerus und Kasus anzuzeigen, weitere Funktionen, die hier als textsyntaktische angedeutet worden sind.

Weitere Literatur: MOUREK [361]. GRÄF [169]. DELBRÜCK [86]. WITZIG [606]. JÄGER [224], [225]. HEGER [190]. SCHIROKAUER [467]. NEUMANN [373]. EBERT [93] S. 43 ff.

3.2.1.2. Das Subjektpronomen

Auch hier scheint ein Vergleich zwischen dem Gotischen und Althochdeutschen aufschlußreich zu sein:

Sing.

1. Pers.: got. *biwe kunnun þata?* Lk 1,18
ahd. *uuanan uueiz ih thaz?* Tatian 2,8
 2. Pers.: got. *jah sai sijais þahands.* Lk 1,20
ahd. *Inti nu uuirdist thū suigenti.* Tatian 2,9
 3. Pers.: got. *jah wairþiþ þus faheþs.* Lk 1,14
ahd. *Inti her ist thir gifeho.* Tatian 2,6
-

Plural

1. Pers.: got. *qīþandans þatei gasaiham wulfaga*. Lk 5,26
ahd. *sus quedante: uuir gisahumes vvuntar*. Tatian 54,9
 2. Pers.: got. *bigitiid barn biwundan*. Lk 2,12
ahd. *thaz ir findet kind ... bivvuntanaz*. Tatian 6,2
 3. Pers.: got. *wesunuh Pan garaihta*. Lk 1,6
ahd. *Siu uuarun rehtiu*. Tatian 2,2,
-

Ein solcher Befund hat in der älteren Literatur zu einer ziemlich einheitlichen Bewertung geführt; stellvertretend BRINKMANN [54] S. 19: »Das Gotische steht noch auf einer älteren Stufe; es genügt im allgemeinen die Kennzeichnung des Subjekts durch die Verbalform ... Das läßt sich am sichersten dort erkennen, wo Wulfila den griechischen Text umformt, ohne das Subjekt anders als durch die Verbalform zum Ausdruck zu bringen.« In der Tat sind in Wulfilas Bibelübersetzung die zahlreichen Sätze ohne formales (»ausdrucksseitiges«) Subjekt auffällig. Dazu kommt, daß Wulfila unpersönliche Konstruktionen des Griechischen, die ein Personalpronomen in einem obliquen Kasus enthalten wie $\delta\epsilon\iota\ \mu\epsilon$ oder $\delta\epsilon\iota\ \alpha\upsilon\tau\acute{o}\nu$ mit einem persönlichen *skal* ohne Subjektpronomen übersetzt, so daß die (morphologische) Opposition zwischen 1. und 3. Pers. Sing. aufgehoben erscheint bzw. nur aus dem Kontext erschlossen werden kann. Ähnlich verfährt Wulfila mit infiniten Konstruktionen des Griechischen (vgl. die ausführliche Darstellung von SCHULZE [498]). Während man annehmen kann, daß in der Regel, d. h. dort, wo Wulfila eine griechische Konstruktion getreu wiedergibt, das Fehlen eines Subjektpronomens durch das Vorbild des Ausgangstextes begründet ist, könnte man dazu neigen, diese Abweichungen, bei denen ja das Griechische ein »logisches Subjekt« enthält, als gotischen Sprachgebrauch zu erklären. Daneben aber gibt es Fälle, in denen der gotische Text gegen das griechische Vorbild ein Subjektpronomen einführt, und zwar vor allem in Gliedsätzen, z. B. *witum ei þu kant alla* vs. griech. $\acute{o}\iota\delta\alpha\mu\epsilon\nu\ \acute{o}\tau\iota\ \acute{o}\iota\delta\alpha\varsigma\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha$ »Wir wissen, daß du alles weißt« Jo 16,30 (ausführliche Belege dafür bei SCHULZE [498] S. 105 f.). Ähnliches läßt sich auch in anderen germanischen Texten beobachten. »Die gewohnheitsmäßige Stellung der Pronominalsubjekte im got. Nebensatz läßt sich also auf die gleiche Formel bringen, die Ries bei der Untersuchung des Heliand und des Beowulf gefunden hat: »Pronominales Subjekt schließt sich an das einleitende Wort des unselbständigen Satzes an.« (SCHULZE [498] S. 106 f.) Somit aber kann auch für das Gotische nicht mehr ohne weiteres behauptet werden, daß es ein pronominales Subjekt nicht kenne, weil es einen frühen Sprachtypus verkörpere, sondern es wird wohl vieles auf das griechische Vorbild zurückzuführen sein. Nur dort, wo sich

das Sprachgefühl allzusehr gegen eine griechische Konstruktion sträubte (Subjunktion + Pronomen), zeigen sich mehrere Abweichungen vom Griechischen, auch wenn es zahlreiche Gegenbeispiele gibt.

Auf diese Weise ist auch der Befund des Althochdeutschen zu werten. Denn auch dort gibt es viele Beispiele, ja ganze Texte fast ohne Subjektpronomen. »Im Hd. entbehrt die Benediktinerregel noch regelmäßig des Pronomens; auf den ersten 25 Seiten von Steinmeyers Ausgabe steht es nur viermal in Fällen, wo auch das Lat. des Pronomen aufweist (193,16; 199,16.18; 215,19), zweimal, wo der Wechsel des Subjekts sonst nicht zu erkennen wäre: 208,24 ... 215,7; außerdem 193,1 ... 193,23.« (BEHAGHEL [25] III, S. 42f. über Subjektpromina der 1. und 2. Person Singular und Plural)

Aufschlußreich ist eine tabellarische Übersicht über die Verwendung des Subjektpromens in den wichtigsten althochdeutschen Denkmälern (aus EGGENBERGER [94] S. 165 f.):

	1. Sing. mit ohne		2. Sing. mit ohne		3. Sing. mit ohne		1. Plur. mit ohne		2. Plur. mit ohne		3. Plur. mit ohne	
»Isidor«:												
Im HS	36	2	3	2	15	29	2	3	1	0	4	12
Im US	4	1	6	0	60	4	5	0	0	1	10	2
»Tatian«:												
Im HS	415	103	131	84	394	460	62	27	262	42	170	244
Im US	222	10	143	7	400	44	26	1	192	15	197	18
Otfrid«:												
Im HS	426	28	186	51	1194	174	144	29	103	24	479	121
Im US	353	3	201	17	966	91	212	11	96	4	393	44
Notker«:												
Im HS	98	4	74	0	140	3	7	0	2	0	41	1
Im US	51	0	58	0	152	0	11	0	3	0	42	0

HS = Hauptsatz, US = Untersatz; die Zahlen bei Notker beziehen sich auf das erste Buch des »Boethius«, bei den anderen Texten immer auf das ganze Werk.

Das Bild, das diese Übersicht vermittelt, unterscheidet sich wesentlich von der Gegenüberstellung Gotisch-Althochdeutsch. Es zeichnet sich eine Reihe von Tendenzen in der Setzung bzw. Nicht-Setzung von Subjektpromina ab:

– Die Texte müssen nach ihrer Nähe zum lateinischen Ausgangstext befragt werden. Relative Zahlen, die 3. Person Singular betreffend, geben hier eine eindeutige Antwort:

		mit	ohne
›Isidor‹:	Im HS	34,1%	65,9%
	Im US	93,8%	6,2%
›Tatian‹:	Im HS	46,1%	53,9%
	Im US	90,1%	9,9%
Otfrid:	Im HS	87,3%	12,7%
	Im US	91,4%	8,6%
Notker:	Im HS	97,9%	2,1%
	Im US	100%	0%

Es wird deutlich, daß sich der althochdeutsche ›Isidor‹ und der ›Tatian‹ sehr ähnlich verhalten, obgleich ein halbes Jahrhundert zwischen der Entstehung dieser beiden Denkmäler liegen dürfte und außerdem dem ›Isidor‹-Übersetzer die souveränere Handhabung der Volkssprache nachgesagt wird. Davon unterscheidet sich Otfrids ›Liber evangeliorum‹ grundlegend: Auch in den Hauptsätzen überwiegt die Setzung der pronominalen Subjekte. Dies läßt den Schluß zu, daß die Nicht-Setzung doch wesentlich vom Lateinischen beeinflusst ist.

- In einem besonderen Bereich gleichen sich alle Texte: In Untersätzen (Gliedsätzen, Attributsätzen) scheint die Setzung des Subjektpronomens nahezu obligatorisch zu sein, eine Parallele zur gotischen Bibel, in der ja ebenfalls Subjektpronomina auch gegen das griechische Vorbild stehen.
- Schließlich ist ein Unterschied bei den einzelnen ›Personen‹ festzustellen: In der 1. und 2. Person Singular und Plural dürfte die Setzung des Subjektpronomens im Unterschied zur 3. Person ebenfalls die Norm sein. Psychologisierende Erklärungen der älteren Literatur sind – das machen die Zahlen deutlich – jedenfalls nicht ganz stichhaltig (z. B. »Die sachliche 3. Person und der Indikativ (...) sind lebendig affektischer Anteilnahme am stärksten entzogen, und darum greift hier zunächst die Mechanisierung des Subjektpronomens durch.« BRINKMANN [54] S. 19). In diesem Punkt unterscheiden sich die althochdeutschen Texte auch grundlegend von der Wulfilabibel.

Es hat also den Anschein, daß die »Mechanisierung des Subjektpronomens« weniger ein sprachgeschichtlicher Vorgang ist, als man zunächst annehmen möchte. Vielmehr dürfte das Setzen von Subjektpronomina von der jeweiligen Textfunktion abhängen. Das Problem ist also

umgekehrt zu sehen: In bestimmten Kontexten (1. und 2. Person, Untersätze) ist es weniger akzeptabel, das Subjektpronomen wegzulassen als in anderen. Das sprachliche Problem ist also nicht eines der zunehmenden Setzung, sondern des abnehmenden Weglassens. Der Prozeß ist insofern ein Vorgang der Sprachgeschichte, als sich dann die volkssprachliche Norm ganz durchsetzt, sobald man entweder einen ›originaldeutschen Text schreibt oder nicht mehr um des Lateins, sondern der Zielsprache willen ins Deutsche übersetzt (Notker); Interlinearversionen können daher weitestgehend auf Subjektpronomina verzichten (Benediktinerregel).

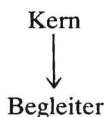
Es bleibt noch zu fragen, warum bestimmte Kontexte ein Weglassen des Subjektpronomens nicht so leicht erlauben. Schwierig ist diese Frage bei der Wirkung der ›Personen‹ zu beantworten. Doch könnte man das oben erwähnte psychologisierende Argument auch ›umdrehen‹: Da sich im kommunikativen Akt die 1. und die 2. Person an Personen wendet, die an der Kommunikation beteiligt sind (sprechende und angesprochene Person/Personen), ist es auch in geschriebener Sprache nicht so leicht möglich, hier ein eindeutig kommunikatives Signal wie es das Personalpronomen ist, wegzulassen; vgl. als eindrucksvolles Beispiel dafür *ibu du mi enan sages, ik mi de odre uuet* (Hildebrandslied V. 12). Für diese These spricht auch die Tatsache, daß ›schwere‹ Verbendungen wie *-mes* für die 1. Person Plural leichter auf das Personale verzichten als ›leichte‹ Flexive. In den Untersätzen folgt das Subjektpronomen meist unmittelbar auf das Einleitewort. Diese Kombination ist dann für den Hörer/Leser ein eindeutiger Hinweis auf eine untersatzmäßige Struktur, der auch deshalb notwendig ist, weil »die ahd. Nebensatzeinleitung neben ihren konjunkionalen meist noch andere Funktionen ausüben« (EGGENBERGER [94] S. 168).

Noch weniger als beim Artikel kann es demnach die Endsilbenabschwächung gewesen sein, die »die Setzung des Subjektpronomens begünstigt« hat (BRINKMANN [54] S. 19). Wenn hier ein Einfluß vorliegt, dann in umgekehrter Richtung. Doch ist zu bedenken, daß die Personalendungen des Verbs bis auf einige Ausnahmen (1. und 3. Pers. Plur., 1. und 3. Pers. Sing. Prät. und Konj. I/II) distinkt sind, das System also in diesem Bereich noch weitaus ›intakter‹ ist als das der Kasusendungen. Gerade das Beispiel Otfrid zeigt, daß das Setzen des Subjektpronomens auch bei vollen Endsilben einer vorhandenen Norm entsprochen hat.

Weitere Literatur: MOUREK [363]. HELD [197]. MEYER [337].

3.2.1.3. Folgen und Folgerungen

Die beiden erörterten Vorgänge zeigen eine zunehmende Unabhängigkeit volkssprachlicher Texte vom lateinischen Vorbild. Zugleich aber führen sie zu einem wichtigen Strukturmerkmal der deutschen Sprache. Wir finden bereits im Althochdeutschen eine spezielle Grundstruktur von Sätzen und von nominalen Syntagmen, die ja einen großen Teil der Satzglieder (Ergänzungen und valenzunabhängige Glieder im Sinne einer Valenzgrammatik) ausmachen: Ein syntaktischer Kern (Verb im Satz, Substantiv im Syntagma) determiniert jeweils einen Begleiter, der der Wortklasse der Pronomina entstammt, bis auf wenige Ausnahmen nicht wegläßbar ist (Subjektpronomen bzw. Artikel) und der einen Teil der morphologischen Aufgaben des Kerns (Kennzeichnung von Person bzw. Kasus) mitübernimmt. Diese gemeinsame Grundstruktur läßt sich einfach darstellen:



Je nach Valenz des Kerns können zusätzliche Aktanten hinzutreten oder freie, valenzungebundene Elemente eingebettet werden. Zugleich hat der Begleiter im verbalen wie im nominalen Bereich zusätzliche, meist textsyntaktische (anaphorische/kataphorische) Funktionen. Außerdem können beide Begleiter durch andere sprachliche Elemente ersetzt werden, das Subjektpronomen durch ein substantivisches Syntagma, der Artikel durch andere ›Artikelwörter‹.

Wenn man einen derartigen strukturellen Zusammenhang annimmt, dann erklärt sich auch eine weitere Tatsache aus systematischen Notwendigkeiten: Bei Otfrid begegnen zum ersten Mal das volle Artikelsystem und die verbindliche deutsche Norm, das Subjektpronomen zu setzen. In den Texten, in denen die Verwendung eines Artikels noch nicht Norm war, weil eben nicht alle Artikelformen zur Verfügung standen, schien auch das Subjektpronomen leichter wegläßbar.

Wie weit dieses Strukturmerkmal ›Kern + Begleiter‹ im System der Sprache verankert war, macht auch die Verwendung von ›es‹ (ahd. *iz*) in sog. unpersönlichen Konstruktionen deutlich, in denen ja ›es‹, von der Funktion her gesehen, weniger Pronomen als vielmehr Partikel ist. Seine Verwendung bzw. »Auslassung steht im Rahmen der Freiheit der 3. Ps. und ist oft durch die lat. Wortstellung oder gar durch die Nachahmung lateinischer und völlig undeutsch wirkender Ausdrücke bedingt« (EGENBERGER [94] S. 172, von da S. 165f. auch folgende Tabelle):

		mit	ohne unpersönliches <i>iz</i>
›Isidor‹	Im HS	2	9
	Im US	4	1
<hr/>			
›Tatian‹	Im HS	14	65
	Im US	35	16
Otfrid	Im HS	108	50
	Im US	179	63
<hr/>			
Notker	Im HS	5	1
	Im US	20	2

Wie immer ›es‹ in Partikelverwendung auch entstanden sein mag (vgl. die verschiedenen Hypothesen in der unten angeführten Literatur), die syntaktische Grundstruktur ›Kern + Begleiter‹ hat seine Verwendung sicher gefördert.

Diese Grundstruktur könnte auch noch ihren Einfluß auf die Serialisierung, insbesondere auf die Stellung des Verbs im Deklarativsatz gehabt haben. Im nominalen Syntagma hat im Althochdeutschen von Anfang an die Regel gegolten, den Artikel vor den Kern zu stellen (Begleiter + Kern). Die strukturellen Zusammenhänge könnten nun die Tendenzen zur Fixierung der Zweitstellung des Verbs unterstützt haben. In Untersätzen, wo ja das Subjektpronomen eine besondere Verbindung mit dem Einleitewort eingegangen ist, sowie in Sätzen mit markierter Spitzenposition des Verbs, galten und gelten andere Serialisierungsbedingungen. Auf diese Weise wird einerseits erklärbar, warum es im Deutschen neben ›es‹ als rein ausdrucksseitigem, formalem (Schein-) Subjekt (*es regnet*) auch das sog. ›Platzhaltersubjekt‹ (*es kommen Leute*) gibt, andererseits auch, warum gerade beim Imperativ als einer besonderen, markierten Verbform kein Subjektpronomen üblich ist.

Weitere Literatur:

- Zum unpersönlichen ›es‹: BRUGMANN [61]. BEHAGHEL [25] III, S. 444 ff. HENNING [201]. DAL [81] S. 166 ff. HAIMAN [185] bes. S. 101 ff. LEHMANN [290] bes. S. 40 ff. EBERT [93] S. 54 ff.
- Zur Verbstellung: DELBRÜCK [85] III, S. 56 ff. MAURER [324]. BEHAGHEL [27], [25] IV, S. 10 ff. FOURQUET [129]. DAL [81] S. 172 ff. LOCKWOOD [300] S. 256 ff. EBERT [93] S. 34 ff., 85 ff. (Literaturhinweise).

3.2.2. Probleme hypotaktischer Strukturen

Es hat sich gezeigt, daß bereits im Althochdeutschen einige wenige Serialisierungstypen spezifisch für bestimmte Satztypen sind: Die Zweitstellung des finiten Verbs (bzw. Spitzenstellung bei fehlendem Subjekt, wobei es sich in beiden Fällen nur um Tendenzen, nicht um feste Regeln handelt) kennzeichnet den Deklarativsatz, während die Sequenz Subjunktion + Subjektpronomen einen Untersatz charakterisiert. Dazu kommt, daß die Verbstellung im Untersatz sich von der im Hauptsatz unterscheidet: wenn auch die Endstellung des finiten Verbs noch nicht die Norm ist, so ist die Zweitstellung dem Hauptsatz vorbehalten, d. h. daß sich das Verb im Untersatz in Späterstellung befindet. Damit ist zwei Feststellungen der bisherigen Literatur widersprochen:

- Bereits im Althochdeutschen sind Hauptsatz und Untersatz distinkt (dies gegen eine Reihe von Autoren, z. B. WUNDERLICH/REIS [616] I, S. 63, WOLFRUM [613] S. 33ff. FLEISCHMANN [125] S. 139ff. und 311 ff.). Es erweist sich hier allerdings günstiger, auf original deutsche Texte zurückzugreifen und nicht auf solche, die mehr der Latinität dienen. Doch sowohl für Otfrid als auch dann für Notker läßt sich bis auf wenige Ausnahmen feststellen, »ob ein Nebensatz vorliegt oder nicht« (WUNDER [615] S. 29, ähnlich HANDSCHUH [187] S. 6). Der Eindruck, daß Parataxe und Hypotaxe im Althochdeutschen nur schwer zu unterscheiden sind, dürfte daraus resultieren, daß zahlreiche Subjunktionen aus Adverbien entstanden und mit diesen homonym sind. Vgl. im temporalen Bereich:

Otfrid: Hauptsatz: *tho spráh ouh filu blider ther alto scálc siner.*
I,15,14

Untersatz: *Tho krist in galiléa quam, ward thaz tho mári sos iz zam.* III, 2, 1 (Endstellung des finiten Verbs)

Thes dáges was in wára sámbazdages fira/tho drúhtin thio únganzi nám fon themo kúmigen man. II, 4, 33f. (Späterstellung des *verbum finitum*)

Notker: Hauptsatz: *Tanne ist si gūot. sō si sih ouget ...* (vgl. lat. *Tum scilicet. cum se aperit ...*)

Untersatz: *... tanne in sizzentēn in demo sprāhhūs ... getūomet wurte dīnes sinnes ...* (lat. *... cum ... meruisti gloriam ingenii ...*) (Beide Zitate aus HANDSCHUH [187] S. 7)

- Mit diesen Beobachtungen muß gleich einem weiteren Vorurteil begegnet werden: »Die germ. Urform der syntaktischen Aussage ist die unverbundene Folge von Hauptsätzen«. Diese Aussage belegt

TSCHIRCH [556] I, S. 170 mit einer Reihe von Zitaten, darunter auch aus Otfrid: *Gistirri záltun wir io, ni sáhun wir nan ér io* I, 17, 25, worauf folgende Übersetzung folgt: »Obgleich wir schon immer die Sterne beobachtet haben, haben wir diesen vorher noch niemals bemerkt.« TSCHIRCH (und mit ihm mehrere andere Autoren) übersieht hier zweierlei: Erstens dürfte es sich bei zahlreichen asyndetischen parataktischen Reihungen primär um ein Stilmittel und nicht um das Fehlen grammatischer Möglichkeiten handeln. Zweitens – und dadurch wird unser erstes Gegenargument gestützt – begegnen auch bei Otfrid konzessive Satzgefüge, z. B. *Thiu wórt thiu wurtun mári, thoh* [= »obwohl, obgleich«] *er tho kínd wari* II, 3, 31; oder mit umgekehrt ausgedrücktem Gedankenverhältnis: *Wir sahun sinan stérron, thoh wir thera búrgi irron* »obwohl wir seinen Stern gesehen haben ...« I, 17, 21. Es scheint, daß schon das Althochdeutsche systematische Mittel zum Ausdruck von Parataxe und Hypotaxe kannte, daß es also nicht erst im Laufe der althochdeutschen Sprachgeschichte zur »Geburt des dt. Nebensatzes« (TSCHIRCH [556] I, S. 173) kam.

Das TSCHIRCHSche Urteil mag für das Germanische in einem sehr frühen Stadium seine Geltung haben, doch sind derartige Feststellungen kaum beweisbar. Auf alle Fälle sollte man von stilistischen Mitteln einer Dichtersprache nicht auf das sprachliche System einer Epoche schließen. Auch die Tatsache, daß häufig der Konjunktiv in althochdeutschen Subjunktionalsätzen steht, ja dies der eigentliche Funktionsbereich des Konjunktivs im Althochdeutschen ist, erlaubt nicht, darin »Spuren der ursprünglichen parataktischen Satzverbindung« (HANDSCHUH [187] S. 131) zu sehen. Sondern dies ist eben eines der noch nicht spezialisierten Signale für Hypotaxe. Schließlich gibt es auch Sprachen, die für das Verb in einem Untersatz spezielle Endungen bereithalten. Sicherlich richtig aber ist die Feststellung, daß schriftlicher Sprachgebrauch die Verwendung von Satzgefügen begünstigt.

Im Gegensatz zu anderen syntaktischen Erscheinungen kann beim Problem Parataxe – Hypotaxe auch das Gotische nicht als Beweismittel für die These vom Fehlen der Hypotaxe im Germanischen dienen, da es ebenfalls über Mittel zum Ausdruck der Subordination in hohem Maße verfügt.

Das sprachgeschichtliche Ereignis liegt also auch hier nicht in der Herausbildung struktureller Möglichkeiten, sondern in der Änderung von Sprachverwendungs-, d. h. stilistischen Normen. Wenn man die Quellenlage etwas vorsichtiger beurteilt und eben nicht die Aussage wagt, daß Parataxe und Hypotaxe in ihren Charakteristika bereits zu Beginn des Althochdeutschen fest stabilisiert waren, dann könnte man diese Behauptung dahingehend abschwächen, daß im Laufe der althoch-

deutschen Sprachgeschichte bestimmte Möglichkeiten systematisiert werden. Man könnte eher sagen, daß vor dem, was wir durch schriftliche Quellen kennen, bloß »die Kennzeichnung der Nebensätze ... relativ unspezifisch« war (WUNDER [615] S. 531).

Die Auseinandersetzung mit der Latinität bedeutet somit nicht die Notwendigkeit, Untersätze als grammatische Möglichkeiten zu entwickeln, sondern sie – vor allem in den umfangreicheren Texten – verstärkt einzusetzen. Dadurch aber ist es in einem sprachlichen Teilbereich zu Veränderungen gekommen, und zwar in dem der Subjunktionen und nicht in dem der Hypotaxe als eines strukturellen Phänomens. Eine Übersicht der wichtigsten Subjunktionen bei Otfrid und Notker (aus WUNDER [615] und HANDSCHUH [187] kann dies verdeutlichen:

Gedankenverhältnis	Otfrid	Notker
Temporal	<i>tho</i> <i>so</i> <i>er</i> <i>sid</i> <i>unz</i> <i>so sliumo (so)</i> <i>thane</i> <i>sar</i> <i>so wanne so</i>	<i>do</i> <i>so</i> <i>er</i> <i>unz</i> <i>danne</i>
Kausal	<i>wanta</i> <i>nu</i>	<i>wande</i> <i>sid</i> <i>danne</i> <i>durh daz</i>
Konditional	<i>oba</i> <i>in thiu (thaz)</i>	<i>ube</i> <i>so</i> <i>echert</i>
Konzessiv	<i>thoh</i>	<i>doh</i> <i>ube</i> <i>so ... wio</i>

Es werden hier einige Unterschiede deutlich, die auf Veränderungen im Sprachsystem schließen lassen: Die temporalen Subjunktionen nehmen ab, die der Begründung im weitesten Sinn (kausal: tatsächlicher Grund, konditional: möglicher Grund, konzessiv: unzureichender Grund) hingegen nehmen zu. Dies dürfte vor allem auf die zu übersetzende theologische und philosophische Literatur zurückzuführen sein.

Neue Subjunktionen – das trifft wahrscheinlich auf die gesamte Periode zu – entstehen aus vorhandenen Wörtern, meist Adverbien oder Sequenzen von Partikeln (*so wanne so, so ... wio*), oder durch ›Übertritt‹ von einer Funktionsgruppe in eine andere (*sīd*). Zugleich ist aber festzuhalten, daß die Zahl der logisch-semantischen Klassen, der möglichen Gedankenverhältnisse nicht zunimmt, dies auch zum Neuhochdeutschen hin nicht; hier lassen sich nur weitere Differenzierungen innerhalb der Klassen beobachten. Auffällig ist, daß im Althochdeutschen nur wenige Partikeln mit Subjunktionen und nicht mit Elementen anderer Wortklassen homonym sind. Es handelt sich um *oba/upe* (und dessen Negation *nub/nube*) und *wanta*, bei dem aber bis ins spätmittelalterliche Deutsch die Opposition Konjunktion – Subjunktion aufgehoben erscheint. Alle anderen Subjunktionen begegnen auch noch in anderen Wortklassen. Insofern ist das Althochdeutsche eine Periode der ersten Versuche. Im Laufe der Geschichte der deutschen Sprache wird sich gerade das Feld der Subjunktionen mehrmals neu strukturieren.

Besonders auch an einem Beispiel, über das wir aufgrund einer Monographie (MÜLLER/FRINGS [364]) gut Bescheid wissen, tritt diese Stellung des Althochdeutschen klar vor Augen: Die Subjunktion ›daß‹ ist aus dem Akkusativ Singular des Demonstrativpronomens entstanden: *ich sehe das: er wird kommen*. Dieser Typus begegnet noch bei Otfrid: *joh gizálta in sar thaz, thiū sálida untar in was II, 2, 8*. Versbau und Reim machen die Syntax hier eindeutig. Hier kommt also in einem relativ späten Text noch der ursprüngliche Typus vor, was aber nicht heißen kann, daß wir damit Zeuge der Grammatikalisierung von ›daß‹ werden. Dies ist schon einige Zeit vorher geschehen, wofür als ältester Beleg eine Stelle aus dem ›Abrogans‹ zeugt (*noctua multi bobonem esse contendunt alii avem in orientem* → *nahtfokal daz iz uuiclaf uuari sume daz iz uuari focal in ostanod*, zit. nach MÜLLER/FRINGS [364] S. 15) und was auch das ›Hildebrandslied‹ mehrfach demonstriert: *Ik gihorta dat* [Pronomen] *seggen,/dat* [Subjunktion] *sich urhettun aenon muotin* 1f. Da ›daß‹ aus einem Demonstrativum entstanden ist, somit keine logisch-semantische, sondern in erster Linie satzdeiktische Funktion hat, also primär Subordination anzeigt, kann es auch eingesetzt werden, wo nach unserem gegenwärtigen Sprachgefühl eine eindeutige Subjunktion zu setzen wäre. Es leitet bei Otfrid u. a. auch Kausal-, Konsekutiv- und Finalsätze ein (vgl. die ausführliche Darstellung bei WUNDER [615] S. 194 ff.) und wird somit geradezu zu einer Bestätigung für die These, daß sich nicht so sehr die grundsätzlichen Möglichkeiten der Hypotaxe, sondern die wichtigsten lexikalischen Signale für deren Realisierung, das Feld der Subjunktionen, entwickelt und gewandelt haben.

Weitere Literatur: SCHOLTEN [481]. GERING [142]. FURRER [150].

3.3. Ausbau des Wortschatzes durch Wortbildung

3.3.1. Möglichkeiten lexikalischer Transferenz

Althochdeutsche Texte zu schreiben heißt, sich, wie ausgeführt, in erster Linie sprachlich mit der Latinität christlicher Prägung auseinanderzusetzen: »Unter dem nachhaltigen Einfluß des Lateins hat sich das Althochdeutsche in den drei Jahrhunderten von etwa 750 bis etwa 1050 von der schlichten Sprache noch weitgehend heidnischer Bauern und Krieger zu einer Sprache des Unterrichts, religiöser Unterweisung, der Gelehrsamkeit gewandelt.« (Görz [161] S. 164) Latein hat also eine »grundsätzliche[] Bedeutung ... für die Entwicklung der deutschen Sprache in frühester Zeit« (ebd.). Dem Wortschatz des Althochdeutschen kommt die Aufgabe zu, eine neue Umwelt, neue Referenzbereiche zu bewältigen. Daß hierfür das überkommene Lexikon nicht ausreicht, ist klar. Es sind nun vor allem Wortbildungsmittel (neben syntaktischen), die diese neue Aufgabe bewältigen helfen.

Grundsätzlich lassen sich folgende »Übersetzungsgleichungen« feststellen (Beispiele aus Görz [161]):

(1) lat. Wort <i>voluntas</i>	– ahd. Wort <i>uuillo</i>
(2) lat. Wort <i>renuntiare</i>	– ahd. Wortgruppe <i>anauuart gituon</i>
(3) lat. Wortgruppe <i>per intelligentiam capere</i>	– ahd. Wortgruppe <i>anauuart uuerdan</i>
(4) lat. Wortgruppe <i>dignus supplicio</i>	– ahd. Wort <i>buozuuirđig</i>

Mit solchen Gleichungen sind aber noch nicht alle Möglichkeiten der Darstellung von Transferenzphänomenen erschöpft. Doch wird in diesem Zusammenhang schon deutlich, daß sprachgeschichtlich die Wortbildung wohl die größte Wirkung gehabt hat, zunächst wohl für den Typus (1), dann aber auch für (4), sobald eben die Muster zur Verfügung standen und produktiv waren. Es ist sicher kein Zufall, daß das letzte Beispiel aus Notkers Boethius-Übersetzung stammt.

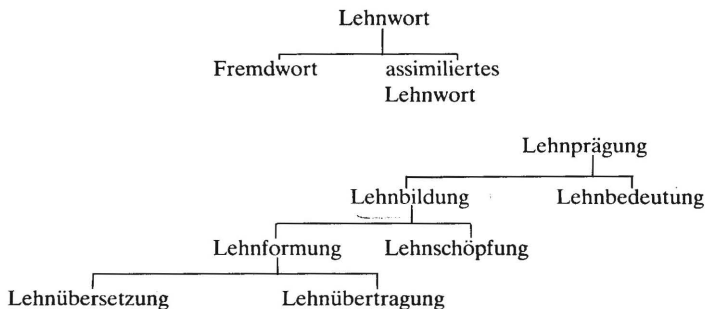
Aus dem Gesagten wird nun die »grundsätzliche Bedeutung« der lateinischen Sprache für die Entwicklung des althochdeutschen Wortschatzes deutlich. Sie ist Vorbild und kann deshalb Muster verschiedener Art zur Verfügung stellen bzw. in der Zielsprache vorhandene Muster aktivieren, wie wir es in einem anderen Bereich, bei den periphrastischen Verbformen, gesehen haben.

Im Althochdeutschen werden also Entlehnungen wirksam. Wir können zwei Klassen solcher Transferenzphänomene unterscheiden:

- Entlehnungen von Lexemen oder Morphemen (mit Inhalts- und Ausdrucksseite),

– Entlehnungen von Kombinationsmustern im syntaktischen (Lehntax) oder morphologischen (Wortbildungs-) Bereich.

Die detaillierteste Klassifikation von Transferenz im lexikalischen Bereich stammt von W. BETZ ([39] und in zahlreichen weiteren Schriften). Trotz zahlreicher Kritik an Einzelheiten (vgl. zusammenfassend TESCH [553] S. 111ff., SCHOTTMANN [482], die Gliederungsvorschläge von CLYNE [65], JUHÁSZ [228], MUNSKE [367], DUCKWORTH [91] ist seine Gliederung gerade für das Althochdeutsche immer noch die praktikabelste:



Die Phänomene ›Lehnwort‹ und ›Lehnbedeutung‹ sind im Zusammenhang der Wortbildung nicht von Belang, sie werden in Abschnitt 3.4. behandelt.

Die Lehnbildungen, Nachbildungen fremdsprachiger Muster mit Mitteln der Zielsprache, werden nach ihrem Verhältnis zum Ausgangssprachlichen Vorbild klassifiziert. Um das fremde, neue signifié verständlich vermitteln zu können, wird das signifiant mit Mitteln der eigenen Sprache neu geformt.

Lehnübersetzung: das Vorbild wird »genau mit eigensprachlichem Stoff nachgebildet« (BETZ [37] S. 21), es handelt sich also um eine Nachgestaltung Morphem für Morphem.

lat.	<i>beneficium</i>	→	ahd.	<i>wolatāt</i>
	<i>conscientia</i>	→		<i>gewizzeni</i>
	<i>senior</i>	→		<i>hēiro</i>
	<i>acceptio</i>	→		<i>antfangida</i>
	<i>providentia</i>	→		<i>forascauwunga</i>

Auch lateinische Syntagmen können, wie oben gezeigt, als Komposita in Form von Lehnübersetzungen wiedergegeben werden:

domus dei → *goteshūs*

Lehnübertragung: Nachbildung »in freier, teilweiser Anlehnung« (BETZ [27] S. 22) an das Vorbild, meist wohl nach vorhandenen Wortbildungsmustern.

lat. <i>salvator</i>	→	ahd. <i>heilant</i> (vgl. dazu auch unten S. 142)
<i>oboediens</i>	→	(gi)hōrsam
<i>rationabilis</i>	→	redihafti

Lehnschöpfung: »Neubildung nach fremdem inhaltlichen Vorbild ohne formale Anlehnung« (HÖFLER [211] S. 63). Die Lehnschöpfung schließt sich im Gegensatz zu den Lehnformungen nicht an Ausgangssprachliche Lexeme oder Morpheme an, sondern stellt »allenfalls die Übernahme eines begrifflichen Inhalts aus einem fremden Sprach- oder Kulturkreis« (HÖFLER [211] S. 64) dar und muß sich daher ebenfalls an vorhandene Wortbildungsmuster anschließen.

lat. <i>experimentum</i>	→	ahd. <i>findunga</i> ›Erfahrung‹
<i>examen</i>	→	<i>ursuahhida</i> ›Erforschung‹

Alle Beispiele für Lehnbildungen, das macht die kleine Auswahl schon deutlich, bedienen sich der Wortbildung als eines wesentlichen Mittels zum Ausbau des Wortschatzes. Zugleich aber ist zu betonen, dies vor allem in Ergänzung der Arbeiten von BETZ und seinen Schülern, daß die Frequenz von solchem Lehnwort textartenbedingt ist, d. h. daß nicht jeder Text in gleichem Ausmaß Lehnbildungen enthält, sondern daß dies sehr stark von der jeweiligen Textfunktion, wie sie oben in Abschnitt 1 dargestellt sind, abhängt (gutes Material dafür enthält die Arbeit von SIEBERT [508]).

Dazu kommt, daß das Lehnwort in Beziehung zum überlieferten Gesamtwortschatz des Althochdeutschen zu setzen ist. BETZ [29] gibt den althochdeutschen Wortschatz mit ca. 20 000 Wörtern an, davon sind 600 Lehnwörter (3%), 2000 Lehnbildungen (10%) und 4000 Lehnbedeutungen (20%). Dem hält SIEBERT [508], dem die folgenden Zahlen entnommen sind, entgegen, daß nicht nur die Wörter zu zählen sind, sondern auch deren Frequenz; denn dann kommt man zu dem Ergebnis, daß der Erbwortschatz weitaus häufiger verwendet wird.

Dieser Befund erklärt sich zu einem wesentlichen Teil auch daraus, daß, wie schon angedeutet, das Vorkommen von Lehnbildungen, von Lehnwort überhaupt an bestimmte Textarten gebunden ist. Eine Statistik der Frequenz von Erbwörtern in zwei Texten (Benediktinerregel und Otfrid) kann dies verdeutlichen:

Sachbereiche	B	O
Fühlen, Affekte, Charaktereigenschaften	52,5%	88%
Das Denken	50,8%	82,7%
Geräte, Technik	53,8%	67,4%
Rechtssprache	77,3%	78,3%

Diese Statistik zeigt: Bei Otfrid nimmt das Lehngut einen weitaus geringeren Raum ein als in der ahd. Benediktinerregel. Eine Ausnahme macht nur der Rechtswortschatz, hier bedienen sich beide Texte in nahezu gleichem Maße des überkommenen Wortgutes. Das aber heißt: Die Texte, die der Hinführung zum Latein, der Latinität dienen (vgl. die Textklassifizierung oben S. 67), enthalten weitaus mehr Lehngut als die original volkssprachigen. Deshalb ist auch der Unterschied zwischen Otfrid und Notker nicht so groß wie zwischen Otfrid und der Benediktinerregel, weil ja Notker ins Deutsche übersetzt, um einen deutschen Text bieten zu können:

	Otfrid	Notker
Fühlen, Affekte, Charaktereigenschaften	88,0%	87,4%
Denken	82,7%	75,0%
Dichtung, Schrifttum	26,7%	22,3%
Kunst	82,6%	54,5%
Gesellschaft und Gemeinschaft	81,5%	85,0%
Geräte, Technik	67,4%	82,7%
Sittlichkeit, Recht	78,3%	89,3%

Die Angaben beziehen sich wiederum auf den Erbwortschatz.

Aus all dem läßt sich folgern, daß der lateinische Einfluß auf den »kulturell hervorragenden« (BETZ [39] S. 146) Wortschatz des Althochdeutschen nicht so mächtig war, wie manche Autoren meinen; hier ist eben die jeweilige Textart bzw. Textfunktion in Rechnung zu stellen. Viel wichtiger, d. h. für die Geschichte der deutschen Sprache wichtiger, dürfte die Tatsache sein, daß nicht neue Wörter gebildet worden sind, sondern daß die Produktivität von Wortbildungsmustern gefördert worden ist, daß das morphologische System teilweise umstrukturiert worden ist.

Die Lehnbildungen wurden ja häufig überhaupt nur für einen bestimmten Text, somit in einer bestimmten Übersetzungssituation geprägt. Dies zeigt deren Weiterleben im Mittelhochdeutschen (wobei der Stand der mittelhochdeutschen Lexikographie ein bedeutender Unsicherheitsfaktor ist, trotzdem hat die nachfolgende Übersicht zumindest Symptomwert):

	Lehnbildungen	davon in den mhd. Wörterbüchern belegt
Benediktinerregel	276	51 (= 18,48%)
Tatian	67	4 (= 5,97%)
Notker	789	296 (= 37,66%)

Noch interessanter ist die Statistik, die das Weiterleben zum Neuhochdeutschen zeigt:

Tatian: 3
 Notker: 296 (davon viele heute veraltet) + 56 (die in den mhd. Wörterbüchern nicht belegt sind, was entweder auf lückenhafte Überlieferung oder Neubildung im Neuhochdeutschen schließen läßt)

Diese Zahlen bestätigen, daß ein textpragmatischer Ansatz für die Beurteilung von Lehnbildungen von großer Bedeutung ist: ›Überlebensfähige‹ Neubildungen werden hauptsächlich erst dann geprägt, sobald volkssprachliche Texte als deutsche Texte produziert werden und nicht als Widerspiegelung des Lateinischen.

Trotz alledem darf auch die sprachgeschichtliche Leistung der ›vornotkerschen Übersetzer‹ in zweifacher Hinsicht nicht unterschätzt werden: Nicht nur die Textfunktion dürfte der Grund für das Weiterleben von Lehnbildungen sein, sondern auch die Frage, ob eine neue Bildung sich an ein vorhandenes Wortbildungsmuster anschließt. Die Tatsache, daß sich zahlreiche Neubildungen Notkers erhalten haben, ist wohl auch darin begründet, daß ihm – dank der Bemühungen seiner Vorgänger – zahlreiche Wortbildungsmuster zur Verfügung gestanden haben, weshalb auch eine Übernahme in andere Texte und somit Kontexte (leichter) möglich war. Wichtig ist, daß die Berührung des Althochdeutschen gerade mit dem Latein ein bedeutsames Ergebnis zeitigte, denn die Lehnbildungen sind ja in erster Linie Ausdruck neuer Inhalte, die vorher in der Volkssprache noch nicht vorhanden waren. Das Latein »vermittelte« somit dem Deutschen »abstraktes Denken und ermöglichte den Ausdruck eines verfeinerten Gefühlslebens sowie der religiösen und sittlichen Begriffe« (ROSENFELD [431] S. 653).

Weitere Literatur, insbesondere Untersuchungen zu einzelnen Texten bzw. Textgruppen: GÖTZE [162]. ROSEN [430]. BACK [10]. BETZ [34]. COLEMAN [69]. GINDELE [155]. Glossen: BETZ [33]. SCHÜTZ [491]. KEMPF [240]. PETRI-BEAN [401]. LAUFFER [288]. Benediktinerregel: BETZ [37]. ›Isidor‹: RITTMAYER [423]. ›Tatian‹: FEIST [111]. TOTH [555]. Otfrid: SIEBERT [508]. Notker: MEHRING [328]. SCHWARZ [505]. COLEMAN [68].

3.3.2. Erweiterung der Wortbildungsmöglichkeiten: exemplarische Analysen

Wie schon mehrfach angedeutet, versteht es sich von selbst, daß für das Produzieren von Lehnbildungen Wortbildungsmittel eingesetzt werden müssen. Auch hierfür kann eine tabellarische Übersicht wertvolle Einsichten vermitteln.

	Benediktinerregel	Notker
Komposita	34	309
Präfixbildungen	170	274
Suffixbildungen	139	357
Präfixe (die häufigsten):		
<i>ar/er/ir/ur –</i>	16	19
<i>bi –</i>	6	5
<i>ga/ge –</i>	63	37
Suffixe (die häufigsten):		
<i>–āri/āre</i>	11	28
<i>–heit</i>	2	22
<i>–ī</i>	28	87
<i>–nissa/nisse</i>	3	5
<i>–unga</i>	11	42
<i>–ig</i>	6	70
<i>–līch</i>	27	25

Zu den Zahlen: Die Angaben aus der althochdeutschen Benediktinerregel beziehen sich auf den gesamten Wortschatz, die aus Notker hingegen nur auf die Zahl von 789 Lehnbildungen. Daß der erste Teil der Tabelle für Notker eine Gesamtzahl von 940 ergibt, erklärt sich daraus, daß zahlreiche Wörter sowohl Suffix- als auch Präfixbildungen sind.

Diese Übersicht macht einige Wortbildungstendenzen erkennbar:

- Die Suffixe übernehmen die Hauptlast bei den Neubildungen.
- Hauptsächlich werden Substantive und Adjektive neu gebildet, Verben weniger.
- Die wichtigsten Affixe zur Adjektivbildung sind *–ig* und *–līch*.
- Das einzige Suffix zur Neubildung von *nomina agentis* ist *–āri/āre*, dies zumindest bei den Lehnbildungen.
- Es gibt verschiedene Möglichkeiten, (Verbal- und Adjektiv-)Abstrakta zu bilden.

Soweit einige Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Texten. Daneben fallen auch gewichtige Unterschiede auf:

- Die Komposition nimmt zu; diese Möglichkeit, neue Wörter zu bilden wird in verstärktem Maße von Notker genutzt.
- Die Bildungen mit dem Suffix *-unga* und dem suffixähnlichen *-heit* nehmen ebenfalls zu.

Bei Notker machen sich also »moderne« Züge bemerkbar, bei ihm finden sich Entwicklungstendenzen, die zum modernen Stand führen; das gleiche System der Wortbildungsmittel war bereits in der althochdeutschen Benediktinerregel vorhanden, es ändert sich aber die Frequenz der einzelnen Elemente dieses Systems, was dann zusammen mit phonologischen Veränderungen zu einer Umstrukturierung des Systems führte.

Eine solche Umstrukturierung zeigt sich z. B. sehr schön im Bereich der *nomina agentis*: Als ererbte Suffixe stehen dem Althochdeutschen *-o* und *-il* zur Verfügung:

-o: *kebo* »Geber«, *gehelfo* »Gehilfe, Helfer«

-il: *tregel* »Träger«, *weibel* »Gerichtsdieners« »zu *weibōn*« »sich hin und her bewegen«, *wartil* (Wärter), *butil* »Büttel« (zu *bieten*), *fuozkengel* »Wanderer«.

Dazu kommt *-āri* > mhd. *-aere* > nhd. *-er*, ein Lehnsuffix, das, wie auch in den anderen germanischen Sprachen, noch im Gemeingermanischen entlehnt worden ist: »Ausgehen ist von einem germ. **-arja-*, welchem got. *-āreis*, ahd. *-āri* ... entsprechen und das sich insoweit mit lat. *-ārius* deckt, aus dem es endgültig herzuleiten ist.« (HENZEN [203] S. 158, dort auch Hinweise zur Etymologie und Literaturangaben). In althochdeutscher Zeit wird *-ari* das produktivste Suffix zur Bildung von *nomina agentis*.

In den althochdeutschen Texten scheint *-il* kaum noch produktiv; es bestand ja keine Notwendigkeit für eine größere Anzahl von Suffixen zur Bildung von *nomina agentis*. Für den Abbau von redundanten Morphemen bot sich am ehesten *-il* an, dieses war semantisch am stärksten eingeschränkt, es bezeichnete »vielfach Amts- und Dienstpersonen« (KRAHE/MEID [265] III, S. 86); zudem dürfte die Homonymie mit einem Diminutivsuffix den Verlust der Produktivität unterstützt haben.

Zwischen den verbleibenden *-o* und *āri* bestehen im Althochdeutschen Ansätze zu einer Funktionsaufteilung (das Folgende vor allem in Anschluß an WEINREICH [579]): *-o* (als moviertes Femininum *-a*) wird bevorzugt bei Basislexemen von Komposita verwendet. Dies dürfte aber ein gemeingermanisches Phänomen sein (vgl. KRAHE/MEID [265] III, S. 43):

Abrogans:	<i>in-sliho</i> ›invasor‹	(zu <i>inslihhan</i>)
	<i>heri-zoho</i> ›dux‹	(zu <i>ziohan</i>)
	<i>sigi-nomo</i> ›triumphator‹	(zu <i>neman</i>)
Tatian:	<i>fuoz-fendo</i> ›pedestr‹	(zu <i>findan</i>)
	<i>uuin-trinko</i> ›potator vini‹	(zu <i>trinkan</i>)
	<i>man-slago</i> ›homicida‹	(zu <i>slahan</i>)
Notker:	<i>erbe-scribo</i> ›testator‹	(zu <i>skriban</i>)
	<i>salb-smīza</i> ›unxia‹	(zu <i>smīzen</i>)
	<i>geloub-irro</i> ›haereticus‹	(zu <i>irren</i>)

Daß *-o* und *-ari* semantisch gleichwertig sind, belegt z. B. bei Notker das Kompositum *geloub-irrare* neben dem schon angeführten *geloub-irro*. Die Opposition zwischen diesen beiden Suffixen ist demnach rein ausdrucksseitig, was wiederum eine Statistik aus Notker demonstriert:

	<i>-o</i>		<i>-āri</i>	
	Komposita	Simplicia	Komposita	Simplicia
Vor Notker belegte Bildungen	27	16	10	52
Neubildungen	63	7	15	25

Weiters ist von Bedeutung, daß die *-o*-Ableitungen in der Mehrzahl von starken Verben abgeleitet sind, während das immer produktiver werdende Suffix *-āri* bevorzugt bei den schwachen Verben wirksam wird, die ja ebenfalls, bis auf wenige Ausnahmen die produktivere Verbkategorie sind (*schreiben* < lat. *scribere* und *preisen* < afrz. *preisier* werden, obschon Entlehnungen, wohl in Analogie zu anderen Verben mit Stammvokal /i/ wie starke Verben konjugiert).

Diese Funktionsverteilung führt zu einem zahlenmäßigen Übergewicht der *-āri*-Bildungen, denn »in althochdeutscher Zeit bedurften die Übersetzer gemäß ihrer lateinischen Vorlagewörter hauptsächlich neuer Simplicia zu schwachen Verben« (WEINREICH [579] S. 104). Dazu kommt in späalthochdeutscher Zeit die Tendenz, daß Suffixbildungen Komposita oder Zusammenbildungen verdrängen (was hier aber nur typologisch und nicht in der konkreten Zeitfolge ablaufend gedacht ist):

Kompositum bzw. Zusammenbildung	Ableitung
<i>wīn-geb-o</i>	<i>tauern-āri</i>
<i>zins-gelt-o</i>	<i>zins-āre</i>
<i>sige-nem-o</i>	mhd. <i>sig-er</i>
<i>salb-smīz-a</i>	<i>salb-āra</i>
<i>stal-uuirt</i>	<i>stall-āre</i>

Diese wenigen Beispiele machen die größere Ökonomie der *-āri-*-Ableitungen offenbar, sie sind leichter durchschaubar, die Reihenbildung ist leichter erfaßbar. Es entstehen daher, ohne vorausgehende Komposita, weitere Derivate: *forst-āri*, *kelln-āri*, *mulin-āri*, *mur-āri*.

Dieser Prozeß der Suffixablösung im Bereich der *nomina agentis* wird durch einen lautlichen Vorgang noch beschleunigt: Durch die Nebensilbenabschwächung drohen die Suffixe, die aus nur einem Vokal bestehen (in unserem Fall *-o*, und *-i*), zusammenzufallen. Das neue, ohnehin schon produktivere Morphem erlaubte es, den Funktionsstand der *nomina agentis* deutlich zu erhalten.

Festzuhalten ist noch, daß das lateinische Suffix *-arius* bevorzugt in »Berufs- und Täterbezeichnungen« vorkommt, »die von Nomina, welche den Bereich der Tätigkeit bezeichnen, abgeleitet sind« (KRAHE/MEID [265] III, S. 81f.). Dem entsprechen auch die ältesten Bildungen in den germanischen Sprachen; daneben aber enthält der »Abrogans« deverbative Bildungen wie *iagāri* »venator« (Weiteres dazu bei ERBEN [104] S. 132f.). Diese Funktionserweiterung des entlehnten Suffixes hat ihren Grund einmal darin, daß *-āri* auch die Aufgaben des lateinischen Morphems *-tor* übernehmen mußte (WEINREICH [579] S. 153f. und 214), zum andern aber dürfte die semantische Nähe zu *-o* von vorneherein dem Lehnsuffix zu einem größeren Funktionsfeld verholfen haben. Auf diese Weise konnte *āri* > *-aere* > *-er* zum wichtigsten Mittel zur Bildung von *nomina agentis* werden.

Das Beispiel der *nomina agentis* kann auch noch einen weiteren Aspekt demonstrieren, wobei ein Vergleich der althochdeutschen Bildungen mit *-o* mit den lateinischen Ausgangswörtern aufschlußreich ist (nach WEINREICH [579] S. 112):

	-Komposita	- <i>o</i> -Simplicia	Komposita	Lateinische Simplicia	Komposita und Simplicia
Abrogans	55	26	28 6	23 18	4 2
Tatian	11	8	6 1	5 7	
Notker	28	23	8 1	20* 20	2

* Die 28 Komposita Notkers sind Erstbelege, 26 davon sind Hapaxlegomena; die Zahl 20 bei den lat. Entsprechungen der Komposita sind nicht bloß Simplicia, sondern auch Syntagmen.

Aus diesen Zahlen wird deutlich, daß die Komposita von den ausgangssprachlichen Vorbildern immer unabhängiger werden, die Kompositionsmuster verselbständigen sich. Den Weg dazu können Notker-Beispiele vor Augen führen (wobei es wiederum um die typologische und nicht um die zeitlich-historische Exemplifizierung geht):

- (1) *heim-bring-a* ← *domi-duc-a* (Beiname der Juno)
hī-fuog-a ← *soti-cena* (eig. *soti-gen-a* ›Ehestifterin‹, Juno)
- (2) *in-burg-o* = *Mars quirinus* (← *qui intra urbem templum possidebat*)
fore-burg-o = *Mars militaris* (← *qui extra urbem templum habebat*)
flōz-keb-a = *Fluvonia* (Juno als Ehegöttin ← *fluorem feminis praestans* ›die die Menstruation gewährt‹)
salb-smīz-a ← *unxia* ›Salbenstreicherin‹
- (3) *ge-soug-a* = *col-lactea* ›Milchschwester‹
ge-helf-o = *parti-ceps* ›Teilnehmer, Helfer‹
- (4) *geloub-irr-o* = *haereticus*
got-skelt-o = *blasphemus*
meter-uuurch-a = *poetica musa* ›Muse der Dichtkunst‹

Die Numerierung der Gruppen soll auf den Weg der Wortbildungen mit *-o* weisen: Ausgangspunkt sind Morphem-für-Morphem-Wiedergaben lateinischer Wörter (1). In (2) sind es Elemente einer lateinischen Paraphrase, die im althochdeutschen Kompositum als Konstituenten fungieren. Bereits dieser Übersetzungstyp setzt ein funktionierendes Wortbildungsmuster voraus. Noch deutlicher ist dies in (4), wo zielsprachliche Zusammensetzungen bzw. -bildungen für ein lateinisches Simplex stehen bzw. für ein Syntagma, das mit dem althochdeutschen Kompositum keine morphematischen Gemeinsamkeiten hat. Umgekehrt ersetzen die präfigierten Ableitungen in (3) ausgangssprachliche Komposita, wobei die althochdeutschen Wörter keinerlei morphematische Elemente der lateinischen Vorbilder enthalten.

Wir können auf diese Weise nunmehr das Entstehen von Wortbildungsmustern rekonstruieren: Ein ausgangssprachlicher Typus findet zunächst seine geradezu interlinear anmutende Entsprechung in der Zielsprache. Auch dort entwickelt er sich zum produktiven Muster und kann daher unabhängig von der Ausgangssprache eingesetzt werden, d. h. eine semantische Interpretation oder Paraphrase des Übersetzers kann zu so einem Typus führen, ohne daß die Ausgangssprache bewußt mitwirkt.

Die Analyse der althochdeutschen *nomina agentis* hat zwei Tendenzen zu Tage gefördert: einmal den Siegeszug eines Lehn-suffixes, damit verbunden die Ablösung von Komposita durch Ableitungen, somit also

das Streben nach verstärkter Ökonomie im Wortbildungsbereich; daneben aber auch die Herausbildung eines speziellen und, wie man noch zeigen könnte, in seinen syntagmatischen Beziehungen sehr vielfältigen Kompositionstypes, der eine größere Präzision einer Aussage ermöglicht. Beide Tendenzen gehen inhalts- und ausdrucksseitig vom Lateinischen aus oder werden vom Latein zumindest stark gefördert.

Daneben aber entwickeln sich im Althochdeutschen Wortbildungstypen, die auch durch das Lateinische gestützt werden, die sich aber vorhandener Morpheme bedienen. Stellvertretend für alle diese sei hier kurz auf das Suffix *-heit* verwiesen.

Dieses Suffix entwickelt sich aus einem selbständigen Substantiv, das zunächst noch in allen germanischen Einzelsprachen belegt ist: got. *haidus* als Korrespondenz von griech. *τρόπος*, zweimal belegt in der formelhaften Wendung *þamma haidau*, altnord. *heidr* ›Ehre‹, ae. *hād* ›Person, Individuum, Charakter‹, mehrfach auch im Althochdeutschen in der Form *heit* als Entsprechung von lat. *persona, sexus, ordo*, aber auch in der Bedeutung ›Wesen, Art‹ (s. dazu WIESNER [596]). Nach Ausweis der mittelhochdeutschen Wörterbücher existiert das Substantiv *heit* noch im Mittelhochdeutschen, sogar Oswald von Wolkenstein verwendet es noch (*Von güetter hait vil manger wein ward mir geschanckt* 41, 21; *besunderlichen in der hait/da jederman auf seinen aid/ertailen sol* 112, 85 ff.).

Die Suffixbildung nimmt demnach ihren Ausgang von einem Determinativkompositum, und zwar mit einem Substantiv auch als Determinationsglied. Die älteren literarischen Texte des Althochdeutschen kennen nur diesen Typ. Im ›Tatian‹ z. B. kommen *bischof-heit* ›sacerdotium‹, *kind-heit* ›infantia‹ und *magad-heit* ›virginitas‹ vor; diese Komposita sind wohl als Bildungen vom Typ ›die Art, Weise, der Rang eines/einer ...‹ zu paraphrasieren. Demgegenüber wird im ›Abrogans‹ *insolentia* mit *camait-heit/kimeit-heit* glossiert. Unter den literarischen Denkmälern verwendet erst Otfrids ›Evangelienbuch‹ den Typus Adjektiv + *-heit*: *gelpf-heit* ›Übermut‹ (← *gelph* ›übermütig‹), *kuan-heit* (← *kuani*), *gimeit-heit* ›Hochmut, Torheit‹ (← *gimeit* ›hochmütig, töricht‹). Die Bildungsweise hat sich also geändert, und es ist fraglich, ob der Typus Adj. + *-heit* noch als Kompositum gelten kann oder *-heit* sich nicht schon zu einem Suffixoid entwickelt hat, die Wortbildungen wären dann Adjektivabstrakta.

Auffällig ist, daß noch in althochdeutscher Zeit die Bildungen mit Adjektiv rasch zunehmen: eine Auszählung der Belege in SCHÜTZ-EICHELS Wörterbuch [492] zeigt dies deutlich. Die Spalte »vor Notker« erfaßt sämtliche Belege, die außerhalb von Notkers Schriften bzw. auch außerhalb davon überliefert sind, die Spalte »Notker« enthält nur die, die ausschließlich aus Notkers Werken stammen; ein Basislexem wurde

nur dann als sicher angenommen, wenn es irgendwo in den literarischen Texten überliefert ist:

		vor Notker	Notker
Subst.	+ <i>heit</i>	10	10
Adj.	+ <i>heit</i>	17	34
Sonstiges	+ <i>heit</i>	3	6

Diese Übersicht demonstriert eindeutig die Zunahme der Adjektivabstrakta mit *-heit*. Das Vordringen, ja das Entstehen des Adjektivtypus könnte durch doppeltmotivierte Wörter gefördert worden sein, wie sie noch bei Notker begegnen: *nuzzeheit* z. B. kann auf eine adjektivische Basis *nuzzi* oder auf das starke Maskulinum *nuz* bezogen werden, *girheit* auf das Substantiv *gira* oder das Adjektiv *giri*.

Als Suffix löst *-heit* zwei ältere Morpheme zur Bildung von Adjektivabstrakta ab, *-ī* und *-ida*. Vor allem *-ī* wird im Althochdeutschen häufiger verwendet als das neue *-heit*, das zunächst hauptsächlich auf geistlich-gelehrten Funktiolekt beschränkt erscheint, wo ja auch ein besonderes Bedürfnis nach Abstraktbildungen besteht. So ist das schon erwähnte *girheit* nur bei Notker belegt. ›Isidor‹ und Otfried gebrauchen nur *giri*. Notker selbst kennt neben zahlreichen weiteren Autoren auch *girida*. Derartiges läßt sich von vielen Wörtern zeigen.

Auch hier dürfte es in erster Linie die Nebensilbenabschwächung sein, die, was die alten Suffixe betrifft, dem Streben nach eindeutigen Wortbildungsmorphemen, zuwiderlief. Im 11. und 12. Jahrhundert »lassen sich denn auch massenhaft Fälle anführen, in denen ein *-ī* bzw. *-ida*-abstraktum der Vorlage in einer späteren hs. durch ein *-heit*-bildung ersetzt worden ist« (ÖHMANN [376] S. 22). Spätestens von diesem Zeitpunkt an ist der Prozeß der Grammatikalisierung, der Morphemisierung eines ursprünglich selbständigen Substantivs abgeschlossen, auch wenn *heit* als eigenständiges Wort nebenbei noch längere Zeit existierte (vgl. den ähnlichen Fall von nhd. *Werk* und *-werk*). Die in der Gegenwartsprache noch vorhandenen Derivate mit *-i* > *-e* (*Höhe*, *Tiefe*, *Ebene*) oder *ida* > *-de* (*Freude* ← *froh*, *Gemeinde*) sind synchron nicht mehr motiviert.

Ein weiterer Grund für das Vordringen von *-heit* und das Verschwinden der alten Morpheme dürfte neben dem Streben nach deutlichen Suffixen auch das Streben nach deutlicher Funktionstrennung gewesen sein. Mit *-ida* wurden nicht nur Adjektiv-, sondern in zunehmendem Maße auch Verbalabstrakta gebildet (*gilubida* > Gelübde ← *gilobōn*, *gisezzida* ›Festsetzung‹, *hōnida* ›Verhöhnung‹). Das Suffix *-ī* ist frühzeitig, schon im Voralthochdeutschen, mit *-ī(n)*, das der Bildung von Verbalabstrakta zu **jan*-Verben diente (*restī* ›Rast‹ ← *resten*, *welī* ›Wahl‹

← *wellen, mendī* ›Freude‹ ← *menden*), zusammengefallen. Während, im Sinne einer genauen Funktionsaufteilung, *-heit* die Bildung von Adjektivabstrakta übernahm, trat *-unga* für die Verbalableitungen ein; diese Aufgaben haben sich im wesentlichen bis in die Gegenwartssprache erhalten.

Bei Notker findet sich auch das Adjektivderivat *trūregheit*; es zeigt sich hier die häufige Verbindung Adjektiv auf *-eg/-ig + -heit*, die »bekanntlich zu dem neuen Suffix *-keit* < *-ec + heit* führte« (HENZEN [203] S. 189). Diese Bildung einer morphologischen Variante (neben späterem *-igkeit*), die in mittelhochdeutscher Zeit vor sich ging, zeigt bereits den Endpunkt der Grammatikalisierung an: Das Suffix ist imstande, Allomorphe mit komplementärer Distribution zu entwickeln.

Weitere Literatur zu den Abstraktbildungen: BAHDER [15]. FLEISCHER [123]. BAUMANN [20]. GÜRTLER [179]. LINDQVIST [298]. WELLS [588]

Es haben sich nunmehr anhand ausgewählter Darstellungen drei wichtige Prozesse in der Geschichte des althochdeutschen Wortbildungssystems herauskristallisiert:

- Entstehung von neuen Wortbildungsmustern,
- Übernahme von Lehnaffixen,
- Grammatikalisierung von reihenhaft auftretenden Kompositionsgliedern.

Gerade in althochdeutscher Zeit haben sich mehrere selbständige Wörter zu Suffixen entwickelt:

(1) Zur Substantivbildung:

-schaft: Im Althochdeutschen begegnen zunächst nur Zusammensetzungen mit *-scaf: friunt-, fiant-, bruoder-, wini-, ginōz-, gimeini-scaf ...*« (HENZEN [203] S. 190). Dazu kommen dann im 10. Jahrhundert Bildungen auf *-scaft*. Diese beiden Suffixe fallen bald danach zusammen, formal setzt sich *-scaft* durch. Das selbständige Substantiv *scaf* gehört zum Verb *scaffōn* und bedeutet ›Beschaffenheit, Ordnung‹, *scaft* ist ein *ti*-Abstraktum mit der Bedeutung ›Schöpfung‹. Der Synkretismus ermöglichte eine umfassende Suffixfunktion im Sinn von Abstrakt- und Kollektivbildungen.

-tum: Das Substantiv *tuom* hat je nach Kontext verschiedene Bedeutungen (›Urteil, Gericht, Recht, Macht, Herrschaft, Ansehen, Ruhm‹). Als Suffix wird *-tuom* schon im Althochdeutschen bevorzugt zur Bildung von Substantivabstrakta verwendet: *arzetuom, piscoftuom, ēwartuom, meistartuom*.

(2) Zur Bildung von Adjektiven:

-haft: Das Adjektiv *haft* bedeutet ›gebunden, gefangen‹, gibt im ›Tatian‹ *captivus* wieder. »Es bildet im Deutschen aus unpersönli-

chen Substantiven Adjektiva mit der Grundbedeutung ›mit etwas behaftet, versehen‹ « (HENZEN [203] S. 208), z. B. ahd. *sigihaft* ›siegreich‹, *ērhaft* ›ehrwürdig‹, *sunthaft* ›sündig‹.

-sam: »setzt einen alten Adjektivstamm fort, der in got. *samo*, ahd. *samo* ... auftritt. Die Adjektiva auf -sam weisen daher auf das einem Grundwort Entsprechende hin, um weiterhin namentlich Charaktereigenschaften, Fähigkeiten, Neigungen zu bezeichnen« (HENZEN [203] S. 205): *lobosam* ›lobenswert‹, *ērsam* ›ehrenhaft‹, aber auch aus Adjektiven: *heil(e)sam*, *kameinsam* (in der ›Benediktinerregel mit dem Substantivabstraktum *kemeinsamī*).

-leich: Noch im ganzen mittelalterlichen Deutsch gibt es das selbständige Substantiv *līch* > *leich* mit der Bedeutung ›Körper, Leib‹, das dann als Euphemismus für den toten Körper verwendet wurde. Das Adjektivsuffix ist »aus Bahuvrihizusammensetzungen entstanden« (PAUL [391] V, S. 102), anders ist der Weg von einem Substantiv zum adjektivbildenden Morphem kaum zu erklären (vgl. auch ERBEN [104] S. 129).

In all diesen Fällen setzt das Althochdeutsche Tendenzen fort, die schon im Germanischen wirksam gewesen sind, da sich ähnliche Entwicklungen in mehreren germanischen Sprachen zeigen. Die Latinität, die neu zu verbalisierende Umwelt, wird auch und gerade im Wortbildungsbereich als starker Katalysator gewirkt haben.

3.4. Zum Wortschatz

3.4.1. Die Ausgangslage

An diesem Punkt muß noch einmal daran erinnert werden, daß der Beginn einer althochdeutschen Schriftkultur ganz wesentlich politische Funktion hat, weswegen auch bewußt an lateinische Traditionen angeschlossen wird (vgl. o. S. 66 ff.).

Dies zeigt sich an der ererbten Dichtersprache in weiten Bereichen der Sprache und des Stils. Mit den wenigen dichterischen Denkmälern, die noch auf eine auslaufende germanische poetische Tradition zurückverweisen, die zudem im Hochdeutschen sehr kurz sind, ist nur wenig überliefert, was eben germanische Formung fortsetzen könnte, wohl nicht zuletzt deshalb, weil auch die meisten von ihnen – lediglich die ›Merseburger Zaubersprüche‹ ausgenommen – schon vom Christentum berührt sind. Man muß nicht gleich von einer »Verarmung der dt. Dichtersprache« sprechen (WEISWEILER/BETZ [585] S. 61); als sprachgeschichtlich bedeutsam erweist sich, wie schon mehrfach ausgeführt, »das Vorbild des römischen Geschmacks ... So wie die spätere Aufnahme des Reims, konnte früher das Aufgeben der altgermanischen Vergleiche

und Umschreibungen ein Zugeständnis an eine fremde Kultur bedeuten« (HEINZEL [195] S. 25).

Hauptsächlich im Vergleich mit der angelsächsischen und altnordischen Dichtung konnte die Forschung in deutschen Werken germanische poetische Elemente finden. Dabei überrascht es nicht, daß die alt-sächsische Bibeldichtung weit mehr davon kennt als die hochdeutsche, auch wenn man heute im ›Heliand‹ nicht mehr eine bloße Germanisierung des Christentums sieht und sogar betont, daß der ›Heliand‹-Dichter im Sinne eines *stilus humilis* »auf neue, im Sinn der Alliterationspoesie auf rhetorische Prachtentfaltung zielende Wortschöpfung durch kunstvolle Zusammensetzung« (TAEGER [552] Sp. 968) verzichtet.

Folgende Stilelemente aus dem Bereich des Wortschatzes sind noch zu finden:

– Variation, »die zurücklenkende Wiederaufnahme eines schon verlassenen Begriffs« (HEUSLER [206] S. 170), ein textsyntaktisches Mittel also, das die vorhandenen lexematischen Varianten nutzt: *iro saro rihtun,/garutun se iro gudhamun* (Hildebrandslied 4f.). *Swertu hauwan,/breton mit sinu billiu* (ebd. 54/55). *in pardisu pu kiuuinnit,/hus in himile* (Muspilli 16f.). *hella fuir harto uuise,/pehhes pina* (ebd. 21f.). *so mac huckan za diu,/sorgen drato* (ebd. 24f.).

– Kenninge, (meist) zweigliedrige metaphorische Umschreibung von Alltagssubstantiven; »die im Ags. und besonders im Nord. weit verbreitete Kenning ist in der hochdt. Stabreimdichtung überhaupt nicht, in der ndt. nur noch in Resten vorhanden« (WEISWEILER/BETZ [585] S. 59). Beispiele aus dem ›Heliand‹: *bōg-gebo* ›Ringgeber = Fürst‹, *bōg-wini* ›Ringfreund = (der mit Ringen beschenkte) Gefolgsmann‹, *warag-treo* ›Frevler-/Verbrecherbaum = Galgen‹. Diese Beispiele zeigen, daß eine Kenning eine »Metapher mit Ablenkung« ist, die »eine Ähnlichkeit des Ungleichen erspäht« (HEUSLER [206] S. 136f.). Dieser engen Auffassung entsprechend, sind Komposita im Hildebrandslied wie *gud-hamo* ›Kampfgewand = Rüstung‹ keine Kenninge mehr, wenn auch nahe verwandt damit. Solche Bildungen konnten auch in die Alltagssprache eindringen (vgl. als bekanntestes Beispiel dafür ahd. *lih-hamo* ›Fleischhülle = Leib, Körper‹), doch im Normfall sind Kenninge, die hauptsächlich in Preisliedern vorkommen, für ein aristokratisches Publikum bestimmt.

Vereinzelt finden sich Kenninge bzw. kenningähnliche Formeln noch in mittelhochdeutscher Literatur: *golt-wine* ›Goldfreund = Vasall‹ (Rolandslied 4675, dort wohl mit negativen Konnotationen versehen: ›gekaufter Freund, ›freund, den man durch gold, durch geschenke erwirbt, festhält« (LEXER [296] I, Sp. 1050f.), *trōst der Nibelungen* = Gunther (Nibelungenlied 1726,4), *volkes trōst* = Hagen (ebd. 2020,1); doch ist in diesen Fällen nicht eindeutig zu entscheiden, ob

es sich hier um Nachfolger des altgermanischen Dichtungselements oder um eine allgemein-poetische Form handelt.

- Stabende oder reimende Formeln. (vgl. *enteo ni wenteo* Wessobrunner Schöpfungshymnus; *ben zi bena*, *bluot zu bluoda* Zweiter Merseburger Zauberspruch), von denen es auch im gegenwärtigen Alltagsdeutsch mehrere gibt (*Mann und Maus*, *Kind und Kegel*; *Dreck und Speck*); solche Formeln sind am ehesten geeignet, in die Alltagssprache einzugehen, so daß sie auch in Interlinearversionen wie den ›Murbacher Hymnen‹ begegnen: *mihileru froonte mendi* (*magno letantes gaudio* I,8,4), *tak tati truhtin* (*diem fecisti domine* XIV, 1, 2).

Diese knappe Übersicht macht deutlich, daß diese sprachlichen Elemente sehr stark an die Mündlichkeit und/oder an ein bestimmtes Publikum gebunden sind, so daß sie unter geänderten Textproduktionsbedingungen wohl kaum zum Ausbau des Wortschatzes beitragen können. Wenn sie in der althochdeutschen Literatur christlich-lateinischer Prägung überhaupt noch auftauchen, dann handelt es sich um gelegentliche dichterische ›Höhenflüge‹, aber keineswegs um systematische Mittel. So hat auch die bisherige Forschung (zusammenfassend WEISWEILER/BETZ [585] S. 62f.) in Otfrids großem Werk nur eine einzige Stelle gefunden, »die nach Inhalt und Form an Altgermanisches anklingt«, in der »sogar drei echte Kenningar für ›Luft‹ oder ›Himmel‹« (ebd.), kombiniert mit dem Stilmittel der Variation, vorkommen: *Floug er súnnun pad, stérrono stráza, /wega wólkono zi theru útis frono* (Otfrid I, 5,5f.).

Gerade in diesem Otfrid-Zitat steht auch ein Wort, das bereits im Mittelhochdeutschen – jedenfalls nach Ausweis der Wörterbücher – nicht mehr belegt ist, nämlich *itis/idis* ›Frau‹; es erscheint auch im Althochdeutschen nur in zwei literarischen Denkmälern, in den ›Merseburger Zaubersprüchen‹ und eben bei Otfrid. Auch das Lexem *frō* ›Herr‹ kommt nur (noch) im ›Ludwigslied‹, bei Otfrid, aber auch in der zweiten ›Würzburger Markbeschreibung‹ und in den ›Pariser Gesprächen‹ vor, also in Werken, die nicht so stark stilisiert sind, wenn auch dort nur noch formelhaft. Für das Mittelhochdeutsche bucht LEXER [296] III, Sp. 528 nur noch aus dem ›Renner‹ *nū sprechet alle frō herre frō*, somit ebenfalls stark formelhafte Verwendung (über diese Worte s. u. 152ff.). Es begegnen also im Althochdeutschen zahlreiche Wörter, die damals ebenfalls schon als veraltet galten oder nur für ganz bestimmte Funktione geeignet waren. So kommen im ›Hildebrandslied‹ elf Hapaxlegomena vor, zum Großteil aus dem Bereich des Kampfes (*billi* ›Streitaxt, Schwert‹, *gudhamo* ›Rüstung, Waffenrock‹, *hiltia* ›Kampf‹, *staimbort* ›Schild‹, *urhetto* ›Herausforderer‹, *birahanen* ›rauben, erbeuten‹, *breton* ›niederschlagen‹), also Wörter, die in christlicher Dichtung nicht mehr die tragende Rolle spielen konnten. Es ist sicher kein Zufall, daß im Angelsächsischen, wo einerseits »die besonderen, freieren Verhältnisse

der irischen Kirche« (REIFFENSTEIN [414] S. 6) wirkten, andererseits die Tatsache, daß das Christentum nicht die politische Funktion hatte wie im fränkischen Reich, eine »altenglisch-christliche Stabreimdichtung (eine merkwürdige Mischung aus widersprüchlichen Elementen!)« (ebd.) entstehen konnte, die partiell auch auf deutsche Dichtungen Einfluß hatte. Der kurze ›Wessobrunner Schöpfungshymnus‹ enthält dementsprechend drei Hapaxlegomena, von denen zwei (*Dat gafregin ih* und *ufhimil*) auf angelsächsischen Einfluß zurückgehen, zugleich aber auch Bestandteil altgermanischer poetischer Tradition sind (s. auch u. 136 ff.).

Weitere Literatur zur Dichtersprache: SONDEREGGER [529], [534].

nhd. Sakralwortschatz

Dazu gehört ein großer Teil des »Sakralwortschatzes« (SONDEREGGER [534] S. 254), der sich explizit auf Heidnisches bezog und nicht umdeutbar (im Sinne einer ›Lehnbedeutung‹) erschien, auch wenn sich einzelne Glossatoren darum bemühten. In Glossen wird lat. *ara* ›Altar‹ mit ahd. *harug* wiedergegeben, das ursprünglich ›Steinhaufen‹ bedeutet (vgl. auch *æ. hearg* ›Tempel, Altar, Heiligtum, Götze [!]‹, an. *hörgr* ›eine den Göttern geheiligte Stätte, Opferstätte‹) und aus der Zeit stammt, in der die Germanen noch keine Tempel kannten. Davon abgeleitet ist *harugari* ›Priester‹, schon mit dem ›modernem‹ Suffix gebildet, aber wegen seiner heidnischen Basis ebenfalls nicht brauchbar (vgl. die Übersicht über den germanisch-heidnischen Wortschatz im Althochdeutschen und Altsächsischen bei WEISWEILER/BETZ [585] S. 80 ff.).

Ein interessantes Beispiel ist *bluostar/blōstar* ›Opfer‹, das auch in literarischen Denkmälern verwendet wird, doch stets in nichtchristlichem Sinn. Im sog. ›Fränkischen Taufgelöbniß‹ heißt es geradezu *Forsahhistu allem them bluostum indi den gelton indi den gotum, thie im heidene man zu bluostum indi zi geldom enti zi gotum habent?* Die Reihe der mit ›und‹ aufgezählten heidnischen Kennzeichen ergibt einen eindeutigen Kontext. Im ›Tatian‹ korrespondiert *bluostar* mit lat. *victima, sacrificium* oder *holocaustoma* und meint stets das Opfer der Juden, vgl. die Aussage Jesu *ih uuili miltida, nalles bluostar* 56,4. An einer Stelle im ›Tatian‹ heißt es: *mēra ist thaz* [scil. *minnon sinan nahiston samoso sih selbon*] *allen bluostarum inti zebaru* 128,4. Hier wird neben *bluostar* noch *zebar* genannt, das *sacrificium* wiedergibt (neben *bluostar* = *holocaustoma*) und eigentlich ›Opfertier‹ bedeutet (vgl. nhd. *Ungeziefer* ← ›unreines, nicht zum Opfer geeignetes Tier‹). Gelegentliche Versuche, *bluostar* oder *zebar* in christlichem Sinn zu verwenden, sind gescheitert, weil wohl die heidnischen Konnotationen zu stark waren. Als Ersatz dafür trat das Lehnwort *opfer* ein, das auch im ›Tatian‹ in positiv bewertetem Kontext vorkommt (*Inti thaz sie gabin obphar after thiu giquetan ist in euuu truh-*

ines 7,3) und das den Vorteil der morphologischen Variabilität bietet, indem es im Althochdeutschen im Gegensatz zu den heidnischen Sakralwörtern auch als Verb *opferōn* vorkommt.

Weitere Literatur zum heidnischen Sakralwortschatz: WESCHE [592], [593], [594]. BIENER [30]. DE BOOR [47]. FLEISCHER [124].

Schließlich sind auch Rudimente einer althochdeutschen Rechts-sprache greifbar. Vor allem im 8. Jahrhundert, teilweise auch schon früher, werden mehrere Stammesrechte, die *Leges barbarorum*, aufgezeichnet:

- Die ›Lex Salica‹, das Stammesrecht der salischen Franken, in zahlreichen Handschriften überliefert; der Urtext dürfte schon zur Regierungszeit Chlodwigs I. (508–511) entstanden sein; mehrfach erweitert, schließlich auch unter Pippin, Mitte des 8. Jahrhunderts; diese ›Lex Salica emendata‹ enthält die sog. ›Malbergischen Glossen‹ (s. u.); die ›Lex Salica‹ galt hauptsächlich für das spätere Frankenreich. Die
- ›Lex Ribuaria‹, entstanden zwischen 630 und 750 wohl als Landesgesetz für Austrasien.
- Die ›Lex Alemannorum‹ aus dem 2. Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts mit einem nur bruchstückhaft überlieferten Vorläufer, dem ›Pactus Alamannorum‹
- Die ›Lex Baiuvariorum‹, ebenfalls von Pippin veranlaßt.

Vgl. die Übersicht zu den Stammesrechten bei MITTEIS/LIEBERICH [341] S. 65 ff. und KROESCHELL [274] I, S. 30 ff.

Diese *Leges* enthalten nun eine Reihe von volkssprachlichen Wörtern, so daß wir in ihnen eine sprachliche Schicht erreichen, die älter ist als die ältesten althochdeutschen Glossen. Zugleich spiegelt dem Sprachhistoriker auch die Aufzeichnung der Stammesrechte die Problematik der althochdeutschen Schriftlichkeit wider: Germanisches Recht war primär mündliches und mündlich tradiertes Recht. »Bei jeder Kodifizierung des heimischen Rechts ergaben sich Schwierigkeiten, die nicht nur durch die Umsetzung der Volkssprache in die Bildungssprache, in das Lateinische, bedingt waren, sondern auch durch die Tatsache, daß mündliche Überlieferung in eine schriftliche Form gefaßt und mit ihr verbreitet werden sollte.« (SCHMIDT-WIEGAND [476] S. 173 f.).

Die volkssprachlichen Elemente in den *Leges barbarorum* haben nun die Funktion, auf die konkrete Situation der Rechtsfindung und -sprechung zu verweisen. Am deutlichsten wird dies in den ›Malbergischen Glossen‹, die, meist über die lateinischen Worte geschrieben, den Zusatz (*in mallobergo*, d. h. ›auf dem Mahalberg (zu ahd. *mahal/māl*) ›Gericht,

Gerichtsstätte, Gerichtsversammlung, *mālon* ›anklagen, zur Rechenschaft ziehen‹), der erhöhten Gerichtsstätte, also ›vor Gericht, in der Gerichtssprache‹, enthalten. Die anderen Leges benennen die volkssprachlichen Elemente etwas einfacher; z. B.:

›Lex Salica‹: *Si bovem furaverit, mallobergo ohsino hoc est*

›Lex Ribuarica‹: ... *colpos, quos nos dicimus bunislegi* ...

›Lex Alemannorum‹: ... *liceat illa muliere iurare per pectus suum* ... *Hoc dicunt Alamanni nasthait*

›Lex Baiuvariorum‹: *Si ei sanguinem fuderit, quod plotrums vocant*

(Beispiele nach SCHMIDT-WIEGAND [476] S. 174)

Wichtig ist, daß diese volkssprachlichen Elemente keine volkssprachliche Rechtsterminologie ergeben, sondern erst das im Laufe der Legesüberlieferung und -aufzeichnung entstehende frankolateinische Wortgut, Mischwörter, die auf einer fränkischen Basis beruhen, sich aber morphologisch und syntaktisch wie lateinische Lexeme verhalten, z. B. *bannus, heribannus, alodis*.

Einhard führt in der schon erörterten Stelle im 29. Abschnitt seiner ›Vita Karoli Magni‹ (s. o. S. 66) an, daß sich Karl der Große *post susceptum imperiale nomen* auch um die *leges populi sui* bemüht habe, *cogitavit quae deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere*; er sei damit aber nicht weit gekommen, es seien bloß *pauca capitula, et ea imperfecta* herausgekommen. Man hat dabei an die Gesetze der Sachsen, Thüringer und Friesen gedacht, die Karl zum Aachener Reichstag von 802 aufzeichnen ließ. In diesen späten Gesetzen ist keinerlei volkssprachliches Element enthalten. Volkssprachliche Wörter, die ohnehin für eine Terminologie nicht taugten, waren nicht geeignet, in einen Text, der im Zusammenhang mit der imperialen Latinität zu sehen ist – Einhard bringt dies mit der Kaiserkrönung zusammen: *post susceptum imperiale nomen* – aufgenommen zu werden. Es entstand somit das Bedürfnis, die Mündlichkeit des Rechts durch eine Gebrauchsliteratur dokumentiert zu sehen, die nun am Rande der Rechtsaufzeichnungen entstand, zunächst in Form von Mischprosa, schließlich von Übertragungen lateinischer Texte in die Volkssprache. Erhalten sind Bruchstücke einer Interlinearversion der ›Lex Salica‹ (frühes 9. Jahrhundert) und das sog. ›Trierer Capitulare‹. Die althochdeutsche Lex Salica »zeigt einen eigenständigen, stellenweise völlig neuen Rechtswortschatz« (SONDEREGGER [526] S. 122), der sich »in einigen Punkten ebenso von dem mischsprachlichen Wortschatz der Vorlage wie von der Malbergsprache der merowingischen Fassungen« unterscheidet (SCHMIDT-WIEGAND [476] S. 199). Dies deutet auf die Erneuerung des Rechtswortschatzes in karolingischer Zeit (so besonders SONDEREGGER [527] S. 430f.). Das ›Trierer Capitulare‹ enthält bereits zahlreiche Wör-

ter, die für die mittelalterliche deutsche Rechtssprache von Bedeutung sind: *urcundeo* ›testis‹, *geuualt* ›potestas‹, *sala* ›traditio‹, *sellan* ›tradere‹. Auch wenn die Form der Interlinearversion noch deutlich auf die Latinität weist, zeigt sich doch im Vergleich zu den Stammesrechten ein bedeutsamer Wandel, weil »jetzt eine feste Rechtsterminologie als Ausdruck eines deutschen, nicht mehr nur ganz allgemein fränkischen Rechts vorhanden« ist (SCHMIDT-WIEGAND [476] S. 201).

Es werden somit die politischen Implikationen, die mit der Entwicklung bzw. dem Wandel der althochdeutschen Rechtsterminologie, soweit man die Ansätze dazu so bezeichnen darf, in Zusammenhang stehen, deutlich. Dies zeigt sich auch noch in einem anderen Punkt: Die ›Leges Alamannorum‹ und ›Baiuuariorum‹ »sind ... nur formell Herzogsgesetze, materiell von fränkischen Herrschern veranlaßt« (MITTEIS/LIEBERICH [341] S. 69). Geraume Zeit vor Karl dem Großen interessiert sich also die fränkische ›Zentrale‹ für die Kodifizierung des Rechts. Dies muß sich auch auf den Wortschatz auswirken; Tendenzen, die oben anhand der althochdeutschen Interlinearversionen der ›Lex Salica‹ und des ›Trierer Capitulares‹ beschrieben worden sind, werden dadurch erklärbar. Zwei Sachbereiche (im Anschluß an FREUDENTHAL [136]) sollen dies dokumentieren:

(1)	<i>testis</i>	<i>testimonium</i>
Bair.: Abrogans Hs. Pa	<i>chundeo, chundari sagender, rachari</i>	<i>cauuizzida, cauuarida</i>
Alem.: Benediktinerregel	<i>urchundo</i>	<i>keuuizzida, urchundii</i>
Murbacher Hymnen	<i>urchundo</i>	<i>W</i>
Rhfrk.: Isidor-Gruppe Otfrid	<i>urchundo urkundo</i>	<i>urchundi urkundi</i>
Ostfrk.: Tatian	<i>urchundo</i>	<i>giuuiznessi giuuizscaf, qiti urcundi</i>
Altsächs.: Heliand	<i>urkundeo (mēn)giwito</i>	<i>giwitskepi</i>

Da lexematische Entsprechungen des Verbs *testari* nur im ›Isidor‹ belegt sind (*urchundan*), ansonsten bloß Syntagmen, bleibt es hier außer Betracht.

(2)	<i>iudicium</i>	<i>iudicare</i>	<i>iudex</i>
Bair.: Abrogans Hs. Pa	<i>toam, suona</i>	<i>pi-/ca-/zasonian</i>	<i>soneo</i>
Alem.: Benediktinerregel Murbacher Hymnen	<i>suana</i>	<i>suanen</i>	<i>suanari</i> <i>suanari</i>
Rhfrk.: Isidor [Monseer Fragmente Otfrid	<i>urdeili</i> <i>tuomida</i> <i>tuomtag,</i> <i>urteili</i> <i>urdeili</i>	<i>ardeilen</i> <i>arteilen]</i> <i>irdeilen</i>	
Ostfrk.: Tatian	<i>tuom</i>	<i>tuomen</i>	<i>tuomo</i>
Altsächs.: Heliand	<i>dōm</i> <i>urdēli</i>	<i>adōmian,</i> <i>adēlian,</i> <i>fartellian</i>	

In beiden Bereichen zeigt sich nahezu dasselbe Bild: Das Bairische, das durch Pariser Handschrift des ›Abrogans‹ vom Anfang des 9. Jahrhunderts vertreten wird, repräsentiert den ältesten Stand, in (1) mit Ableitungen von der Wurzel **wīt/wit* ›wissen‹, die mit Worten für ›Zeuge‹, ›Zeugnis‹ im ganzen Germanischen verbreitet ist (got. *weitwodi* ›Zeugnis‹ mit Ableitungen, ae. *witnes* ›Zeugnis, Zeuge‹, anord. *vitni* ›Zeugnis, Zeuge‹) und mit *kund*-Bildungen, die südgermanisch sind (belegt im Altenglischen, Althochdeutschen und Altniederdeutschen). Das Rheinfränkische hingegen kennt nur *urkund*-Bildungen, die »nur im Ahd., And., Mnd. und Afries. belegt« sind (FREUDENTHAL [136] S. 44). Die anderen Dialekte zeigen, daß ›*urkund*‹ im Begriffe ist, die älteren Bildungen zu verdrängen.

Ähnlich auch im Bereich ›*iudicium/iudicare*‹: Im Rheinfränkischen herrscht bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts (›Isidor‹) die Wortfamilie ›urteilen‹ und verdrängt im Laufe der Zeit *tuom* und *suona*, die sich in Pa noch allein finden. *tuom* entwickelt sich ja zum Suffix *-tum* (s. o. S. 115), *suona* verläßt den Bereich ›*iudicium*‹ und übernimmt die Bedeutung *reconciliatio*‹, die ebenfalls mit der Grundbedeutung ›Vertrag‹ zusammenhängt und die aktiviert werden kann, wenn für ›*iudicium*‹ ein anderes Lexem eintritt. Im ›Tatian‹ z. B. entspricht das Verb *gisuonen* dem lat. *reconciliare* (*zi gisuonenne thih mit thinemo bruoder* 27,1), dort ist ›*iudicium*‹ noch durch *tuom* abgedeckt. Diese Darlegungen wollen somit keinesfalls die Vermutung nahelegen, daß die Wörter, die ursprünglich in den behandelten Bereichen fungierten, ausgestorben sind, sie wollen vielmehr zeigen, daß sie, nach der Ausbreitung der fränkischen Rechts-

wörter im System des Wortschatzes, neue, z. T. eindeutiger (*suona*) Aufgaben übernahmen oder wie *tuom* morphemisiert wurden; anders ausgedrückt: weil diese Lexeme keine eindeutigen Termini waren und mehrere Verwendungsmöglichkeiten boten und weil *tuom* teilweise schon als Suffix oder Suffixoid gebraucht wurde, konnten sich fränkische Wörter als Termini durchsetzen.

Es hat sich herausgestellt, daß zu Beginn des 9. Jahrhunderts in den rheinfränkischen Texten Rechtstermini zu finden sind, die dann bis weit im späten Mittelalter, z. T. bis in die Gegenwart (*Urteil*) wirksam sind. In die anderen Dialekte dringen sie im 9. Jahrhundert ein, lediglich das Bairische erweist sich im frühen 9. Jahrhundert noch als ein resistentes Reliktgebiet. In den »Monseer Fragmenten« z. B., die 820 entstanden sein dürften, wird das Isidorsche *urdeili* noch teilweise durch eine *tuom*-Bildung ersetzt. Verursacht wird dieser Wandel im Wortschatz durch »die Gerichtsorganisation des Merowinger- und Karolingerreichs« (FREUDENTHAL [136] S. 184), wobei den Königsboten (*missi regis, missi domini*) als den Vorsitzenden der den Gaugerichten übergeordneten Königsgerichte sicherlich eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der »sozusagen offiziellen Termini« (ebd. S. 187) zukam.

Der wortgeographische Befund deckt sich zudem mit einem schreibgeographischen: Fränkische Schreibtradition, besonders in der Wiedergabe der Lenesverschiebung (s. S. 43), macht sich weit früher im Alemannischen bemerkbar als im Bairischen; dies entspricht ja auch den politischen Verhältnissen: Herzog Tassilo III. gelang es noch einmal kurze Zeit, sich vom Frankenreich relativ unabhängig zu machen.

Weitere Literatur zur althochdeutschen Rechtssprache: V. KRALIK [267]. V. KÜNSSBERG [277], [278]. MERK [334]. BAESECKE [13]. KARG-GASTERSTÄDT [231]. KASPERS [234]. SONDEREGGER [525]. SCHMIDT-WIEGAND [472], [473], [474].

Resümee: Abgesehen vom sog. Alltagswortschatz (soweit er in den überlieferten Denkmälern überhaupt greifbar wird, am ehesten noch in Sachglossaren) und von Funktionswörtern im weitesten Sinn findet sich in der althochdeutschen Literatur ererbter Wortschatz aus vorwiegend drei Bereichen: Dichter-, Sakral- und Rechtssprache.

Daß es sich dabei um drei scharf von einander getrennte Bezirke handelt, soll damit nicht einmal angedeutet werden. Die Sakralsprache kennen wir nur aus literarischen Werken, und auch der Rechtswortschatz ist nicht nur in den *leges* erhalten, sondern in zahlreichen anderen Werken (vgl. auch die beiden Tabellen oben), vor allem im »Muspilli«, einer Weltuntergangsdichtung, bei der ja die Stilisierung in einen Rechtsstreit naheliegt. »Im Durchschnitt dürfte fast auf jeden der 103 Verse des Muspilli ein Rechtsausdruck kommen.« (WEISWEILER/BETZ

[585] S. 69, dort auch eine Übersicht über Rechtswörter und -wendungen in althochdeutschen literarischen Werken).

Im ganzen gesehen, handelt es sich hierbei um Relikte, die bei der neuen fränkischen Kultur(politik) nicht überleben konnten. Mit Einsetzen einer breiteren Schriftlichkeit mußten auch neue lexikalische Schichten einsetzen, d. h. sie mußten erst geschaffen werden. »Wie sehr das Althochdeutsche auf dem Weg vom Germanischen zur neuen Sprache der europäischen Mitte fränkischer Ausrichtung ist, zeigt sich auch im Wortschatz der ältesten Stufe der deutschen Sprache.« (SONDEREGGER [534] S. 246). Neben der Graphie ist es gerade der Wortschatz, wo die fränkische Vorherrschaft am deutlichsten offenbar wird. Fränkische Übermacht kann sich aber auch in anderen Wortschatzbereichen bemerkbar machen, wie z. B. *lidan* zeigt, das *dulten* (in literarischen Denkmälern nur in den Monseer Fragmenten, in der Benediktinerregel, den Murbacher Hymnen und bei Otfrid belegt) und *dougen* verdrängt (DE SMET [515], [516]). Das alles heißt aber nicht, daß von Anfang eine Einheitlichkeit des volkssprachlichen Lexikons zu beobachten ist, ganz im Gegenteil, wir finden nicht nur landschaftlich variierenden Wortgebrauch vor, sondern in vielen Fällen Unterschiede von Skriptorium zu Skriptorium. Die fränkische Leistung auch im Wortschatz liegt vor allem in der Anregung, sich mit der christlichen Latinität auseinanderzusetzen und dafür lexikalisches Material zur Verfügung zu stellen. Dazu reichte eben das vorhandene Wortgut nicht aus.

Am ehesten und am frühesten manifestiert sich der fränkische Druck auch zur Vereinheitlichung in zentralen Bereichen der Rechtsterminologie. Hier wird besonders in karolingischer Zeit der Grund gelegt für die volkssprachliche Rechtsliteratur, die dann im 13. Jahrhundert in Form von Urkunden, Rechtsbüchern und -ordnungen verschiedener Art (s. auch u. S. 192f.) einsetzt. Im Juridischen fiel aber die Schaffung einer neuen Terminologie deshalb am leichtesten, weil ja die Kodifizierung des Rechts formal ein Tribut an die Latinität war, materiell jedoch das römische Recht kaum einen Einfluß ausübte, das alte Recht weiterentwickelt wurde.

Dies eben im Unterschied zu Christentum und Dichtung. Hier war ein völliger Neubeginn nötig. Im ganzen gesehen, ist die althochdeutsche Zeit »der Winter, in dem das Alte abstirbt und, noch unsichtbar, das Neue zu keimen beginnt« (WEISWEILER/BETZ [585] S. 78). Und dies ging nicht ohne »Hilfe von außen«.

3.4.2. *Einflüsse anderer Sprachen*

Bereits der Abschnitt »Wortbildung« (oben S. 103 ff.) hat die grundsätzlichen Möglichkeiten der Übernahme von Wörtern oder von Elementen, die beim Aufbau des Wortschatzes helfen, dargestellt. Dabei ist klar

geworden, daß der Einfluß einer anderen Sprache vor allem auch im Bereich der Wortbildung wirksam werden kann. Daneben aber spielen auch, wie schon festgestellt, ›Lehnwort‹ und ›Lehnbedeutung‹ eine wichtige Rolle (3.5.2.1.). Die Christianisierung bewirkte bzw. ermöglichte Einflüsse, die nicht nur vom Lateinischen her kommen, sondern auch aus anderen Sprachen, wobei diese Einflußschichten häufig an ganz verschiedenen Orten für die deutsche Sprache bedeutsam wurden (3.5.2.2.).

3.4.2.1. Lehnwort und -bedeutung

3.4.2.1.1. Lehnwörter aus dem Lateinischen

Das Althochdeutsche ist auch dadurch gekennzeichnet, daß sein Wortschatz durch zahlreiche Lehnwörter im Bereich der kirchlich-klösterlichen Kultur aufgebaut wird, also durch gleichzeitige Übernahme von Ausdrucks- und Inhaltsseite eines Wortes, und zwar aus dem Lateinischen. Dabei wird die Ausdrucksseite phono- und morphologisch der Zielsprache angeglichen (›assimiliertes Lehnwort‹). Es handelt sich hierbei um eine neuerliche Phase der Lehnwortübernahme (nach der gemein-, südgermanischen und der gallo-fränkischen, s. o. S. 21 ff.), bei der zudem – im Gegensatz zu den vorausgehenden Phasen – das Mittellatein Gebersprache ist. Formales Kennzeichen dieser Lehnwörter ist, daß sie erst nach Durchführung der althochdeutschen Konsonantenverschiebung entlehnt worden sind, daß andererseits phonologische oder phonetische Merkmale des Mittellatein auch in der deutschen Lautgestalt sichtbar werden. Das lateinische Wort *cella* z. B. wurde zweimal ins Deutsche entlehnt: Einmal ergab die Form *cellarium* das ahd. *kellari* ›Keller‹, bei Notker in der Schreibung *chellere* (die auch auf die Konsonantenverschiebung hinweisen könnte); diese Form wurde übernommen, als das lateinische <c> noch für ein gesprochenes [k] stand. ›Zelle‹ hingegen, in der ahd. Benediktinerregel *cella* geschrieben, wurde erst übernommen, als das <c> in *cella* bereits als [ts] realisiert wurde.

Die Lehnwörter lassen sich nach Sachgruppen klassifizieren (hier im Anschluß an die Übersicht von KELLER [239] S. 266 ff.). Die folgende Übersicht will beispielhaft einige Lehnwörter vorführen, die erst in althochdeutscher Zeit in die Volkssprache übernommen worden sind; die Schreibung richtet sich in der Regel nach dem Lemma in SCHÜTZEICHEL'S [492] Wörterbuch, von dort stammen auch die Hinweise auf die literarischen Texte, in denen die einzelnen Wörter überliefert sind. Fehlen solche Angaben, dann ist das entsprechende Wort sehr häufig tradiert. Bemerkungen über Wortbildungen sollen Aufschluß geben über den Grad der Integration eines Lehnworts, wobei es sicher kein Zufall ist, daß sich bei Notker die meisten Bildungen finden. Die Leistung eines Lehnworts in Funktiolekten wird durch die Aufführung von Wiederga-

beversuchen in anderen Texten deutlich (letzteres ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Nicht berücksichtigt werden können die Glossen da ihr Wortmaterial oft noch ›zufälliger‹ wirkt als das der literarischen Denkmäler. So hat z. B. die Untersuchung des religiös-kirchlichen Wortschatzes des Glossators von Notkers Psalmenkommentar ergeben, daß die Mehrzahl der »Wortbildungen des Glossators innerhalb des althochdeutschen Schrifttums nur bei ihm nachweisbar« ist (NEESE [370] S. 22). Das läßt möglicherweise auf produktive Wortbildungsmuster, keinesfalls hingegen auf aktuellen Wortgebrauch schließen.

(1) Kirchliche und biblische Personen

- lat. *apostolus* → ahd. *apostol*, *apostolo* (Monseer Fragmente), *postul* (Tatian); daneben auch die ›Lehnbedeutung‹ (s. u. 131f.) *boto* (z. B. Benediktinerregel).
- lat. *discipulus* → ahd. *disco* (Benediktinerregel, Murbacher Hymnen), daneben *iungiro* (z. B. Tatian) aufgrund einer Lehnübersetzung von lat. *iunior* (so auch in der Benediktinerregel) oder *degan* (Otfrid).
Zu *iungiro* vgl. EGGERS [98].
- lat. *martyr* → ahd. *martyr* (Otfrid), mit zusätzlichem Suffix als Kennzeichnung eines *nomen agentis* *martirere* (Notker).
- lat. *propositus* > vulgärlat. *propostus* → ahd. *probist* (Notker), zunächst in der Bedeutung ›Vorsteher eines Klosters‹. Die ältere lat. Form *praepositus* wird in der Benediktinerregel mit der Lehnübersetzung *fora-/furikisazter* wiedergeben.
- lat. *peregrinus* > *pelegrinus* (Ferndissimilation l < r) → ahd. *piligrim* (Benediktinerregel).
- lat. *abbas* (*abbatem*) → ahd. *abbat* (Benediktinerregel), daneben dort auch noch *fater* als Übersetzung von *abbas* verwendet.
- lat. *antichristus* → ahd. *antikristo* (Muspilli, Otfrid).
- lat. *christianitas* → ahd. *cristanheit*, in zahlreichen Denkmälern belegt; hier geht die Assimilierung schon einen Schritt weiter: das lat. Suffix ist durch das deutsche /-heit/ wiedergegeben.

(2) Kirche und kirchliche Gegenstände

- lat. *ampulla* → ahd. *amp(ul)la* ›ewiges Licht‹, bis ins 14. Jahrhundert nur kirchliche Bedeutung.
- lat. *candela* → ahd. *kentila* in *kentila-stab* ›candelabrum,

Leuchter« (Tatian), einem interessanten Fall einer Lehnübertragung mit Hilfe eines Lehnwortes. Dieses Wort scheint ein kirchliches Fachwort gewesen zu sein. Die ›Pariser Gespräche‹ und Notker kennen *cherza/cherize*, das schon vor der Konsonantenverschiebung aus lat. *charta* entlehnt wurde und den Gebrauchsgegenstand des Alltags bezeichnen dürfte.

- lat. *crux (cruce)* → ahd. *kruzi*.
 lat. *chorus* → ahd. *chōr* (Tatian), die Benediktinerregel z. B. verwendet wohl als Lehnbedeutung *gart* ›Kreis‹, das hier neben *garto* ›hortus, Garten‹ steht, während im ›Tatian‹ *garto* und *gart* lat. *hortus* wiedergeben.
 lat. *organa* → ahd. *organa* (Otfrid, Notker); den hohen Grad der Integration dieses Lehnwortes in den Wortschatz beweisen die Ableitungen und Komposita, die Notker verwendet: *organisg*, *organlih*, *orgenlūta*, *orginsang*.

(3) Gottesdienst und kirchliche/klösterliche Ordnung

- lat. *evangelium* → ahd. *evangelio* (Otfrid), in der ›Benediktinerregel‹ die Lehnübersetzung *cuatchundida*, im ›Tatian‹ neben dem Fremdwort *euangelium* das Lehnwort aus dem Angelsächsischen (s. u. S. 138) *gotspel*.
 lat. *canticus* → ahd. *kantiko* (Benediktinerregel, Notker).
 lat. *regula* ahd. *regula* (Benediktinerregel, Otfrid), in der Benediktinerregel daneben auch *rehtunga*.
 lat. *ordinare* → ahd. *ordinōn* (Tatian, Notker), in der Benediktinerregel steht für lat. *ordinare* noch *kesetzen* oder *anreitidon*, auch hier zeigen die anderen Elemente der Wortfamilie den Grad der Integration, spätestens bei Notker: *ordo* (Otfrid, Notker), *ordena*, *ordinhaft*, *ordinhaftigi*, *ordinhafto*, *ordenlihho*, *ordinunga* (alle Notker), während *ordo* in der Benediktinerregel mit *anreitida*, *anreiti* oder *kesezzida* und im ›Tatian‹ mit *anreita* wiedergegeben wird.
 lat. *castigare* → ahd. *chestigōn* ›züchtigen, strafen, zurechtweisen‹ (Monseer Fragmente, Notker), häufiger wird das alte Verb *refsen* verwendet (Bene-

diktinerregel, Murbacher Hymnen, Tatian, Otfrid, Notker).

lat. *praedicare* → ahd. *predigōn* (Isidor, Murbacher Hymnen, Tatian, Otfrid, Georgslied, Notker), dazu auch das Substantiv *prediga* (Otfrid, Notker) und die Suffixbildungen *predigare* (Otfrid, Notker) und *predigunga* (Tatian). Die Benediktinerregel verwendet die Lehnübersetzung *forasagen*.

lat. *nocturnus* → ahd. *nuohtarnin* (Notker) ›nüchtern‹; die Beschreibung des Entlehnungsvorganges bereitet Schwierigkeiten, man nimmt an, daß der Diphthong /uo/ und die Spirans /χ/ durch den Einfluß des Substantivs *uohta* ›Tagesanbruch‹, ebenfalls bei Notker belegt, erklärt werden könnte. Die Kontamination könnte auch den semantischen Wandel der lateinischen Basis leichter plausibel machen, da sich im Mittellateinischen die Wendung *matutinus sum* zur Bedeutung ›ich habe noch nicht gegessen‹ entwickelt hat; »bei dem unvermittelten Auftreten« von *nuohtarnin* »um 1000 handelt es sich deutlich um ein Klosterwort« (KLUGE/MITZKA [256] S. 516).

(4) Wissenschaft und Schule

lat. *scribere* → ahd. *scriban* löst das ältere germanische Wort, das in engl. *write* noch weiterlebt und das Einritzen der Runen bezeichnet, ab; Otfrid kennt neben *scriban* auch noch *rīzan*: *in érdu thó, so man weiz, themo fingare reiz* (III, 17, 36), gemeint ist hier also das Schreiben ohne Tinte. Als eines der wenigen Lehnwörter ist ›schreiben‹ in Analogie zu anderen Verben mit dem Stammvokal /ī/ ein starkes Verbum der 1. Ablautklasse geworden. Vgl. auch die Ableitungen *scribo*, *scriba*, *scribāri* und Komposita *scribazzusi*.

lat. *tincta (aqua)* → ahd. *tincta* (Notker).

›gefärbtes Wasser‹

lat. *pergamentum* → ahd. *pergamin* (Notker).

lat. *metrum* → ahd. *metar* (Otfrid, Notker).

lat. *arc(h)iatus* → ahd. *arzāt* (Otfrid, Notker), dazu bei Notker

weitere Wortbildungen: *arzenāre* ›Arzt‹, *arzetuom* ›Heilkunde‹ und *arzātgot* ›Äskulap‹. Das neue Wort verdrängt das alte germanische *lahhi* (eigentlich ›Bespreeher‹), das sich in den ›Murbacher Hymnen‹ und im ›Tatian‹ findet (Entsprechung von *medicus*), dazu noch *lāhhen*, *lāhhenunga* ›Arznei‹, *lāhhanarra* ›Ärztin‹, *lāhhenhafte* ›heilsam‹, *lāhhenōn* ›heilen‹ (alle Notker, letztes auch in den Basler Rezepten).

lat. *lectio*

→ ahd. *lekza* (Benediktinerregel, Otfrid, Würzburger Beichte), dazu in der Benediktinerregel die Bildung *lektur* ›Leseput‹ als Übersetzung von *analogium*.

lat. *natura*

→ ahd. *natūra* (Otfrid, Notker), bei Notker auch die Ableitung *natūrlīch* (← *naturalis*), dementsprechend in der Benediktinerregel *chnuat* (dies auch im Weißenburger Katechismus) und *chnuatlihho*.

lat. *musica*

→ ahd. *musica* (Otfrid).

Dazu kommen zahlreiche Bezeichnungen für exotische Pflanzen:

lat. *cedrus*

→ ahd. *cēderboum* und die Adjektivableitung *cēdrīn* (Notker).

lat. *figus*

→ ahd. *fīga* (Tatian, Otfrid), häufiger das Kompositum *figboum*, dies teilweise auch als Wiedergabe von *arbor fici*.

lat. *morus/murus*

→ ahd. *mūrboum* (Tatian, Notker); im ›Tatian‹ als Übersetzung von *arbor sycomorus* ›Maulbeerfeigenbaum‹.

lat. *rosa*

→ ahd. *rōsa* (Otfrid, Notker).

Diese Beispiele zeigen deutlich, daß es sich bei den Lehnwörtern, die erst in althochdeutscher Zeit übernommen worden sind, zum größten Teil um klösterlichen Wortschatz, also um fachsprachliche Elemente handelt. Er hat sich gerade dort erhalten, wo das fachsprachliche Moment bestimmend wird; in diesem Bereich konnten sich Versuche, auf vorhandene alltagssprachliche Wörter zurückzugreifen, nicht durchsetzen; diese ›Konkurrenzen‹ machen gerade das Bedürfnis nach einem Fachwort offenbar.

Zugleich wird deutlich, daß die Unterscheidung zwischen ›Fremdwort‹ und ›assimiliertem Lehnwort‹ dem Verständnis der althochdeutschen Autoren nicht angemessen ist. Morphologisch sind alle Lehnwörter ins Deutsche integriert: entweder durch die Anfügung der entsprechenden Flexionsendungen (*evangelio*, *kantiko*, *predigōn*) oder einfach durch die

Aufnahme in eine Flexionsklasse, sofern die Endungen äußerlich übereinstimmten (alle Feminina auf *-a*); in manchen Fällen kam es, je nach Text, zu verschiedenen Zuweisungen (*postul*: starkes Maskulinum, *postulo*: schwaches Maskulinum). Einzige Ausnahme bildet *evangelium* im ›Tatian‹: *giloubet themo evangelio*.

Der Eindruck einer klösterlichen Sondersprache bestätigt sich, wenn wir diesen Lehnwörtern, die uns bei Notker besonders häufig begegnen, seine philosophische Terminologie gegenüberstellen. In ihr kommen keine Lehnwörter, hingegen zahlreiche Lehnbildungen vor. Wenn einmal ein lateinisches Wort in den deutschen Text aufgenommen wird, dann hat es Zitatcharakter und -funktion, es bleibt der Terminus der Ausgangssprache: *ter ... modus. táz chít. tísú oppositio*. »Da mit den hapax legomena *gágenstélla* und *gagenstélleda* zwei geeignete ahd. Begriffe zur Verfügung stehen, erfolgt die Übernahme von *oppositio* nicht aus Mangel einer geeigneten Übersetzung; vielmehr behält Notker das lat. Substantiv als gelehrten Terminus bei, dessen Inhalt auf Grund des bereits ausführlich behandelten und häufig übersetzten Verbums *opponi* und seines Partizips *oppositus* bekannt ist.« (JAEHRLING [226] S. 111). Der lateinische Terminus bleibt fremdes Wort, er wird weder ausdrucks- noch inhaltsseitig in die Zielsprache integriert.

Es bestätigt sich somit aufs neue, daß gerade Notker sehr wohl zwischen einzelnen Funktiolekten zu unterscheiden weiß. Als gelehrte Fachwörter kommen Lehnwörter nicht in Frage, sie gehören eben einer anderen Sphäre an.

3.4.2.1.2. Lehnbedeutungen

Ein christlicher Wortschatz kam nicht nur durch Übernahme fremdsprachiger Wörter oder Bildungsmuster zustande, sondern in hohem Maße auch mit Hilfe von vorhandenem, einheimischem Material. Häufig wird, wie auch oben (s. 104) schon dargestellt, die Möglichkeit genutzt, vorhandene Wörter in einen neuen Kontext zu stellen, wodurch auch dem Leser/Hörer deutlich wird, daß der Schreiber/Sprecher mit der neuen, ungewohnten Verwendungsweise eine neue Bedeutung signalisieren will. Dies ist zunächst wohl ein individueller Vorgang, ein vorhandenes Wort hat sicherlich nicht ad hoc eine neue, in unserem Fall meist christliche Bedeutung; »wer zuerst *beatus* durch *sālig* übersetzte, der griff zu diesem germanischen Wort, weil sich ihm kein besser passendes bot. Aber er mußte wohl bemerken, daß er es in einer verschobenen Bedeutung gebrauchte, und auch der Hörer erfuhr, daß es nicht ganz den alten Sinn hatte. Indem das Wort nun immer wieder in neuen christlichen Zusammenhängen auftauchte, wurde im ständigen Gebrauch allmählich immer klarer, welche Bedeutungsschattierungen damit verbunden wa-

ren, und so rückte es ganz langsam in die volle Bedeutung von *beatus*, das übrigens selbst bereits – aber viele Jahrhunderte früher – den Wandel von der stark heidnischen zur christlichen Bedeutung erlebt hatte.« (EGGERS [97] I, S. 212). Das Wort enthält also nicht sofort eine neue Bedeutung im Sinn einer speziellen Relation von Zeicheninhalten, signifiés, in einem Wortfeld zueinander, sondern wird zuerst in einen Kontext gestellt, der dem der Ausgangssprache entspricht, in der Zielsprache aber (noch) nicht usuell ist. Durch die Wiederholung dieses Vorgangs entwickelt sich eine ›Lehnbedeutung‹, strukturiert sich ein lexematisches Feld neu.

Einen Großteil der kirchlichen ›Bedeutungslehnwörter‹ erhält das Althochdeutsche aus dem Rechtswortschatz, dies vor allem in den Bereichen, in denen im kirchlichen Leben Rechtsvorstellungen lebendig werden können:

›Sühne‹: dieses alte Wort für ›Gericht, Urteil‹ (vgl. oben 123f.) wird im Laufe der althochdeutschen Sprachgeschichte, wie dargelegt, überflüssig, durch ›Urteil‹ abgelöst. Die ursprüngliche Bedeutung »ist wohl ›Vertrag‹ (die gerichtliche Entscheidung war oft ein Vertrag zwischen den Parteien)« (KLUGE/MITZKA [256] S. 654f.) *suona* kann daher leicht die Bedeutung ›Versöhnung‹ annehmen und in christlichem Sinn für lat. *reconciliatio* oder *propitiatio* stehen; so bei Notker (vgl. SEHRT [507] S. 215) in der variierenden Fügung *strîr zêrendo ûnde sûona machondo* (›Martianus Capella‹) und bei Williram *dér uerus salomon. dér mit sinemo tôde sûona hat gemâchet inter deum et hominem* (143, 3f.). Im lateinischen Text Willirams steht für den Relativsatz das Adjektiv *pacificus*, das neben dem Kontext eindeutig die neue Bedeutung signalisiert, wie sie auch der Schreiber der Bamberger Handschrift von 1523 verstanden hat, indem er für *suona* das Substantiv *fride* setzt. Diese Belege zeigen deutlich, daß ein Syntagma wie *diu suona arget* (›Muspilli‹ V. 6) im Spätalthochdeutschen nicht mehr akzeptabel erscheint.

›Trost‹: Die gotische Bildung *trausti*, die griechisch ›Vertrag, Bündnis, Bund‹ wiedergibt, sowie die etymologisch verwandten Wörter ›trauen‹ und ›treu‹ (s. u.) zeigen, daß ›Trost‹ ursprünglich zum juristischen Wortschatz gehört; in den literarischen Denkmälern des Althochdeutschen steht *trôst* hingegen schon in neuer Bedeutung: Die ›Murbacher Hymnen‹ verwenden es als Entsprechung von lat. *paraclitus*, also personifiziert für die dritte göttliche Person (*Sanctum quoque paraclitum spiritum = uuihan auh trost atum* XXVI. 5). Otfrid kennt es ebenfalls in der Bedeutung ›Trost, Tröstung, Hilfe‹, in den Schriften Notkers dient *trôst* der Wiedergabe von *consolatio, solamen, spes, auxilium*. Daß dieses Wort in dieser Bedeutung im Althochdeutschen nicht allgemein üblich war, zeigt der ›Tatian‹, der *consolatio* mit *fluob(a)ra* wiedergibt, das wohl auf angelsächsischen Einfluß (s. u. S. 139) zurückzuführen ist und

sonst nur noch im ›Keronischen Glossar‹ (GUTMACHER [181] S. 232) sowie im ›Heliand‹ in den Formen *froþra/frofra* vgl. angelsächsisch *frō-for*) belegt ist. Es scheint, daß *froþra* sich deshalb nicht durchgesetzt hat, weil es im Süden des Sprachgebiets nicht mehr in Gebrauch war, so daß sich eine ›Lehnbedeutung‹ leichter hat behaupten können als ein ›Lehnwort‹ aus dem Norden, auch wenn es, zumindest in einigen Regionen, vom Angelsächsischen gestützt wurde.

›Treue‹: Das italienische Substantiv *tregua* und das französische *trêve*, beide ›Waffenstillstand‹, sind von einem germanischen Wort abgeleitet, das wohl ›Vertrag (im allgemeinen)‹ bedeutet hat; auf die Verwandtschaft mit ›Trost‹ wurde schon hingewiesen. In zahlreichen althochdeutschen Texten begegnet ein Glied der Wortfamilie in christlichem Kontext: *simus fideles spiritu = uuesen triuhafte kalaubige atume* (›Murbacher Hymnen‹ II, 8); *et reliquistis quae graviora sunt legis, iudicium et misericordiam et fidem et caritatem dei = inti forliezut thiū dar heuigerun sint euua, duom inti miltida inti treuuua inti gotes minna* (›Tatian‹ 141, 17); *daz er ouh keloube mit triuuon (fideliter) die menisgheit unseres herren* (Notker, zit. nach SEHRT [507] S. 228). Neben der Bedeutung ›Vertrauen gegenüber Gott, Glaube‹ (so besonders bei Notker, vgl. auch SONDEREGGER [534] S. 256) lebt auch die alte Verwendungsweise im Sinn von ›Vertragstreue‹ noch weiter, weswegen im Mittelhochdeutschen *triuwe* ein Zentralwort des Lehenswesens und der Minne hat werden können. Das zeigt auch die Bedeutung ›Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Zuverlässigkeit‹ bei Otfrid (*tho quam ther liūt mit driuon thaz sēltsani scouuon* IV, 3, 6 bis zu der merkwürdig anmutenden Formulierung *thinu wōrt nūa thiū méldont thih in driua* IV, 18, 28, vgl. dazu *nam et loquela tua manifestum te facit* Mt 26, 73) oder das Adverb *triuuo* bei Notker für lat. *certe, atqui* (›fürwahr, zweifellos, gewiß‹). Vgl. dazu auch mhd. *und ein kleinez vogellin ... daz mac wol getriuwe sin* (Walther v. d. Vogelweide 40, 16 ff.).

›Huld‹: Das Substantiv ist ursprünglich eine Abstraktbildung zu *hold* (→ *huld-i*). Das Adjektiv bezeichnet zunächst das positive Verhältnis zwischen Herrn und Untergebenen, »und zwar in beiden Richtungen, nicht nur von oben nach unten« (PAUL/BETZ [393] S. 315) wie im neueren Deutsch. In dieser alten Bedeutung kommt es noch im ›Hildebrandslied‹ vor (*dat ih dir it nu bi huldi gibu* 35); »Übertragungen namentlich auf das relig. Gebiet haben sich (wie bei ›Gnade‹ und ›Gunst‹) früh eingestellt« (KLUGE/MITZKA [256] S. 319). So heißt es schon im ›Fränkischen Gebet‹ *Truhtin god, thu mir hilf indi forgip mir ... thina guodun huldi*. Wie der auch in der Handschrift folgende lateinische Text zeigt, dient *huldi* der Wiedergabe von lat. *gratia*. Diese Bedeutung ist nicht alt und nicht allgemein verbreitet; die ›Benediktinerregel‹ und die ›Murbacher Hymnen‹ z. B. verwenden *anst*, eine Abstraktbildung zum Präteri-

topräsens *unnan* ›gewähren, gestatten‹, wobei *anst* seine Lehnbedeutung durch gotischen Einfluß haben könnte (s. auch u. S. 146 ff.), vgl. got. *anst*s für griech. χάρισμα ›Gnade, Gunst‹. Im ›Tatian‹ steht einmal *huldi* für *gratia* (*Maria, thu fundi huldi mit gote* 3, 4), ansonsten immer *geba* (*heil uuis thu gebono follu* 3, 2; *gotes geba uuas in imo* 12, 1), dies wohl unter dem Einfluß des angelsächsischen *giefa*. Demgegenüber wird in der ›Benediktinerregel‹ mit *geba/keba* lat. *donum* übersetzt, in den ›Murbacher Hymnen‹ lat. *munus*, im ›Tatian‹ sowohl *donum* als auch *munus*, schließlich auch von Notker lat. *donum, munus, munusculum, remuneratio, bonum*. ›Gnade‹, das heute die Entsprechung des christlich-lateinischen *gratia* ist, bedeutet ursprünglich ›Barmherzigkeit, helfende Geneigtheit‹ (vgl. *truhtīn kināde uns = kireileison* in der ›Benediktinerregel‹) und ist somit ebenfalls ein Bedeutungslehnwort. Bei Notker konzentrieren sich die Bedeutungsnuancen von *gnāda*, indem es lat. *misericordia, miseratio, clementia, venia, gratia, spiritualia bona* entspricht. ›Huld‹ hingegen hat den geistlichen Bereich wieder verlassen (noch bei Notker korrespondiert es nur mit lat. *gratia*). Vgl. dazu auch WAHMANN [570]. OHLY-STEIMER [386].

Diese wenigen wortgeschichtlichen Hinweise sollten nicht nur den engen Zusammenhang zwischen rechtlichem und kirchlichem Wortschatz im frühmittelalterlichen Deutsch deutlich machen, sondern auch zeigen, daß sich nicht in jedem Fall nur ein Bedeutungslehnwort herausbildet und sich dann eine Lehnbedeutung durchsetzt und erhält; ganz im Gegenteil, eine Geschichte des althochdeutschen Wortschatzes ist vielmehr eine Geschichte des Wortschatzes einzelner Denkmäler, die auf diese Weise Zeugnis für das Ringen um die Versprachlichung neuer Referenzbereiche werden (weiteres dazu s. auch u. bei den einzelnen Fallstudien). Zugleich, und das hängt mit dem eben Gesagten eng zusammen, bestätigt sich hiermit die Feststellung: Lehnbedeutungen sind nicht auf einmal, aus heiterem Himmel sozusagen, aufgrund eines besonders günstigen Augenblicks eines Autors, da, sondern sie entstehen erst inmitten und aufgrund von neuen Kontexten langsam.

Dies wird noch deutlicher, wenn man die Arbeiten von BETZ und seinen Nachfolgern (s. o. S. 104) auf Lehnbedeutungen durchsieht. So finden sich in der althochdeutschen ›Benediktinerregel‹ in den von BETZ [37] untersuchten 28 Sachbereichen 29 Stämme, die man als Bedeutungslehnwörter zählen kann (Grundwort und Komposita wie *wahta* und *nahtwacha*, Affixbildungen wie *zimbron* und *kezimbron* oder *cotchund* und *cotchundlihho, cotchundii, cotchundida* oder verschiedene Ableitungen von einem Stamm wie *nahtwacha* und *nahtwacha* wurden immer nur als ein Stichwort gezählt). Von diesen 29 Stämmen haben sich zwei bis heute erhalten: *pigiht* ›*confessio*‹ und *nahisto* ›*proximus*‹. Davon ist *nahisto* zunächst einmal die wörtliche Übersetzung von *proximus* als

dem Superlativ zu *propinquus*. So begegnet es auch in Kombination mit dem Possessivum *min/thin/sin* im ›Tatian‹ und in zahlreichen anderen Texten, wobei es aber auch in nicht-christlicher Bedeutung, etwa als Entsprechung von lat. *vicinus* vorkommen kann. Von BETZ [37] S. 52 wird es nur unter die Lehnbedeutungen gerechnet, weil der »Superlativ zu *nah* ... schon da [war], ehe *proximus* übersetzt werden sollte«. Damit stehen wir aber vor großen Schwierigkeiten bei der Bestimmung von Lehnbedeutungen, weil der Unterschied zu anderen Lehnbildungen oft nur noch gefühlsmäßig zu erfassen ist. Gerade in diesem Fall hilft auch der Blick in andere Texte nicht weiter, auch nicht in solche anderer germanischer Sprachen, weil sie alle mit einer Ausnahme gleich übersetzen. Die einzige Ausnahme ist der Glossator zu Notkers Psalmenkommentar, der *proximi* (Gen. Sing.) einmal mit *mannis ebinchristanin* und einmal mit *frundis* wiedergibt. Offensichtlich übersetzt aber der Glossator hier nicht, sondern paraphrasiert bzw. erläutert.

Ebenso große, wenn auch anders gelagerte Schwierigkeiten macht *pigiht* ›*confessio*, Beichte‹, das ein *t*-Abstraktum zum Verb (*bi-*)*jehan* ›loben, bekennen, *confiteri*‹ ist. In Glossen werden einige andere Wörter als *confessio* damit wiedergegeben; das bis ins späte Mittelalter übliche *urgiht* ›Aussage des Angeklagten vor Gericht‹ legt ebenfalls nahe, für *bijht* eine ursprüngliche Bedeutung ›feierliche Aussage, Verpflichtung durch feierliche Aussage‹ anzunehmen, was auch erklären würde, daß die ›Benediktinerregel neben *confessio* auch *sponsio* mit *pigiht* übersetzt. Schließlich ist zu beachten, daß in althochdeutscher Zeit die *t*-Abstrakta kein produktiver Wortbildungstypus mehr waren (BETZ [37] S. 48). EGGERS [97] I, S. 170 möchte nun gerade bei dieser Lehnbedeutung »an irische Mitwirkung bei der christlichen Umdeutung von *bijehan* und *bijht*« denken, muß aber einräumen, daß dies nicht zu beweisen ist (s. auch unten S. 151). Wie dem auch sei, das Wort *Beichte*, zu dem sich ahd. *bijht* (mit sekundärer Ableitung *beicht-en*) entwickelt hat, könnte ein weiteres Beispiel für den engen Zusammenhang von Rechts- und Kirchensprache sein.

Diese Erörterungen zeigen deutlich die methodischen Schwierigkeiten bei der Erfassung von Lehnbedeutungen. Oft können nur andere Übersetzungsversuche etwas mehr Klarheit geben. Zudem wird klar, daß auch Bedeutungslehnwörter sehr häufig nur individuelle Versuche sind, einen christlichen Wortschatz zu schaffen. BETZ [37] S. 83, der bei einer anderen Zählung, als sie hier vorgeführt worden ist, auf einen Anteil von 60% Lehnbedeutungen im religiösen Wortschatz der ›Benediktinerregel‹ kommt, weist darauf hin, daß der »größte und wichtigste Teil des christlichen Wortschatzes ... durch Lehnbedeutungen ausgedrückt« wird. Dies ist sicherlich richtig, doch ist festzuhalten, daß der weitaus größte Teil dieser Lehnbedeutungen eben auch nur ein Anzei-

chen für ein individuelles Ringen um den neuen religiösen Wortschatz ist. Andererseits spielt die Möglichkeit, vorhandene Wörter in neue Kontexte zu stellen, wodurch sie eine neue Bedeutung oder Bedeutungsnuance erhalten können, sicherlich eine wichtige Rolle bei der Umgestaltung des althochdeutschen Wortschatzes. Dabei ist aber zu beobachten – das haben auch die meisten unserer Beispiele bestätigt –, daß eine Lehnbedeutung den ursprünglichen Inhalt nicht völlig verdrängt, sondern weit eher den begrifflichen Gehalt eines Zeichens erweitert. Es hat sich auch erwiesen, daß in zahlreichen Fällen – auch das demonstrieren einige der obigen Beispiele – die Lehnbedeutung nur kurzlebig ist, wenn nicht überhaupt nur in einem Text vorkommt, dann aber die ursprüngliche Bedeutung weiter existiert.

3.4.2.2. Angelsächsischer, irischer und gotischer Einfluß

Das Christentum ist in hohem Maße durch Missionare vermittelt bzw. verbreitet worden, die aus Ländern kamen, in denen es bereits eine funktionierende kirchliche Organisation (welcher Art auch immer) gab. Für das Althochdeutsche sind vor allem die Iren bzw. die iroschottischen Mönche zu nennen mit ihrer speziellen Form der Mönchskirche (s. auch u. 3.5.2.2.2.) und die angelsächsische Mission besonders mit Winfrid-Bonifatius, dem Neuorganisator des Kirchenwesens. Daneben wird auch eine gotisch-arianische Missionstätigkeit vermutet, durch die sich eine Reihe von gotischen Lehnwörtern erklären lassen. Bei der Frage nach der historischen Funktion und Wirkung all dieser Einflüsse soll – entgegen der historischen Abfolge und den Darstellungen in den meisten Handbüchern – der angelsächsische Einfluß vor dem gotischen und dem irischen (diese beiden sind ohnehin zusammenzusehen) behandelt werden.

3.4.2.2.1. Angelsächsisches im Althochdeutschen

Angelsächsische Mönche begannen zuerst bei den Friesen zu missionieren: Den Anfang machte Bischof Wilfrid von York, der auf einer Romfahrt im Winter 678/79 bei den Friesen Christianisierungsversuche unternahm. Mit einer planmäßigen Mission begann dann Wilfrids Schüler Willibrord im Jahre 690, zu einer Zeit also, zu der Pippin der Mittlere gerade Friesland erobert hatte. Willibrord setzte sich mit Pippin in Verbindung, um die Missionstätigkeit auch politisch abzusichern. »Er und die ihm folgenden angelsächsischen Missionare haben sich also im Unterschied zu den irischen Mönchen von vorneherein und bewußt mit der politischen Macht des Missionsgebietes verbündet. Die Folge war, daß die angelsächsische Mission mit der fränkischen Eroberung Hand in Hand gehen konnte.« (FLECKENSTEIN [119] S. 67). Diese Art, kirchliche und politische Interessen miteinander zu verbinden, liegt in den Voraussetzungen der angelsächsischen Kirche begründet: Die Angelsachsen waren von Rom aus missioniert worden und immer mit Rom in Verbin-

dung geblieben; Willibrord z. B. pilgerte nach Rom und wurde 695 vom Papst Sergius I. zum Bischof von Utrecht geweiht. Die angelsächsische Kirche war episkopal organisiert, somit auch hierin an der römischen Norm orientiert. Die Klöster wurden zum Großteil benediktinisch, nicht zuletzt deshalb, weil dieser Orden von Rom bevorzugt wurde. Dementsprechend war auch das kulturelle Leben nach Rom hin ausgerichtet bzw. vom Römischen her bestimmt.

Dieses Charakteristikum der angelsächsischen Kirche und Mission kommt ganz stark bei Winfried-Bonifatius zum Ausdruck. Nach einem gescheiterten Missionsversuch bei den Friesen, widmete er sich vor allem der Christianisierung von Mainfranken, Thüringen und Sachsen (Südwestfalen). Er war ein ausgezeichneter Organisator, was er bei der Organisation der bayerischen Kirche, bei der Gründung der Bistümer Büraburg, Würzburg, Erfurt und Eichstätt (alle mit römischer Episkopalverfassung, zugleich von ihm mit Angelsachsen besetzt) und schließlich seinem Hauptwerk, der Reform der fränkischen Kirche mit der Wiederherstellung der Metropolitanverfassung und der Einteilung der ostfränkischen Reichshälfte in die Erzdiözesen Mainz, Trier und Köln, bewies. Er gründete zahlreiche (Benediktiner-) Klöster. In seiner Lieblingsgründung Fulda wurde er nach seinem Märtyrertod bei den Friesen beigesetzt.

Nach all dem wird klar, daß die Angelsachsen auf das kulturelle Leben im karolingischen Reich einen hervorragenden Einfluß hatten. Auch Karl der Große holte sich mit Alkuin, »dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, der sich zugleich als überragender Lehrer erwies und der schon bald als Haupt der ganzen gelehrten Gesellschaft am Karlshofe erscheint« (FLECKENSTEIN [119] S. 70), einen Angelsachsen als einen seiner consiliarii. Rein äußerlich manifestiert sich das auch in der Schreibweise: »Am augenfälligsten ist das Eindringen der insularen (anglo-irischen) Schrift, welche in der zweiten Hälfte des 8. Jh.'s vielfach mit der heimischen continentalen Schreibweise in Konkurrenz trat, aber in der ersten Hälfte des 9. Jh.'s wieder verschwand«. (BRAUNE [50] S. 377). Die »insulare« Schreibprovinz« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 15, § 8a) entsteht sowohl im Westen (Echternach, eine Gründung Willibrords) als auch im Wirkungsgebiet des Bonifatius und hat ihre Wirkung auch auf alemannische und bairische Skriptorien (vgl. auch die detaillierte Beschreibung angelsächsischen Schreibeinflusses bei BRAUNE/EGGERS [52] S. 15f., § 8 Anm. 2 mit weiteren Literaturhinweisen).

Das Schreiben ist zu dieser Zeit eine primär gelehrte Beschäftigung. Ebenso ist auch der sprachliche Einfluß des Angelsächsischen hauptsächlich im gelehrten Bereich wirksam, in schriftlich-kirchlichen Funktionstexten, dies vor allem im »Tatian« und in Glossen, in Texten somit, die, wie oben (S. 67) ausgeführt, der Hinführung zum Latein dienen. Es ist

deshalb nicht verwunderlich, daß »sich nur ganz wenige Ausdrücke der ags. Missionssprache im Dt. auf Dauer durchgesetzt« haben (WEISWEILER/BETZ [585] S. 91).

Aufgrund des ›Tatian‹ lassen sich mehrere Schichten angelsächsischer Beeinflussung feststellen (hier sind wir vor allem den Arbeiten von GUTMACHER [181] und BRAUNE [50] verpflichtet). Lehnwörter kommen kaum vor; eines der wenigen Beispiele dafür ist *gotspel*, die Übersetzung von *evangelium*, die in dieser Form im Althochdeutschen sonst nur noch in den ›Monseer Fragmenten‹ vorkommt. Daß es sich hier um ein Lehnwort und nicht um eine Lehnbildung handelt, zeigt die Etymologie dieses Wortes, die eindeutig ins Angelsächsische weist. Dort ist das Wort **gōd-spel* eine Lehnübersetzung von *evangelium* (< griech. εὐαγγέλιον, vgl. auch die kirchenlateinische Nachbildung *bona annuntiatio*, die ebenfalls Vorbild für *gōd-spel* gewesen sein kann). Doch schon im Angelsächsischen wird die erste Kompositionskonstituente volksetymologisch umgedeutet, *gōd* ›gut‹ wird als *god* ›Gott‹ interpretiert, so daß in der altenglischen Literatur nur noch *godspel* (neuengl. *gospel*) begegnet. In dieser Form gelangte dann das Wort ins Altfränkische. Wäre es eine Lehnbildung, dann müßte es **guot-spel* lauten (vgl. *cuat-chundida* ›*evangelium*‹ in der ›Benediktinerregel‹); eine solche Bildung wäre möglich, da in mehreren (literarischen) Texten des Althochdeutschen und des Mittelhochdeutschen *spel* ›Erzählung‹ überliefert ist. Ansonsten hat sich – und hier unterscheidet sich das Althochdeutsche vom Altenglischen – das Lehnwort *ēvangēlio* (dazu s. auch oben 128) durchgesetzt. Die Tatsache, daß *gotspel* auch in den ›Monseer Fragmenten‹ belegt ist, beweist zudem, daß im ›Tatian‹ das Lehnwort nicht auf unmittelbarem angelsächsischen Einfluß zurückgeht, sondern etwas weiter verbreitet gewesen sein muß. Schon STEINMEYER (zit. nach GUTMACHER [181] S. 257) vermutet, »in dem idiom des übersetzers [scil. der Texte der ›Isidor‹-Gruppe] einen niederschlag der sprache zu sehen, welcher die vornehmen kreise des Frankenreichs bei beginn der Karolingerzeit sich bedienten. Diese kann sehr wohl formen bevorzugt, bedeutungsnuancen gekannt haben, welche wir jetzt nur im ags. oder alts. antreffen.« Die Verwendung eines Wortes, das möglicherweise einer gehobenen Sprachschicht angehört (vgl. auch den Zusammenhang zwischen ›Isidor‹ und der ›karolingischen Hofsprache‹), wird also auch in einem anderen, späteren gelehrten Werk, dem ›Tatian‹, wahrscheinlich durch angelsächsische Tradition gestützt. Andererseits – und dies wird sich auf weiteren Ebenen wiederholen – hat eine unter Umständen offiziell geförderte ›Kirchensprache‹ ein eingebürgertes Lehnwort nicht verdrängen können.

Daß *godspell* einmal (neben *euangelium*) auch im ›Heliand‹ belegt ist, weist auf einen anderen Zusammenhang: Der ›Tatian‹ zeichnet sich

durch eine Reihe altertümlich erscheinender Wörter aus, die nur in diesem Text oder höchstens in ganz wenig weiteren vorkommen (vgl. die vollständige Liste bei GUTMACHER [181] S. 68ff.). Eins der wichtigsten Beispiele hierfür ist die Familie *gifeho* ›*gaudium*‹, *gifehan* ›*gaudere*‹. Bereits SIEVERS [509] S. XXXI ist aufgefallen, daß diese beiden Wörter »nur dem T[atian] eigentümlich und dem Verdacht der Entlehnung aus dem Ags. ausgesetzt« seien. Die altenglischen Entsprechungen sind (*ge*)*fēa* und (*ge*)*fēon*. Daneben aber gibt es im Althochdeutschen Wörter, die aus derselben Sippe stammen *fagēn* ›*sich freuen*‹ (Otfrid), *gifago* ›*zufrieden*‹ (Tatian, Notker), *fagōn* ›*Angenohmes erweisen*‹ (Otfrid), *feginōn* ›*exultare*‹ (Murbacher Hymnen). Vermutlich ist also die ganze Sippe im Althochdeutschen zwar heimisch, aber im Veralten. Dasselbe gilt für *blīden* ›*erfreuen*‹ (Tatian, Otfrid) und *menden* ›*sich freuen, jubeln, frohlocken*‹ (häufig belegt), auch wenn *gevage* und *menden* noch im Mittelhochdeutschen vorkommen. Dagegen setzt sich die Sippe *frō* mit den Ableitungen *frewen* und *frewida* durch und verdrängt die alten Wörter. Hier handelt es sich um süddeutsche Neubildungen, die ganze Sippe fehlt noch im ›Tatian‹. Hier könnte also das Angelsächsische die Verwendung einer veraltenden Wortfamilie gestützt haben.

Diese Vermutung bestätigt sich, wenn wir weiteres Wortmaterial heranziehen: »Von ca. 2030 Worten, die im T[atian] vorkommen, sind 280 den übrigen ahd. Quellen fremd, es kehren von ihm 120 im ags. bez. im alts. mnd. mnl. wieder.« (GUTMACHER [181] S. 275f.). Dieser Befund läßt den Schluß zu, daß sich im ›Tatian‹ zahlreiche Wörter finden, die aufgrund der Zeugnisse anderer Denkmäler am Aussterben sind, die aber auf eine südgermanische (in älterer Terminologie: westgermanische) Einheit weisen, wenngleich man für das Südgermanische »natürlich keine ideale Einheit des Wortschatzes« (FRINGS [144] I, S. 17) annehmen darf. Daneben und dagegen macht sich schon früh eine süddeutsche Kirchensprache bemerkbar. Sie verdrängt zahlreiche ältere Wörter, die im ›Tatian‹ nicht nur durch die Angelsächsische gestützt werden, sondern durch einen südgermanischen Zusammenhang, der sich im Angelsächsischen, Niederfränkischen und Altsächsischen zeigt. Es fehlen im ›Tatian‹ »neuerungen, die von Süden her vordringen« (BRAUNE [50] S. 373), Wörter wie *gināda*, *trōst*, *trūren* (dafür altes *mōrnen*, vgl. ae. *murnan*, ne. *mourn*), *frewen*, *klaga* und *klagōn* (dafür altes *wuofan*, vgl. ae. *wēpan*, ne. *weep*). Der angelsächsische Einfluß ist also nicht so hoch anzusetzen, wie man es meinen möchte. Es liegt vielmehr im ›Tatian‹ »der wortgebrauch einer räumlich und zeitlich eng zusammengehörigen sozialen Schicht vor, deren tatsächliche Sprechweise dadurch wiedergespiegelt wird, ohne daß literarische Einflüsse von angelsächsischer Seite angenommen zu werden brauchen.« (BRAUNE [50] S. 377).

Andererseits kennt auch der ›Tatian‹ eine Reihe von typisch angelsächsischen Wörtern nicht: *crux* wird nur mit dem Lehnwort *crūci* wiedergegeben, nicht hingegen mit Entsprechungen von ae. *gealga* (eigentlich ›Galgen‹, von den literarischen Denkmälern nur im Lex Salica-Fragment, bei Otfrid und Notker belegt) oder von ae. *rōd* (eigentlich ›Rute‹, ahd. *ruota* kommt nur in der Bedeutung ›virga‹ vor). Altenglisch *offrian* ›opfern‹ ist von lat. *offerre* entlehnt; im Althochdeutschen ist es in der Form *offarōn* in den ›Murbacher Hymnen‹ und als Verbalabstraktum *offerunc* im ›Isidor‹ belegt. Es gehört, schon in voralthochdeutscher Zeit von dem kirchenamtlichen Verbum *offere* entlehnt, der südgermanischen Einheit an. Etwas später, aber noch vor der althochdeutschen Konsonantenverschiebung, wurde aus lat. *operari* (eigentlich ›arbeiten‹, dann in die Bedeutung von *offerre* eingetreten) die Korrespondenz von ahd. *operōn* (mit der substantivischen Reduktionsbildung *opfer*) entlehnt, das im deutschen Gebiet allein herrschend wurde (vgl. dazu auch MÜLLER [365]). Trotz des Zusammenhangs mit dem Angelsächsischen, dem Niederländischen und Niederdeutschen kennt der ›Tatian‹ 7,3 für lat. *hostia* ›Opfer(tier)‹ (neben den oben S. 119f. alten Bezeichnungen für *sacrificium*) nur das im Deutschen geltende Wort *obphar*. Zudem verwendet der ›Tatian‹ als Entsprechung von lat. *baptismus* das ahd. Substantiv *toufi* sowie das Verbum *bijehan* als Entsprechung von lat. *confiteri*. Diese beiden deutschen Stämme sind dem Angelsächsischen fremd.

Daraus läßt sich schließen, daß eine Reihe von Wörtern auch für den/die ›Tatian‹-Übersetzer bereits feste Termini waren, diese konnten angelsächsische Entsprechungen nicht verdrängen. Dort wo der ›Tatian‹ mit dem übrigen Südgermanischen übereinstimmt, schwankte der Gebrauch, gab es noch keine allgemein verbindlichen deutschen Bezeichnungen.

Eine große Zahl von Übereinstimmungen sind wohl mit EGGERS [97] I, S. 175 ff. als Ausfluß gelehrter angelsächsischer Tradition zu deuten. Hierher gehören z. B. *gibethus* ›*domus orationis*‹ (angelsächsisch *gebethūs*, ansonsten im Althochdeutschen *betahūs*, in Glossen auch *betabūr*) oder *erdcuning* ›*rex terrae*‹ (angelsächsisch *eordcuning*). Es ist sicherlich kein Zufall, daß es sich hierbei um Komposita handelt, die auch im Althochdeutschen für sich hätten entstehen können. Bezeichnenderweise gibt GUTMACHER [181] dem entsprechenden Kapitel S. 2 ff. die Überschrift »Composita aus zwei dem ahd. auch sonst geläufigen bestandteilen«. Wahrscheinlich aber begünstigten angelsächsische Traditionen, die besonders in Fulda wirksam waren, zumindest solche Bildungen, indem sie für produktive Bildungsmuster, wenn nicht in einigen Fällen auch für ein direktes Vorbild sorgten. Auf diese Weise ist das Angelsächsische für eine große Zahl von solchen Hapaxlegomena verantwortlich. Dieser Befund läßt sich auch auf einige Ableitungstypen

ausweiten, so vor allem auf Bildungen mit */-nessi/*, von denen 19 entgegen anderen Bildungen in den übrigen althochdeutschen Texten nur im ›Tatian‹ belegt sind *mihhilnessi* ← ae. *micelnes* vs. ahd. *mihhilī*, einmal *mihhalitha*; *tumbnessi* ← ae. *dumbnes* vs. ahd. *tumbheit*; *gihörnnessi* ›*auditus*‹ ← ae. *gehernis* vs. ahd. *kehōro*, *gehōrida*. Auch hier gilt, daß möglicherweise die Vorliebe des Angelsächsischen für */-nis/-* Bildungen die Produktivität dieses Derivationsmusters förderte.

Die angelsächsische Mission wirkte sich also in erster Linie im gelehrten Funktiolekt aus, so daß es auch nicht (mehr) überrascht, wenn sich in manchem gerade Glossen angelsächsischem Einfluß gegenüber aufgeschlossen zeigten (vgl. dazu die ausführlichen Untersuchungen von LEYDECKER [297] und MICHELS [340] sowie die eindrucksvolle Monographie von BAESECKE [12]).

Zu erwähnen bleibt, daß sicherlich literarische Berührungen, vor allem im Niederdeutschen, wo überkommene Dichtungstradition wie im Englischen lebendiger geblieben sind als im Hochdeutschen, ihre Wirkung gehabt haben. Sprachlich zeigen sich aber auch im ansonsten bairischen ›Wessobrunner Schöpfungshymnus‹ angelsächsische Reste, und zwar im zweimaligen *dat* statt *daz* sowie in der Präteritalform *gafregin*, geschrieben **fregin*, also mit der aus dem Angelsächsischen stammenden Runenligatur * für *ga-/gi-*, die wohl eine Reminiszenz des altenglischen Präteritums *gefregen* ist (BRAUNE/EGGERS [52] S. 282, § 343 Anm. 7).

Im ganzen gilt immer noch: »All diese berührungen mit dem angelsächsischen liegen aber auf rein literarischem und gelehrtem gebiete. Auf die lebende ahd. sprache haben sie nicht eingewirkt, und ganz besonders die zahlreichen ags. erratischen blöcke in den ahd. glossen haben ... ein lediglich papierenes leben geführt.« (BRAUNE [50] S. 380). Die sprachgeschichtliche Wirkung der angelsächsischen Mission ist demnach nur mittelbar zu sehen, und das in zweierlei Hinsicht: einerseits in der spezifischen Art des kirchlichen Lebens, das eine spezifische Art der Gelehrsamkeit nach sich zog, wodurch die karlische Bildungsreform wesentlich erleichtert, wenn nicht ermöglicht wurde (schließlich setzte diese die Kirchenordnung des Bonifatius voraus), zum andern in sprachlich engerem Sinn durch die Förderung bestimmter Wortbildungsmuster. Hierin unterscheidet sich das Angelsächsische in seiner formalen (nicht quantitativen) Wirkung in einigen Texten wohl nur unwesentlich vom Lateinischen, obschon der Einfluß des Lateinischen auf das gesamte Althochdeutsch ungleich zahlreicher gewesen ist; es sind eben die Formen, in denen fremde Sprachen bei Kontaktnahme überhaupt wirksam werden können.

In einigen wenigen Fällen hat sich allerdings die angelsächsische Missionssprache gegenüber konkurrierenden Wörtern durchgesetzt:

- (1) ›Heilant‹: In den althochdeutschen Texten gibt es drei Übersetzungsversuche für lat. *salvator*: als Lehnübertragung das substantivierte Partizip *nerrendo* ›der Rettende‹; später ebenfalls die Partizipialform *haltanto*, bei Notker auch das nomen agentis *haltare*, doch schon im ›Abrogans‹ als Interpretament für *salvator* das Partizip *kihaltandeo*, eine Bildung, die vornehmlich im 'Alemannischen verbreitet ist und ›der Erhaltende‹ bedeutet (schon der ›Benediktinerregel‹ begegnet *haltan* als Übersetzung von *salvare*, aber auch von *conservare*). Durchgesetzt hat sich *heilant*, ebenfalls eine Partizipialbildung, die wohl auf das altenglische Vorbild *hāelend* zurückgeht; diese Vermutung wird durch die Tatsache bestätigt, daß ›Heiland‹ wohl eine Fehlübersetzung (*sanator* statt *salvator*) und es unwahrscheinlich ist, daß unabhängig von einander zweimal die gleiche Fehlinterpretation erfolgte. Diese spezielle Verwendung von *heilen* dürfte wohl auch das Otrfridsche nomen agentis *heilāri* II, 14, 121 beeinflußt haben. EGGERS [97] I, S. 168 vermutet, daß die »etymologische Beziehung zu *heilig*, ahd. *heilag*, anfr. *heilig*, as *hēlag*« dem Wort zum Durchbruch bzw. zum Überleben verholfen habe.
- (2) ›Heiliger Geist‹: Für jede Komponente dieses Syntagmas bzw. Wortgruppenlexems zur Bezeichnung der dritten göttlichen Person finden sich im Althochdeutschen zwei konkurrierende Bezeichnungen: zunächst *wih* und *heilag*. *wih* ist ein Wort der süddeutschen Kirchensprache, es ist als Entsprechung von griech. *ἱερός* und *ἅγιος* auch in Wulfilas Bibelübersetzung in christlicher Verwendung belegt (got. *weihs*). Got. *heilags* ist nicht bei Wulfila, sondern nur in der umstrittenen Runenschrift des Rings von Pietroassa belegt. Die ältesten St. Galler und bairischen Quellen kennen nur *wih* für lat. *sanctus*. Daneben kommt aber auch in altoberdeutschen Quellen *heilag* vor, so in einer Reihe von Glossen (s. die Belege bei BRAUNE [50] S. 400f.), aber auch im ›Wessobrunner Schöpfungshymnus‹ (*cot heilac* 9), im ›Muspilli‹ (*der heligo Christ* 101). Bei beiden Denkmälern denkt BRAUNE [50] S. 401 an eine mögliche »einwirkung des fuldaischen kirchlichen sprachgebrauchs«; doch läßt sich leicht eine selbständige Entwicklung einer christlichen Lehnbedeutung auch im Oberdeutschen denken – dafür könnten auch die Glossenbelege sprechen –, wenn man sich vor Augen hält, daß in manchen Texten beide Lexeme nebeneinander stehen: Die ›Benediktinerregel‹ verwendet *wih* für *sacer* und *sanctus*, das Verbum *wihen* für *benedicere* und *sacrare*, die Abstraktbildung *wihī* für *benedictio* und *wihida* für *reliquiae*; *heilīg* hingegen steht an einer einzigen Stelle für lat. *sanus*. In den ›Murbacher Hymnen‹ wird *wih* für *sanctus*, *sacer* und *hagius* verwendet, dazu das Verbum *wihen* für *benedicere*; daneben aber konnten *heilag* als Übersetzung von lat. *sanctus* und *heilagōn* für

sancire oder *sacrare* vor. Es zeigt sich also sehr früh schon ein Nebeneinander von beiden Lexemen, wobei allerdings *wih* eindeutig überwiegt. Der angelsächsische Sprachgebrauch kannte nur *hālig*, eine Entsprechung von *wih* gab es dort nicht. Die Mission nun unterstützte *heilag* gegen *wih*. Der althochdeutsche ›Isidor‹ hat nur *heileg* (nicht ganz hingegen die ›Monseer Fragmente‹, doch dies entspricht dem wortgeographischen Befund), ebenso der ›Tatian‹. In beiden Texten haben sich die aus den Adjektiven abgeleiteten Verben ihre Funktionen geteilt: *heilagōn* steht für *sanctificare*, *wihen* für *benedicere*.

wih hat sich nur in lexikalisierten Komposita erhalten: *Weihnachten* < *zen wihen nahten*, in dialektalen Wörtern des Südbairischen wie *weihepfintzag* ›Gründonnerstag‹ (SCHATZ/FINSTERWALDER [451] S. 695), in der Lehn schöpfung *Weihrauch* für lat. *thus* oder in Ortsnamen wie *Weihenstephan*.

Der Sieg von *heilag* über *wih* wurde sicher auch dadurch ermöglicht, daß der angelsächsische Sprachgebrauch für die dritte göttliche Person *spiritus sanctus* die Fügung *heilag geist* zur Verfügung stellte oder unterstützte, die auch dem Oberdeutschen akzeptabler erschien. Während im Germanischen für *sanctus* zwei semantisch naheliegende Adjektive vorhanden waren, machte das Denotat von griech. $\piνεϋμα$, lat. *spiritus*, Schwierigkeiten. Im Süddeutschen behalf man sich mit der Lehnübersetzung *atum* ›Hauch, Atem‹, entsprechend dem Zusammenhang von lat. *spiritus* mit dem Verb *spiro* (dies auch schon im Griechischen: neben $\piνεϋμα$ steht das Verbum $\piνεω$). So findet sich im bairischen ›Bruchstück einer Beichte‹ *uuiho atum* (STEINMEYER, Denkmäler Nr. XLVII), ebenso in der bairischen ›Exhortatio ad plebem christianam‹.

In der ›Benediktinterregel‹ steht mit einer Ausnahme immer *atum* für *spiritus*; einmal *keist*. Hier scheint sich eine Funktionsteilung von *atum* und *geist* anzudeuten: In dem Satz *huuaz keist qhuede samunungen* 193, 4f. (*quid spiritus dicat ecclesiis*) steht *keist* für die dritte göttliche Person, deren Epitheton hier nicht genannt ist. *keist* könnte als offizieller Kirchenterminus verwendet werden. Wenn das ganze Syntagma aufgeführt wird, steht das gewohnte *uuiho atum* 218,7. Für ›Geist‹ in allgemeinerem Sinne steht *atum* (*atum ze uunske chindo = spiritum adoptionis filiorum* 198,6f.; *chorot atume = probate spiritus* 263, 26). Die Murbacher Hymnen könnten diese These bestätigen, wenn man die Gruppe *uuiho keist* als Fortsetzung dieser Tendenz ansieht, woneben aber auch *uuiho atum* steht. Es zeigt sich somit im Altalemannischen ein Befund, der deutlich macht, daß zumindest in diesem Bereich kaum von einem festen Wortgebrauch zu sprechen ist. Doch auch im ›Weißenburger Katechismus‹ zeigt

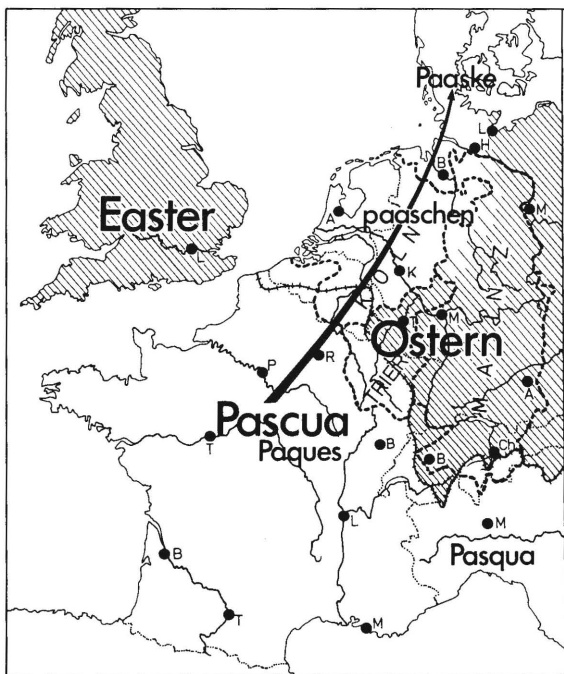
sich die Kraft des süddeutschen (bairischen) Wortgebrauchs, in dem neben dreizehnmal *heilag geist* zweimal *uuiho atum* steht. Ansonsten bevorzugt das Fränkische ganz eindeutig das Lexem *geist*, das wahrscheinlich ebenfalls vom Angelsächsischen *gāst* gestützt und durchgesetzt wird. *geist* dürfte sich nicht zuletzt deshalb behauptet haben, weil es dieses Wort im Deutschen kaum noch gegeben hat, während die ursprüngliche Bedeutung von *atum* ja weiterhin benötigt wurde, was bereits ein ›Isidor‹-Zitat eindrucksvoll belegt: *Druhtines gheist chideda mih endi adum dhes almahtigin chiquihhida mich (Spiritus domini fecit me et spiraculum omnipotentis uuiificauit me 12, 15f.)*, wobei der lateinische Ausgangstext eine lexematische Differenzierung vorschreibt. Hiermit ist bereits im frühen Fränkischen der moderne Stand erreicht. Wesentlich am Sieg der beiden angelsächsischen Lexeme bzw. der vom Angelsächsischen gestützten Lexeme beteiligt dürfte die griffige »propagandaformel *ther heilego geist*« (BRAUNE [50] S. 402), die Mißverständnisse ausschloß (Homonymenflucht!), gewesen sein.

Weitere Literatur: LUTZE [311]. BETZ [36]. BECKER [22].

- (3) ›Ostern‹: Ein besonders interessanter ›Fall‹ ist *Ostern*, eine Festbezeichnung, deren Etymologie nicht eindeutig ist. Beda Venerabilis führt dieses Fest (angelsächsisch *ēastre*) auf eine germanische Frühlingsgöttin namens *Eostrae* zurück. BRAUNE [50] S. 410ff. greift diesen Hinweis auf und meint, allen früheren Einwänden zum Trotz, daß das christliche Osterfest auf ein germanisches/angelsächsisches Frühlingsfest zurückgehe. Er will daher die Bezeichnung *Ostern* auf die altenglische Kirchensprache zurückführen, nicht zuletzt deshalb, weil das Niederländische und das Niederdeutsche das Lehnwort *paschen* (< lat. *pascua*) haben, sich das Hochdeutsche somit gegen die sonst von Angelsächsischen gestützte Einheit des Südgermanischen verhalte. Die Schwierigkeit, daß diese Frühlingsgöttin und ihr Fest nur bei Beda überliefert sind, hat vor allem J. KNOBLOCH [257] veranlaßt, die Existenz der Frühlingsgöttin zu bezweifeln. Er knüpft an die Osteroktav an, die *albae paschales*, deren Name auf der weißen Kleidung der am Karsamstag neu Getauften beruht. Die Kurzform *albae* wurde in semantische Beziehung zum Osterfest gebracht, zudem *albus* ›weiß‹ mit *alba* ›Morgendämmerung‹ kontaminiert, so daß ahd. *ōstarūn*/ae. *ēastre*, das mit lat. *aurora*, altind. *usrá* ›Morgenröte‹ verwandt ist, als Bezeichnung für das christliche Fest mit seinem Höhepunkt am frühen Morgen fungieren konnte. Es handelt sich also um eine gallofränkische Prägung, die zunächst in den althochdeutschen wie den angelsächsischen Wortschatz übernommen

wurde, dann aber in althochdeutscher Zeit durch die angelsächsische Kirchensprache gestützt worden sein könnte. Dieses Beispiel ist im Zusammenhang der angelsächsischen Kirchensprache deshalb wichtig, weil hier nicht Beeinflussung in einer Richtung, auch keine südgermanische Einheit von Anfang an vorliegt, sondern ein gemeinsamer Ausgangspunkt zweier Sprachen bzw. Sprachgruppen.

Für FRINGS [143] ist das wortgeographische Bild (vgl. Karte) eine gute Gelegenheit, auf die Bedeutung territorialer Gegebenheiten für die Sprachgeschichte zu verweisen: *paschen* wird im Gebiet der Kölner Kirchprovinz verwendet, es ist gleichsam ein offizielles Wort. »Das hat seinen Grund darin, daß die Kölner Kirchenprovinz mit Gallien das Jahr zu *pascua* ... anfang, während das Osterfest in Trier und Mainz nur religiöses Fest, aber kein einschneidender Termin war.« (ebd. S. 22) Und vor allem im Bereich des Erzbistums Mainz, des Bischofssitzes von Bonifatius, war ›Ostern‹, möglicherweise gestützt vom Altenglischen, in Geltung.



Vgl. auch FRINGS/NIESSEN [146]. FRINGS/MÜLLER [144] II, S. 361 ff.

Schon mehrfach sind wir auf eine ›süddeutsche Kirchensprache‹ gestoßen. Die bisherige Forschung hat dabei hauptsächlich zwei Charakteristika dieses oberdeutschen kirchlichen Wortschatzes herausgehoben: einmal eine größere Anzahl gotischer Lehnwörter, zum andern eine Reihe von »süddeutschen Neuerungen«, die »eine geschlossene Gruppe für Gefühls- und Geistesleben« bilden (FRINGS [144] I, S. 22). Dieser Gegensatz zwischen nördlichem und südlichem Wortschatz ist gerade bei der Behandlung der sog. angelsächsischen Missionsprache begegnet und hat eben sehr wesentlich den Eindruck von altenglischem Einfluß mitbestimmt. Stellvertretend für die Wörter, die diesen wortgeographischen Gegensatz ausmachen, seien hier zwei Beispiele vorgeführt:

- (1) ›barmherzig‹: In den etymologischen Handbüchern wird *barmherzig* gemeinhin auf ein gotisches Vorbild zurückgeführt: ahd. *armherz* ›barmherzig‹ »stammt aus got. *armahairts*, einer Lehnübersetzung der got. Kirchensprache von lat. *misericors* ›mitleidig‹ « (DUDEN-ETYMLOGIE [92] S. 50). Die heute geltende Form ist erst im Mittelhochdeutschen belegt, zunächst *barmherze*, dann mit verdeutlichendem Adjektivsuffix *barmherzec* und ist »durch Anlehnung an das Verb *irbarmēn* entstanden, dessen *-barmēn* auf *bi-armēn* zurückgeht« (PAUL/BETZ [393] S. 71).

Zu diesem etymologischen Befund gesellt sich eine wortgeographische Differenz, die sich auch in den Texten wiederfindet: Die südlichen Texte verwenden häufig dieses Wort, die Benediktinerregel z. B. hat *armiherzida* für lat. *misericordia*, doch auch fränkische Denkmäler kennen es (›Isidor‹, Otfried). Demgegenüber übersetzt der ›Tatian‹ *misericors* mit *miltherzi* und *misericordia* mit *miltida*, während ihm weder *armherz* noch Ableitungen davon bekannt sind. Somit befindet sich der ›Tatian‹ »ganz im Einklang mit dem angelsächsischen Sprachgebrauch« (EGGERS [97] I, S. 166), wo ebenfalls Elemente der Wortfamilie von *milde* (vgl. auch das Adjektiv *mildheort*, das den semantischen Bereich von *misericors* übernommen hat). Dieses Bild wird nur dadurch gestört, daß in König Alfreds Übersetzung von Gregors ›Cura pastoralis‹ ebenfalls *earnheort* in der Bedeutung ›*misericors*‹ vorkommt, während es in anderen Texten ›demütig‹ bedeutet. Die besondere Verwendungsweise bei König Alfred könnte sich daraus erklären, daß gerade dieser eine Text in enger Anlehnung ans Lateinische übersetzt worden ist.

- (2) ›Demut‹: Hier stellt sich der wortgeographische Gegensatz noch deutlicher dar: Die oberdeutschen Texte gebrauchen durchweg *deomuati*. Dieses Adjektiv (das daraus abgeleitete Substantiv lautet

deomuati) geht auf eine Zusammensetzung von **dio* ›Knecht‹ mit einer Ableitung von *muot* zurück (vgl. got. *þius* ›Diener‹, das Adjektiv *deoli* und das Substantiv *deoheit* ›*humilitas*‹ in der ahd. ›Benediktinerregel‹, das Adjektiv *deo* ›*servilis*‹ bei Notker). Die fränkischen Texte haben (mit einer Ausnahme: einmal kommt bei Otfrid *thiomuati* vor) durchweg *ōdmuotig* bzw. *ōdmuati*, dessen erste Komponente ›leicht‹ bedeutet und mit ahd. *ōdi* (im ›Tatian‹ Entsprechung von lat. *facilis* und *possibilis*, bei Notker schon in der Bedeutung ›leer, öde‹) verwandt ist; dem entspricht altenglisch *ēadmōd*. Dieser Gegensatz hat sich bis ins späte Mittelalter erhalten; während in althochdeutscher Zeit ›das gefestigte oberdeutsche Christentum der Zeit um und nach 700 ... sich gegen den Einbruch der angelsächsischen Missionssprache‹ wehrt (FRINGS [144] I, S. 24), setzt sich umgekehrt die süddeutsche Form langsam gegen Norden durch und drängt *ōdmuati* auf das Niederdeutsche und Niederländische zurück. Der eine Beleg von *thiomuati* bei Otfrid ist für FRINGS [144] ebd. bereits ein ›Vorposten‹, während das Nebeneinander von beiden im ›Abrogans‹ für ihn ›offenbar ... mit der kirchlichen Ordnung Baierns durch Bonifatius 739‹ zusammenhängt. Doch hier ist zu beachten, daß nur die Hs. Pa *aotmot* hat, von dem die erste Konstituente *abrogans*, die zweite *humiles* interlinear glossiert. In der Hs. K, in der die deutschen Interpretamente den lateinischen Lemmata folgen, steht *dheomodi* hinter *abrogans* und *samftmodi* hinter *humilis*. Ganz gleich, wo Pa entstanden ist (Murbach oder Regensburg), *aotmot* könnte das ältere Wort sein, das möglicherweise im ganzen Sprachraum gegolten hat. ›Demut‹ scheint dann eine süddeutsche Neubildung zu sein, die aber nicht auf ein direktes fremdsprachliches Vorbild zurückzuführen ist.

Die süddeutsche Kirchensprache tritt uns somit durch die schon genannten zwei Charakteristika deutlich vor Augen. Auf den gotischen Einfluß haben zunächst RAUMER [413] und dann entscheidend KLUGE [253] und [255] S. 180 ff. hingewiesen und die Forschungsmeinung bestimmt. Die nachfolgende Forschung (bes. BRAUNE [50]. AUFDERHAAR [7]. STREITBERG [548] S. 91 ff. FRINGS [144] I. KRANZMAYER [268]) hat KLUGES Thesen in einigen Punkten vertieft oder korrigiert (vgl. auch übersichtliche Darstellung und Diskussion von Einzelbeispielen von WEISWEILER/BETZ [585]). Als ›gesicherte‹ (REIFFENSTEIN [414] S. 59 Anm. 87) Minimalliste von Entlehnungen können gelten: Lehnwörter, die über Vermittlung des Gotischen aus dem Griechischen stammen:

phaffo: über das got. *papa* aus griech. *παπᾶς*

tiufal: aus griech. *διάβολος* über got. *diabaulus/diabulus*

Dazu Wochentagsnamen des Bairischen: *Ergetag* ›Dienstag‹ < Ἄρεως ἡμέρα ›Tag des Ares‹; *Pfinztag* ›Donnerstag‹ < πέμπτη ἡμέρα ›fünfter Tag‹; *Pferintag* ›Freitag‹ < παρασκευή ›Vorbereitungstag auf

den Sabbat; *Samstag* (süddeutsch im Unterschied zu *Sonnabend* ← angelsächsisch *sunnanāefen* ›Vorabend vor dem Sonntag‹) < *σάββατον* < *σάββατον* ›Sabbat‹. Schließlich einige Wörter germanischen Ursprungs, die das Süddeutsche, vor allem das Bairische, aus dem Gotischen entlehnt haben könnte: *touffen* < got. *daupjan*; *tult* ›Fest‹ < got. *dulps*; *wih*, *armherz* s. o.

Diese und möglicherweise noch weitere Lehnwörter können im Zuge einer gotisch-arianischen Mission ins Oberdeutsche gekommen sein. Doch schweigen sich die historischen Quellen über eine solche Mission aus (s. die umsichtige Erörterung der Quellenlage durch REIFFENSTEIN [414] S. 9 und s. 53f. Anm. 29), weswegen die germanistischen Thesen über bloße Vermutungen nicht hinauskommen: RAUMER [413] nahm eine Missionsbewegung über die Alpen aus Theoderichs Herrschaftsgebiet an, KLUGE [253] sprach sich für Wulfilas Goten oder deren Nachfahren in Mösien aus, die »donauaufwärts zu den bayr. stämmen« (S. 142) gezogen seien. »Gleichgültig und am Ende unlösbar ist die Frage, ob der gotische Einschlag von den Donausermanen im allgemeinen oder aus dem Reiche des Theoderich im besonderen herzuleiten ist.« (FRINGS [144] I, S. 35). Diese Quellenlage hat umgekehrt Kirchenhistoriker wie K. D. SCHMIDT zur Annahme verführt, »zu unbezweifelbarer Gewißheit erhoben [werde] diese Gotenmission im heutigen Deutschland durch den Befund unserer Sprache« (zit. nach REIFFENSTEIN [414] S. 16).

Diese Situation der Beweisführung war für J. KNOBLOCH (vor allem [258] und [261]) Anlaß, der Frage von neuem nachzugehen. Er wendet sich gegen eine gotisch-arianische Mission, weil eben die Quellen eine solche nicht annehmen ließen. Ein Teil der Lehnwörter ist für ihn nicht gotisch-griechischen Ursprungs, so z. B. *Pferintag* oder *tiufal*, die restlichen Wochentage könnten von Kaufleuten vermittelt worden sein; und wenn man noch die Herkunft einiger Wörter nur mit gotischem Ursprung erklären könne, so sei weit eher an das spanische Westgotenreich zu denken, dessen nördliches Gebiet 507 unter Chlodwigs Herrschaft gekommen ist. »Gotische Missionare aus Spanien haben, nachdem sich ihr Land dem römischen Christentum angeschlossen hatte, an der Ausprägung einer differenzierten Kirchensprache einen bedeutenden ... Anteil gehabt.« (KNOBLOCH [261] S. 50). Dadurch könnte wiederum eine größere Zahl althochdeutscher Wörter durch die Einwirkung des Gotischen erklärt werden. Bei altenglisch *earnheart* müßte man nicht mehr »Einwirkung des althochdeutschen Sprachgebrauchs« annehmen (zuletzt FRINGS [144] I, S. 28), sondern könnte – vergleichbar mit ›Ostern‹ – an gemeinsamen Ursprung denken. Auf diese Weise wird leichter erklärbar, warum sich auch der ›Tatian‹ bei ›taufen‹ angelsächsischen Einfluß entzogen hat. Die Goten waren demnach »mit ihrer in

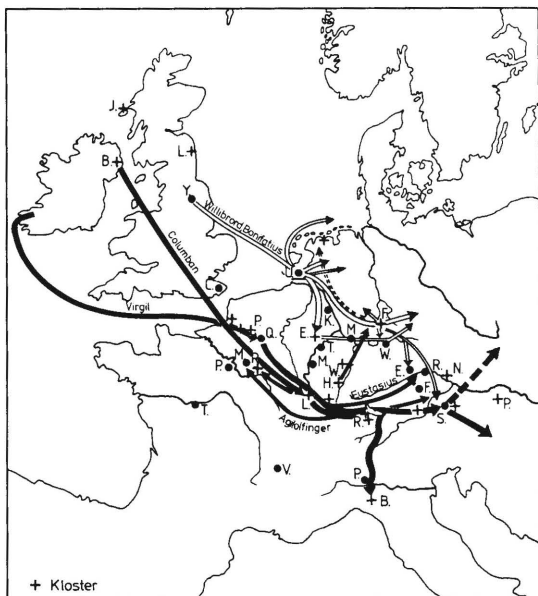
einem germanischen Idiom ausgebildeten Kirchensprache infolge ihrer sprachlichen Tradition als ältestes germanisches Volk, das das Christentum angenommen hatte, gerade in einer Zeit in der Lage, das westgermanische Christentum sprachlich aufzubauen, als die erste Bekehrungsarbeit – ohne sie – schon geleistet war« (KNOBLOCH [261] S. 51).

E. STUTZ [549] hingegen möchte in ihrem jüngsten Forschungsbericht »die Donauweg-These grundsätzlich rechtfertigen« (S. 221). Auch wenn sie zugeben muß, daß es »noch keine eindeutigen Beweisstücke für die eine oder andere Auffassung gebe«, meint sie, daß »es noch zu früh [sei], um die These endgültig aufzugeben« (S. 22).

Weitere Literatur: EGGERS [95]. KNOBLOCH [259], [260]. STUTZ [549] (dort ausführliche Angaben weiterer Literatur).

Damit ist keineswegs die (relative) Eigenständigkeit einer oberdeutschen Kirchensprache geleugnet, sondern nur der Versuch gemacht, sie historisch auf eine andere Basis zu stellen.

Weit besser als eine gotische Mission ist die irische Mission auf dem Kontinent bezeugt: Der wichtigste Name hier ist Columban, der 590 mit zwölf Begleitern in der Bretagne an Land ging und von dort durch das Frankenreich nach Süden zog. Er kam auch an den Bodensee und ging



Irische und Angelsächsische Mission

von dort nach Bobbio, wo er 615 starb. Sein Schüler Gallus blieb am Bodensee zurück und legte 612 den Grund für das später nach ihm benannte und für das althochdeutsche Schrifttum so wichtige Kloster. Die irische Kirche war eine Mönchskirche, und überall dort, wo in der Frühzeit Kloster und Bischofssitz kaum auseinanderzuhalten sind, kann man eine irische Gründung vermuten (vgl. Kilian in Würzburg, Emmeram in Regensburg, Virgil in Salzburg – aber auch der ›Gründer‹ Salzburg's Hruodpreht/Rupert, gehörte als Germane der iroschottischen Richtung an –, Fridolin in Säckingen, Trudpert im Breisgau). Es war ein besonderes Ideal des irischen (bzw. iroschottischen) Christentums, im Sinn einer peregrinatio auf Wanderschaft zu gehen und neue Zellen zu gründen. Aufgabe der angelsächsischen Mission war es dann, das Vorhandene im römischen Sinn zu reorganisieren. Die irische Mission wirkte vorzugsweise im Süddeutschen, die angelsächsische weiter nördlich, wie die Karte S. 149 zeigt (nach REIFFENSTEIN [415] S. 49).

Es liegt daher nahe, diesen Gegensatz auch auf den wortgeographischen zu übertragen: »angelsächsische Kirchensprache im Norden, mit Fränkischem verfließend, gegen ein kirchliches Süddeutsch, das ältere Schichtungen und lebensvolle Neuprägungen, wohl nicht ohne irischen Anteil, verschmilzt« (FRINGS [143] S. 61). Irische Lehnwörter sind allerdings nicht erhalten, man muß – wenn überhaupt – irischen Einfluß auf die Sprache im Semantischen suchen. Als erster hat P. WAHMANN [570] erwogen, für ›Gnade‹, ahd. *ginada* als »eine selbständige süddeutsche Prägung« mit der ursprünglichen Bedeutung ›Hilfe im weitesten Sinn‹ (s. o. 134) anzusehen, deren frühe christliche Umdeutung »wohl in dem vorangelsächsischen irischen Missions- und Klosterkreis der Zeit um 700« ihren Ursprung hat (S. 132). WEISGERBER [581] und im Anschluß daran H. EGGERS [97] I, S. 154 ff. meinen, daß die süddeutschen Neubildungen wie ›sich freuen‹, ›klagen‹, ›trauern‹, ›zweifeln‹, ›Trost‹ auf irischen Einfluß zurückgingen, weil die vorgefundenen Wörter *gifehan* ›sich freuen‹, *wuofan* ›klagen‹, *mornen* ›trauern‹, *zwehon* ›zweifeln‹, *flubarā* ›Trost‹ (alle, wie ausgeführt, im ›Tatian‹ noch überliefert) als heidnisch belastet empfunden worden seien, so daß »christlich spezialisierte Ausdrücke« (EGGERS [97] I, S. 157) neu geschaffen wurden. »Neue Ideale und Sehweisen scheinen aufzuleuchten« (BRINKMANN [56] S. 327), deren Träger die irischen Missionare und deren Schüler gewesen sein sollen.

EGGERS [97] I, S. 161 weist auf ein weiteres Indiz: Die Bildung *unfrō* ›tristis‹ mit ihren Ableitungen *unfrewi* bzw. *unfrewida* ›Traurigkeit‹ und *(ke)unfrewen* ›betrüben‹ folgt nicht einem lateinischen Bildungsmuster, aber auch nicht einem deutschen; es ist nicht die »Technik althochdeutscher Übersetzer, ein lateinisches Wort durch die Negation des Gegenteils (Trauer = Nichtfreude) wiederzugeben« (EGGERS ebd.). Gerade in

diesem speziellen Fall gibt es »genaue irische Wortentsprechungen: Im Altirischen wird *tristis* durch *anfáilid* ›unfroh‹, *tristitia* durch *an-fáilte* ›Unfreude‹ wiedergegeben.« (EGGERS [97] I, S. 162).

Im ganzen stellt sich heraus, daß ein sprachlicher Einfluß der irischen Mission, wenn überhaupt vorhanden, nur sehr schwer nachweisbar ist; alle Thesen bleiben reine Vermutungen. BRAUNE [50] hat seinerzeit ausgeschlossen, daß die irische Tätigkeit auf dem Festland im Althochdeutschen Spuren hinterlassen habe. BRINKMANN'S [54] S. 125 Beurteilung des Problems scheint heute noch Gültigkeit zu haben: »Bemerkenswert ist an den siegreichen Neuprägungen des Südens, daß es sich um geläufigste, scheinbar selbstverständliche Worte handelt. Sie dokumentieren die sprachliche Selbständigkeit und Überlegenheit des Südens. Wo denn eigentlich, wann und unter welchen Voraussetzungen die Neubildungen des Südens erfolgten, läßt sich offenbar noch nicht sagen.«

3.4.3. Sprach-Bewegungen im Wortschatz

Die ausführliche Darstellung zahlreicher Einzelfälle hat ein verwirrendes Bild ergeben: Wir können zwar ziemlich gut, soweit dies die spezifische Quellenlage des Althochdeutschen zuläßt, zwei Bereiche feststellen: einen nördlichen bzw. nordwestlichen und einen südlichen. Der nördliche ist gekennzeichnet durch einen Zusammenhang mit anderen germanischen Idiomen (südgermanische Einheit), zugleich aber auch durch eine stärkere Konservativität. Sie tritt besonders im Altenglischen zutage, das weit stärker als das Altoberdeutsche auf vorhandene lexikalische Mittel zurückgreift. Demgegenüber ist der südliche Bereich durch eine größere Neuerungsfreudigkeit gekennzeichnet, die die Mittel der lexikalischen Transferenz stärker nützt und dafür ererbte Wörter zurückdrängt. Dies trifft natürlich nur für einen kleinen Teil des gesamten Wortschatzes zu. Zugleich fällt, bis auf wenige Ausnahmen, das Übergewicht des südlichen Wortschatzes auf. Das könnte damit zusammenhängen, daß eben die Latinität ihre besondere kulturelle und politische Funktion hat, wie auch die Übernahme der Konsonantenverschiebung ins Fränkische eine politische Funktion hatte. Die Latinität bedeutet ja einen Neuanfang auf einer völlig neuen Basis, was auch sprachlich – in der Wahl der literarischen Form (s. o. 68f.) und in zentralen Wortschatzbereichen – zum Ausdruck kam. Daraus erklärt sich wohl, daß der Süden in einigen wesentlichen Punkten die Führung übernimmt: im christlich-wissenschaftlichen Bereich, in der Bewältigung der Latinität zeigt sich die Tendenz, altgermanische religiöse oder poetische Ausdrücke zugunsten eines neuen Lehnwortschatzes oder zugunsten weniger stark ›vorbelasteter‹ Erbwörter zu verdrängen. Dadurch wird ein überdialektaler Ausgleich leichter möglich.

Die eine große Ausnahme widerlegt das nicht. Im juristischen Bereich, in dem sich fränkische Termini durchsetzen, zeigt sich einerseits das politische Übergewicht der Franken. Das ist aber zumindest zu dieser Zeit nicht mit kulturellem Übergewicht gleichzusetzen. Zum anderen geht es hier nicht um die Beschäftigung mit der Latinität.

Zudem ist immer im Auge zu behalten, daß »die ahd. Literatur ein Konglomerat von fast zufälligen Einzelleistungen darstellt« (BURGER [63] S. 7). Trotz bestimmter gattungsmäßiger und textfunktionaler Zusammenhänge ist jeder Text in hohem Maße auch ein Zeugnis für ein (mehr oder weniger) individuelles Streben nach Erfüllung der gestellten Aufgabe. Wenn auch insbesondere Schreibort-, d. h. klostergebundene Traditionen wirksam sind, so hängt dies – die Beispiele Fulda und Reichenau belegen es deutlich – immer wieder mit einzelnen formenden Persönlichkeiten zusammen. Deshalb sind wortgeographische Bewegungen, die es ohne Zweifel gegeben hat, so schwer faßbar, deshalb (und zusammen mit der jeweiligen Textfunktion) verhält sich Otfrid z. B. sprachlich, lexematisch anders als der ›Tatian‹, obwohl Otfrid »fuldaischen Sprachgebrauch« gekannt haben muß. Deshalb auch unterscheiden sich die einzelnen Texte so stark untereinander, weil eben im jeweiligen individuellen Kontext lexikalische Möglichkeiten erprobt werden mußten (man denke bloß an die Entwicklung einer philosophischen Terminologie).

Zudem ist zu beachten, daß sich Bedeutungen zwar in (Kon-)Texten aktualisieren, in lexematischen Strukturen, in Wortfeldern aber konstituieren. In den althochdeutschen Texten, vor allem in den geistlichen, manifestiert sich eine Spannung zwischen dem in der Sprache vorhandenen Teilsystem eines Wortschatzbereiches und den Notwendigkeiten eines Textes, mit anderen Worten: die »auffälligen Einzelleistungen« sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß sich lexikalische Felder in jedem einzelnen Fall neu und aufs neue ordnen müssen. Dies sei an zwei ›Fallstudien‹ dargelegt:

(1) ›Herr‹:

Im Althochdeutschen begegnen drei Wörter als Äquivalent für lat. *dominus*: *frō*, wohl die älteste Bezeichnung dafür, auch im Gotischen (*frauja*), Altenglischen (*frēa*) und Altsächsischen (*frō*) belegt, existiert heute noch in *Fronleichnam*, *frönen*, *Frondienst* und der Femininbildung *Frau*; das jüngere *truhtīn* (altsächsisch *drohtin*, altenglisch *dryhten*), das im Gotischen nicht mehr belegt ist; schließlich *hēriro/hēroro/hērro* (altsächsisch *hērro*, ins Altenglische als *hearra* entlehnt, doch dort nur vereinzelt verwendet). Die etymologische Bedeutung (*frō* ›Herr, Gebieter über Freie und Unfreie‹, *truhtīn* ›Herr einer *truht*, einer Gefolgschaft von freien Kriegern‹, *hērro* ist eine Lehnübersetzung von lat. *senior*, vgl.

italienisch *signore*, französisch *seigneur*) der drei Lexeme spielt bei ihrer Verwendung in den althochdeutschen Texten kaum eine Rolle.

Interessant ist die Verwendung in den einzelnen Texten bzw. Textgruppen. Zunächst zu den weltlichen Denkmälern: Attila ist im ›Hildebrandslied‹ einmal *Huneo truhtin* (V. 35), Hildebrand sagt zu Hadubrand: *dat du habes heme herron goten* (V. 47). Hier einen Unterschied in der Bedeutung festzustellen ist schwierig, festzuhalten ist, daß beide Bezeichnungen auf weltliche Herren angewendet werden. Im ›Ludwigslied‹ hingegen werden beide Wörter für Gott verwendet: *Holōda inan truhtin* (V. 4); *Hērro, sō duon ih* (V. 25). Das Volk spricht Ludwig mit *frō mīn* (V. 30; man beachte das singularische Possessivum) an. Die ›Pariser Gespräche‹ setzen häufig *herro* als Entsprechung von *senior*, wenn der Vorgesetzte eines Untergebenen gemeint ist (*Guer is tin erro* = *ubi est senior tuus* Nr. 31), *frō* hingegen ist Anrede an einen fremden Herrn, auch hier, soweit die verderbten Belege überhaupt einen Schluß zulassen, mit dem Possessivum *mīn* in fester Verbindung: *Abeet hu got fraume* (i. e. *Habeet uh got, fro min*) = *deus uos saltom* (i. e. *Deus uos salutet, domine* Nr. 85). Trotz der wenigen Belege kristallisiert sich ein Befund heraus: *frō* ist in Kombination mit *mīn* zum Anredesignal geworden. Auch *mīn* hat seine Bedeutung aufgegeben, sonst könnte die Redeeinleitung zu der entsprechenden Stelle im ›Ludwigslied‹ nicht lauten *quādhun al*, Plural also. Für *truhtin* und *hērro* läßt sich kein Verwendungsunterschied ausmachen, doch kann dies auch an der geringen Belegzahl liegen. Auffällig ist, daß die ›Gespräche‹, die wohl der sprachlichen Basis auch stilistisch näher sind als die poetischen Texte, *truhtin* nicht aufgenommen haben.

Ganz anders hingegen das Bild in den ›geistlichen‹ Texten, hier wird *truhtin* nur mit wenigen Ausnahmen auf Gott angewendet, während *hērro* menschlichen Vorgesetzten vorbehalten ist (vgl. die genaue Darstellung mit zahlreichen Belegen bei EHRISMANN [100]). Wo allerdings aus sachlichen Gründen weitere Bezeichnungen für ›Obere‹ notwendig sind, werden diese ad hoc gebildet. Die ›Benediktinerregel‹ z. B. verwendet den Superlativ *hērōsto* für *prior* oder *senior*, wenn damit Ordensobere gemeint sind. In den geistlichen Texten ist *frō min* nur bei Otfrid noch überliefert, auch dort stets als Anrede (an Christus oder einmal an den Erzengel Gabriel).

Dies alles läßt den Schluß zu, daß wir es mit zwei Sprachebenen mit unterschiedlichem Gebrauch zu tun haben: Ein kirchlicher Sprachgebrauch setzt sich von der ›Gemeinsprache‹ ab. Im Kirchlichen wird versucht, die Bezeichnungen für Gott von denen für Menschen zu trennen, wobei *hērro* unter gewissen Umständen Gott, *truhtin* aber nicht einen Menschen bezeichnen kann. In der Gemeinsprache ist *hērro* schon sehr früh das übliche Wort für ›Herr‹, *truhtin* ist ein Wort der Dichtersprache

und der Kirchensprache, funktiolektal aber gebunden. Die Reste von *frō* zeigen nur noch eine formelhafte Verwendung, wogegen auch der eine Beleg im ›Straßburger Blutsegen‹ (*Vro unde lazakere kēken molt petritto*), der ohnehin schwer zu deuten ist, und eine rechtssprachliche Verwendung in der zweiten Würzburger Markbeschreibung (*ióh chirih-sahha sankti Kiliānes ióh frōno ióh frīero Franchōno erbi*) nicht sprechen.

Diese Interpretation des Befundes wird dadurch bestätigt, daß der ›Heliand‹ *drohtin* sehr oft gebraucht, wohl in Anlehnung an die Dichtersprache, daneben aber, dem allgemeinen Usus entsprechend, mit *hērro* ebenso Gott bezeichnet. Im Altsächsischen hatte sich eben kein kirchlicher Funktiolekt herausgebildet. Ähnlich bei Notker: *truhten* wird nur in den Psalmen verwendet und stets ohne Artikel, nur auf Gott bezogen, also, früherer Verwendung von *frō* vergleichbar, formalhaft eingeschränkt. *hērro* ist das Normalwort, auf Gott und die Menschen in gleicher Weise anwendbar.

Es zeigt sich also, zumindest tendenziell, folgende Feldstruktur: *hērro* ist das zentrale Wort, *truhtin* hat zusätzliche Merkmale, die auf spezielle funktionalstilistische Beschränkungen deuten, *frō* ist aus dem Feld bereits ausgeschieden. Die Kirchensprache nun versucht, die Opposition *hērro* – *truhtin* umzugestalten, hat aber nur kurze Zeit Erfolg damit, weil für eine denotative Opposition zwischen diesen beiden Lexemen offenbar kein andauerndes Bedürfnis besteht. In den größeren Texten kommen weitere Elemente ins Feld, die aber, strukturell gesehen, hauptsächlich idiolektalen Charakter haben.

Zum Abschluß sei noch kurz in einem Exkurs darauf hingewiesen, daß die Wortgeschichte von ›Herr‹ ein Stück Sozialgeschichte widerspiegelt. Schon EHRISMANN [100] S. 199 hat gezeigt, daß *frō* den germanischen Stammesfürsten bezeichne, während für den merowingischen Beamtenadel *hērro* die angemessene Bezeichnung sei. Mit dieser Änderung im Wortgebrauch ist auch eine Änderung in der Einschätzung verbunden. Indem in *senior* wie in *hērro* der Wert des Alters betont wird, zeigt sich, daß im Reich der Merowinger und Karolinger neue Tugenden eine zentrale Position bekommen; »dadurch daß die Wertung, die es [scil. *hērro*] vertritt, in immer weiteren Kreisen der Welt seit dem 7. Jahrhundert angenommen wird, wird es gerade wegen seiner Bedeutung so tauglich, eine neue Art von Herrentum, die feudalaristokratische, zu bezeichnen.« (SCHIROKAUER [468] S. 218).

Weitere Literatur: GUNTERMANN [180]. WIENS [595]. GREEN [170]. EGGERS [97] I, S. 113ff. SCHMIDT-WIEGAND [475]. SONDEREGGER [535] S. 257f.

(2) Zeitsubstantive

Durch die einläßliche Untersuchung von H. BURGER [63] haben wir genaue Kenntnis von der Verwendung von Zeitbezeichnungen im Althochdeutschen, das über vier Zeit-Substantive verfügt: *zīt*, *stunta*, (*h*)*wila*, *frist*. Über deren Verwendung in den Übersetzungstexten gibt folgende Tabelle Auskunft (aus BURGER [63] S. 90):

	tempus	hora	spatium	materia occasio
frist				B
wila	I [hwil]	BH		
stunta	H	H, MF	T	
zīt	H, I, B, T MF	B		

Abkürzungen: B – Benediktinerregel
 H – Murbacher Hymnen
 I – Isidor-Übersetzung
 MF – Monseer Fragmente
 T – Tatian

Diese Übersicht ist aufschlußreich: Am häufigsten belegt ist die Gleichung *zīt* = *tempus*, wobei zu beachten ist, daß *frist* in der ›Benediktinerregel‹ für ›Gelegenheit‹ steht, eine Zeitbedeutung aus diesem Text allein nicht zu eruieren ist. Im ›Isidor‹ ist *stunta* nur in der Bedeutung ›Mal‹ (*sibun stundom* = *septies* 26, 18) zu finden, in den ›Murbacher Hymnen‹ sind *stunta* und *wila* synonym. Es ergibt sich somit folgende Verteilung der Lexeme auf die Texte:

	zīt	stunta	wila
B	+		+
H	+	+	+
I	+		
MF	+	+	+
T	+	+	

Unabhängig von jeweiligen Übersetzungsgleichungen zeigen sich Ansätze zu einem System: Als wohl am allgemeinsten verwendbares Substantiv hat *zīt* zu gelten, zu dem jeweils ein Substantiv in Opposition steht (»*stunta* hat im ganzen ein ähnliches Bedeutungsspektrum wie *wila*.« BURGER [63] S. 54). Das distinktive Element ist oft nur schwer

festzumachen, es kann auch nur im Stilistischen liegen (so im ›Isidor‹, vgl. BURGER [63] S. 37). Grundsätzlich aber wird man sagen können, daß *stunta* und *wila* als zusätzliches Merkmal zu *zīt* »eine Vorstellung von ›Dauer‹, einer ›gewissen Zeitdauer‹« (ebd. S. 43) anzunehmen ist.

Ganz anders hingegen Otfrid, bei dem sich weitaus differenziertere »Bedeutungszonen« (ebd. S. 90, von dort auch die nachfolgende Tabelle) ergeben:

	Zeitpunkt		hora	Zeitdauer		Zeitabschnitt Epoche	Frist	alle Zeit	Gewertete Zeit			Ewige Zeit
	selb- ständig	formelhaft, determiniert		selb- ständig	deter- miniert				indivi- dualisiert	schwere Zeit	Zeit überhaupt	
frist		+			+		+				+	+
wila	+	+		+	+							
stunta	+	+	+	+	+			+	+	+		
zīt	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+

Otfrid nützt die systematischen Ansätze, die die anderen Texte gezeigt haben, für seine Zwecke aus; indem er alle Substantive verwendet, kommt er zu einem neuen (bloß ideolektalen?) System. *zīt* als die allgemeinste, die meisten Zonen abdeckende Bezeichnung, ist geradezu als Archilexem anzusehen, *frist* und *wila* stehen mit einigen Überlappungen in Opposition zueinander, haben sich distinkte Aufgabenbereiche zugewiesen. *Stunta* dagegen nimmt eine Mittlerposition zum Archilexem ein. In den Fällen konkreter Zeitbestimmung, temporaler Deixis, sind die Bezeichnungen nahezu austauschbar, was »gerade Charakteristikum der älteren Sprachstufe« ist. »Wenn wir diese Entwicklung »sprachbiologisch« zu deuten versuchen, so ließe sich das ältere Stadium aus einer stärkeren Verwurzelung der Sprache in den unmittelbaren Gegebenheiten der Sprechsituation interpretieren« (ebd. S. 98), ein Kennzeichen mündlichen Sprachgebrauchs. Die Bereiche, welche durch die Latinität (Theologie, Philosophie) und die damit verbundene Schriftlichkeit, die ja eine größere ›Abstraktion‹ von der Redesituation mit sich bringt, dazukommen, werden durch Lexeme verbalisiert, die früher nicht in solchem und in so reichem Maße verwendet worden sind.

Diese beiden Fallstudien sollten die oben ausgesprochene These ver-

deutlichen, daß das wesentliche Ereignis im althochdeutschen Wortschatz nicht wortgeographische Bewegungen sind, sondern viel mehr der Aufbau neuer lexematischer Strukturen, wo diese notwendig waren. Die sprachgeschichtliche Leistung des Althochdeutschen liegt dabei nicht im Finden endgültiger, dauernder Lösungen, sondern viel mehr im Schaffen von Möglichkeiten. Dadurch, daß die überkommenen Strukturen in Bewegung geraten, entsteht einerseits die Möglichkeit, vorhandene Lexeme in neue Kontexte zu stellen, andererseits Neuerungen in Form von Lehnwörtern und Lehnbildungen (ganz gleich aus welcher Ausgangssprache) anzunehmen.

Weitere Literatur zum althochdeutschen Wortschatz: Vgl. die ausführlichen Literaturangaben bei WEISWEILER/BETZ [585]. Besonders zur althochdeutschen ›Kirchensprache‹: ACKEREN [2]. AUMANN [8]. FRANZ [135]. FREUDENTHAL [137]. FRINGS/MÜLLER [145]. KARG-GASTERSTÄDT [232], [233]. KLEIN [248]. KUSCH [284]. LUGINBÜHL [308]. MASSER [316]. RAUMER [412]. ROHRER [426]. RUPRECHT [444]. SCHNEIDEWIND [479]. SCHNERRER [480]. DE SMET [514], [517], [518], [519], [520]. WAAG [567]. WEISWEILER [584].

4. Resümee

Mit dem Althochdeutschen beginnt die deutsche Sprachgeschichte, dies in zweierlei Hinsicht. Zum einen setzt die volkssprachliche Schriftlichkeit ein, zum anderen hat sich ›das Deutsche‹, d. h. haben sich die germanischen Stammesdialekte, aus denen das Deutsche erwachsen wird, endgültig vom Germanischen, von den anderen germanischen Sprachen, abgesondert.

ad 1) Die Schriftlichkeit bringt grundsätzlich neue Momente in die Sprache ein: Sie knüpft an außer-volkssprachliche, an lateinische Traditionen an. Zugleich zeigt sich mit ihr eine neue Form des Sprachbewußtseins, was vor allem in der Entwicklung des Wortes ›deutsch‹ zum Ausdruck kommt. Die Schriftlichkeit bedeutet zugleich die Begegnung der Volkssprache mit einer neuen, teilweise sehr komplexen Umwelt. Die Aufgabe, die Latinität in der Volkssprache zu bewältigen, wirkt als Katalysator vor allem auch in der Entwicklung des Sprachsystems: Der Wandel vom synthetischen zum analytischen Sprachbau wird gerade in der althochdeutschen Periode eine starke sprachgeschichtliche Kraft. Er ist ohne die Notwendigkeit, die neue Umwelt zu verbalisieren, zumindest in diesem Ausmaß nicht denkbar, auch wenn wir annehmen, daß im wesentlichen sprachsystemimmanente Ansätze wirksam gewesen sind. Die Wirkung der neuen Schriftlichkeit zeigt sich im besonderen Maße im Wortschatz: Das Lexikon wird durch Einflüsse vor allem aus dem Lateinischen vergrößert, und die Wortbildungsmöglichkeiten werden stark ausgebaut. Daß heute noch das Deutsche als morphologisch so

flexible Sprache gelten kann, hat seine Ursache im wesentlichen in den Lehnbildungen des Althochdeutschen, die neue Wortbildungsmuster mit sich gebracht haben.

Die althochdeutsche Schriftlichkeit ist zudem politisch bedingt. Diese Tatsache aber bewirkt, daß vom Beginn der deutschen Sprachgeschichte an immer wieder Tendenzen zur überregionalen Vereinheitlichung, unter Einbeziehung des Niederdeutschen, zutage treten. Und es sind zum Teil wiederum politische Faktoren, die die Entstehung einer Einheits-sprache zu einem früheren Zeitpunkt, als es dann tatsächlich geschehen ist, verhindern.

ad 2) Insbesondere durch die althochdeutsche Konsonantenverschiebung sondern sich die altoberdeutschen ›Dialekte‹ von den übrigen umliegenden germanischen Sprachen ab. Demgegenüber wird eine Reihe von Veränderungen im Vokalismus von mehreren ›Dialekten‹ durchgeführt. Dabei wird deutlich, daß gerade in der Entwicklung des Phonemsystems im Althochdeutschen einiges sich erst als Tendenz zeigt, was dann im Mittelhochdeutschen voll wirksam wird. Anders ausgedrückt: Lediglich synchronische Systeme erlauben es, das Alt- und Mittelhochdeutsche auch unter phonologischem Aspekt als zwei verschiedene Sprachsysteme zu betrachten. Wenn wir aber Sprache als Tradition verstehen, die sich stets aufs neue diachron konstituiert, wenn wir den Sprachwandel in diesem Sinn nicht »als Ersetzung in einer schon gegebenen Sprache« ansehen, sondern als »Entstehung von Sprache, historische Objektivierung des in der Rede Geschaffenen« (COSERIU [76] S. 135), dann ist das Mittelhochdeutsche bereits im System des Althochdeutschen angelegt. Insofern ist Althochdeutsch die ›grundlegende‹ Epoche der deutschen Sprachgeschichte.

C. Das Mittelhochdeutsche

1. Rahmenbedingungen

1.1 Einige politische, soziale, kulturelle Grundlagen

Die folgenden Darlegungen verstehen sich nicht als eine zusammenhängende Darstellung hochmittelalterlicher Geschichte, sondern als einige wenige, meist punktuelle Hinweise auf ›Rahmenbedingungen‹ einer Text- und somit auch Sprachgeschichte.

Unter den Ottonen wird »das deutsche Königtum zur führenden Großmacht des Abendlandes« (Bosl [48] S. 85). Damit ist als bedeutender und folgenschwerer politischer Wandel die Verlagerung der Macht auf die Teile des Reiches angesprochen, welche aus dem östlichen Teil des Frankenreichs hervorgegangen sind, die fünf Stammeshertzogtümer Bayern, Schwaben, Lothringen, Franken, Sachsen. Damit ist aber auch noch ein weiteres wichtiges historisches Faktum verbunden: Das »Kaisertum [erwies sich] durch Generationen ... als fest verknüpft mit der deutschen Königskrone«, so daß »die Deutschen ... das ›Reichsvolk‹ zu sein schienen und sich selbst so empfanden« (GOEZ [163] S. 83). Daraus wird ein starkes politisches Selbstbewußtsein der ›Deutschen‹ ersichtlich, das sich auch auf das sprachliche Selbstbewußtsein auswirken mußte (s. u. S. 194f.).

Der Reichsidee wird zunächst auch das Papsttum dienstbar gemacht. Otto der Große fühlt sich als Schützer der Kirche, verpflichtet sich aber dem Papst zur Treue. Aus diesem ›Pactum Ottonianum‹ leitet sich auch die Verpflichtung ab, den deutschen König zum Kaiser zu krönen. Es handelt sich um eine besondere Art des Staatskirchentums: Der König hat einen großen Einfluß auf die Ernennung geistlicher Würdenträger, umgekehrt werden auch hoheitliche Rechte an die Kirche abgetreten. Geistliche, insbesondere Mitglieder der Hofkapelle, bekommen im Laufe der Zeit wichtige Funktionen in der zentralen Verwaltung des Reichs. In der Folge versuchen immer wieder Päpste, sich aus der Vormacht des deutschen Königs zu befreien, was zu schweren Konflikten führt.

Die Tatsache, daß das Reich aus fünf Stammeshertzogtümern hervorgegangen ist, prägt auch die Form des Königtums: Es gibt keine feste Residenz, keine Hauptstadt des Reichs. Nach seiner Wahl muß der König zunächst durch das Reich reiten, um sich huldigen zu lassen. Erst im Laufe der Geschichte, unter den Saliern, setzt sich langsam das Prinzip des Flächenstaats durch und löst damit den Personenverbandsstaat der

Ottonen ab. »Bis weit in das Hochmittelalter hinein verstand sich das Reich als ›Personenverbandsstaat‹; die Herrschaft des Königs war stark vom Lehnrecht bestimmt.« (FUHRMANN [149] S. 46)

Mit Heinrich II. ist auch der Traum von einer universalistischen Weltpolitik im Rahmen eines christlichen Universalimperiums mit Rom als Hauptstadt (so die Vorstellungen Ottos III.) ausgeträumt. Heinrichs Ziel ist es, ein Gleichgewicht zwischen weltlicher und geistlicher Macht herzustellen und zu erhalten. Der Kaiser versteht sich hinfort nicht mehr als Leiter von Reich und Kirche. In der Folge entwickelt sich ein dualistisches Weltbild: Spiritualia und Temporalia stehen sich »als zwei getrennte Sphären« gegenüber, »Monismus wurde durch Gradualismus und Dualismus abgelöst« (BOSL [49] S. 141).

Bereits gegen Ende des 10. Jahrhunderts, stärker dann im 11. Jahrhundert setzen monastische Reformbewegungen ein, die unter der Sammelbezeichnung ›cluniazensische Bewegung‹ zusammengefaßt werden, auch wenn der direkte Einfluß von Cluny in Deutschland, nicht zuletzt wegen der eigenständigen Gorzer Reform, nicht so groß war wie in Frankreich, Burgund, Italien, Spanien und England. In der Folge machen sich kirchliche Reformen, aber auch neue Frömmigkeitsbewegungen und in einigen Bereichen eine neue Adelsethik (religiöse Zielsetzung des Krieges, Vorbereitung der Idee des miles christianus) bemerkbar.

Wie schon angedeutet, ist es vor allem das Lehnwesen, das das Funktionieren des deutschen Königtums im Mittelalter ermöglicht (oder, wie häufig auch, verhindert). Die durch das Feudalsystem bedingten gegenseitigen Treueverhältnisse bestimmen wesentlich die politischen und sozialen Verhältnisse. Die salischen Könige versuchen in diesem Rahmen, das Königtum zu stärken; »neues soziales Leben, das sich allenthalben regte, bemühten sie sich, in enge Beziehung zum zentralen Königsstaatsgedanken zu bringen, um so den Staat und seine Einrichtungen zu intensivieren.« (BOSL [49] S. 103) In diesem Zusammenhang ist vor allem auch der »Einsatz der neuen sozialen Schicht der Ministerialen als ›Diener des Staates‹« (ebd.), der sich seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in der deutschen Geschichte bemerkbar macht, zu sehen. Daraus resultiert eine Reihe von Folgen auch der Geistes-, Literatur- und Sprachgeschichte, denn es wird im deutschen Hochmittelalter eine soziale Schicht bedeutsam, die des Lateinischen nicht mächtig ist.

Über den Anteil der Ministerialität vor allem an der sog. höfischen Literatur herrscht noch keine Einigkeit. J. BUMKE [62] möchte anhand der Autoren der Manessischen Liederhandschrift zeigen, daß dieser Anteil weit geringer ist, als bisher angenommen worden ist. Nur 10–15% der dort vertretenen Minnesänger können »mit einiger Sicherheit der Ministerialität zugezählt werden«, wobei die »meisten Sänger, die ... als Ministerialen klassifiziert wurden« (S. 64) erst dem

13. Jahrhundert, und zwar erst der Mitte oder gar dessen zweiter Hälfte angehören. Dieser Befund ist aber nur bedingt aussagekräftig: Einerseits dokumentiert er die Schwierigkeit, mittelalterliche Autoren und ihren sozialen Stand genau zu identifizieren, andererseits ist gerade bei der Handschrift C festzustellen, daß die Auswahl und Anordnungen der Autoren nach künstlerischen und nicht nach sozialen Gesichtspunkten erfolgt ist.

Wichtiger für Literatur- und Sprachgeschichte ist, »daß im 12. Jahrhundert die großen weltlichen Fürstenhöfe zu literarischen Zentren wurden und daß dort auf Betreiben der fürstlichen Mäzene eine Literatur entstand, die besonders deutlich in ihrer Orientierung an französischen und provenzalischen Mustern die gesellschaftlichen Interessen und Vorstellungen der höfischen Gesellschaft spiegelte« (BUMKE [62] S. 67). Bedeutsam ist also, daß die weltlichen Fürstenhöfe eine wichtige Rolle übernommen haben, wobei es um 1200 nur ganz wenige große Höfe waren, die als Publikum der höfischen Literatur fungierten, während zu Ende des 12. Jahrhunderts »ein lebhafter literarischer Austausch zwischen Landadel und Stadtadel« stattfand (ebd. S. 69).

Wie weit diese Fragestellung letztlich von Bedeutung ist, bleibt immer noch zu untersuchen. Sozialgeschichtlich wichtiger erscheint wohl die Tatsache, daß in den Urkunden seit der Mitte des 12. Jahrhunderts »in wachsendem Maße die Bezeichnung *miles*« auftaucht, »die um so bedeutungsvoller ist, als sie auch von Adeligen geführt wird« (FLECKENSTEIN [122] S. 27). Und es ist sicher kein Zufall, daß im 12. Jahrhundert das lateinische Wort *miles* mit *riter* glossiert wird (s. die Übersicht über Glossenbelege bei BUMKE [61 a] S. 21). Damit ist ein Problem angesprochen, das sowohl von der historischen wie von der germanistischen Forschung heftig diskutiert worden ist.

Das Problem setzt schon bei der Bezeichnung »Ritter« ein. Die ältere Forschung vertrat die Meinung, daß mhd. *ritter* »als Bestandteil der Ritterkultursprache« aus dem Niederfränkischen entlehnt worden sei, »neben mnld. *rijder* hatte sich als Lehnübersetzung von *chevalier* (neben *cavalier*) ein mnld. *riddere* entwickelt« (WIESSNER/BURGER [597] S. 216). »Mit dem vorbildlichen Ruhm, dessen sich das flandrische Rittertum im 12. Jh. erfreute (...), verbreitet sich das Wort.« (KLUGE/MITZKA [256] S. 603) Man nahm dazu noch einen Bedeutungsunterschied an: Die alte einheimische Wortbildung *rīter* habe den berittenen Krieger, das Lehnwort *ritter* den Angehörigen des Ritterstandes bezeichnet. Aufgrund genauer Quellenanalysen kommt BUMKE [61 a] S. 19 ff. zu dem Ergebnis, daß *rīter* und *ritter* von Anfang als zwei verschiedene Wortbildungen nebeneinander bestanden hätten. Ein Bedeutungsunterschied hat sich für ihn erst später herausgebildet. Erst mit Hartmanns »Erek« sei eine neue Verwendung von *ritter* mit ethischem Anspruch zu beobachten, und das Wort könne so die alten Kriegerbe-

zeichnungen (*recke, degen, helt, wīgant*) verdrängen. Für BUMKE [61a] gibt es um 1200, genauer: im »Jahrhundert der literarischen Blütezeit von 1150 bis 1250« keinen »einheitlichen Ritterstand« (S. 83). Aufgrund der literarischen Denkmäler dieser Zeit kommt er zu dem Schluß, »daß der adlige Rittername seinem Ursprung und seinem Wesen nach ein Bildungsgedanke ist, ein Erziehungsprogramm von großer geistesgeschichtlicher Bedeutung.« (S. 114)

Demgegenüber betonen manche Historiker, daß der von BUMKE verwendete Standesbegriff der Sache nicht adäquat sei. »Die Frage nach dem Stand ist vielmehr eine Frage des Selbstverständnisses der Zeit und des Rittertums selbst ... Es ist darum durchaus möglich, daß das Rittertum sehr unterschiedliche Gruppen umfaßt und sich dennoch als eine Gemeinschaft empfand, und zwar eine Gemeinschaft, welche die überkommenen Unterschiede nicht unbedingt aufhob, sie aber im Bewußtsein der Gemeinsamkeit überbrückte.« (FLECKENSTEIN [120] S. 254) Dementsprechend kommen nicht nur in der Literatur, sondern auch in Chroniken und Urkunden Nennungen vor, die »gewöhnlich einen auszeichnenden Charakter haben, was in Formeln wie *miles egregius, probus, probissimus, optimus* u. a. zum Ausdruck kommt« (FLECKENSTEIN [122] S. 29). In solchen Formeln äußert sich ein starkes Selbstbewußtsein von Rittern, das wahrscheinlich von der Kreuzzugbewegung sehr gefördert worden ist. Somit aber wird das Rittertum von »einem Phänomen der Sozialgeschichte zu einem Phänomen der Kulturgeschichte« (FLECKENSTEIN [121] S. 45), weil eben das Rittertum nicht als sozialgeschichtlich faßbarer Stand, sondern vielmehr »aus seinem Ideal lebt« und »dieses Ideal ... ein Teil seiner Wirklichkeit ist« (ebd. S. 44). Mit anderen Worten: Das Rittertum ist als soziale Gruppe aufzufassen, wobei die Soziologie unter einer sozialen Gruppe mehrere Menschen versteht, die sich u. a. bestimmten gemeinsamen Überzeugungen, in unserem Fall vor allem aufgrund eines starken laikalen Selbstbewußtseins, verpflichtet fühlen und die deshalb ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt haben (vgl. dazu auch BROGSITTER [57]). Als sozialer Stand ist ein Rittertum erst im späten Mittelalter vorhanden.

Wir haben damit zum ersten Mal in der deutschen Sprachgeschichte eine soziale Gruppe vor uns, die in der höfischen Literatursprache einen Funktiolekt, zugleich aber auch einen »literarischen Soziolekt« entwickelt hat; ein erstaunliches Phänomen (mehr darüber unten S. 179 ff.), das die ausführliche Behandlung auch in diesem Rahmen rechtfertigen dürfte.

Daneben hat der Historiker H. GRUNDMANN [173] die These vertreten, daß den Frauen in der höfischen Gesellschaft eine wichtige Rolle bei der Entstehung einer volkssprachlichen Dichtung zukomme, weil sie, des Lesens und Schreibens kundig, vor allem als lesendes Publikum – im Gegensatz zu ihnen hätten die meisten

adeligen Männer nicht lesen und schreiben können – die »Entstehung des Schrifttums in der Volkssprache« initiiert hätten (S. 129).

Auf zwei weitere Faktoren der deutschen Geschichte sei noch kurz hingewiesen: Durch die Ostkolonisation erfuhr vor allem vom 12. Jahrhundert an der deutsche Sprachraum eine bedeutende Ausweitung. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts bereits entwickeln sich die Städte zu wichtigen Handelsplätzen; Handwerk und Handel, in den nördlichen Küstenstädten verstärkt durch die Schifffahrt, machten die Städte zu bedeutenden Wirtschaftsfaktoren. Sie weisen eine völlig neue Sozialstruktur auf. Von den Städten kamen ab dem 13. Jahrhundert wichtige innovatorische Impulse auf das Geistesleben.

Das Ende der Stauferherrschaft macht auch das Ende der alten Reichsidee manifest. Die Geschichtsschreibung setzt in die Mitte des 13. Jahrhunderts das Ende des Hochmittelalters. Mit der Wahl zweier deutscher Könige aus dem Ausland 1257 (Richard von Cornwall, Alfons von Kastilien) bekamen die Fürsten die Möglichkeit, ungestört Territorialpolitik zu betreiben, die Städte nutzten die Chance zu bündischen Zusammenschlüssen. Damit ist die Entwicklung zum Territorialstaat nicht nur eingeleitet, sondern nahezu vollzogen. Das bedingt auch den Wandel der Gesellschaftsstruktur: Es bildet sich der niedere Adel heraus, die Herrenstruktur weicht einer ständischen (vgl. dazu noch einmal die Erörterungen zum Rittertum).

Mit dem Ende des Reichs sind desweiteren mächtige religiöse Bewegungen verbunden: »das Spätmittelalter ... ist ein Zeitalter stärkster religiöser Bewegungen. Da sind die neuen Orden, Franziskaner und Dominikaner, die die Hochscholastik und die Mystik tragen, Beginen, oft auf der schmalen Grenze von Orthodoxie und Heterodoxie, Devoten, die nach einer ›vita media‹, einem Stand zwischen Welt und Orden, suchen, Geißler, Ekstatiker und Ketzer, Heilige und Selige in sehr großer Zahl ... Dicht daneben ist die ›Welt‹ mit neuen Ansprüchen.« (RUH [440] S. 565)

1.2. *Quellentypen und Sprachverwendungsnormen*

Nach diesen Vorinformationen wird ein Überblick über die Textgeschichte möglich. Halten wir fest: Notkers deutsche Werke sind eher ohne geschichtliche Wirkung geblieben; DE BOORS [47a] I, S. 122 Vermutung zu Williram, »daß ein Zusammenhang [mit Notker] nicht zu bezweifeln ist«, berührt letztlich »eine noch offene Frage« (WEHRLI [575] S. 123). Wichtiger ist die Tatsache, daß der Volkssprache ein eigener Wert zukommt, daß sie nicht bloß Dienerin des Lateins ist. Dies dürfte mit einem erstarkenden Selbstbewußtsein aufgrund der Konsolidierung des deutschen Königtums zusammenhängen.

Damit ist auch der Anstoß zu weiterer Entwicklung volkssprachlicher Literatur gegeben, eine deutsche Versliteratur bildet sich heraus. Dabei muß aber betont werden, daß einige Bereiche dem Latein vorbehalten bleiben, z. B. die Bibel, für die erst Luther die sprachtheoretischen und -geschichtlichen Voraussetzungen zu einer gleichwertigen Übersetzung schafft. K. KIRCHERT [245] I, S. 155 hat diese Problematik am besten zusammengefaßt: »Das enge Festhalten am Latein, die sprachliche und stilistische Unbeholfenheit, und was man noch Negatives anmerken mag, dürfen in erster Linie nicht als Folge übersetzerischen Unvermögens interpretiert werden. Die Übersetzer beschränkten vielmehr bewußt ihre eigensprachlichen Möglichkeiten ... Die ... historischen Bedingungen für die Übersetzung der Bibel, die grundsätzlich mit dem Glauben an ihren göttlichen Ursprung zusammenhängen, machen es auch verständlich, warum in diesem Bereich von den ersten Interlinearversionen bis zu den Druckbibeln im großen und ganzen heutige Maßstäbe nicht befriedigende Leistungen hervorgebracht wurden, während sich diejenigen auf anderen Gebieten durchaus sehen lassen können. Es wäre unbegreiflich, daß sich z. B. im deutschen Sprachraum sieben Jahrhunderte hindurch meist nur unfähige Übersetzer ausgerechnet der Heiligen Schrift zugewandt haben sollen.« Dies alles gilt natürlich nicht für Bibelkommentar und Bibeldichtung.

Wie stark die verwendete Sprache mit der Auffassung von der Rolle ihrer Träger zusammenhängen kann, zeigt die Tatsache, daß bis ins 18. Jahrhundert Latein die Sprache der Universitäten bleibt, ja noch im Jahre 1981 sieht die Promotionsordnung der Philosophischen Fakultäten der Universität Würzburg vor, daß eine Dissertation auf Deutsch oder Latein abgefaßt sein müsse.

Vier »Textgruppen« sind unter sprachgeschichtlichem Aspekt zusammenzufassen. Dabei ist völlig klar, daß hiermit bei weitem nicht alle literaturgeschichtlich relevanten Gattungen erfaßt sind, etwa das breite Feld der geistlichen Epik oder die historische Epik. Hier geht es nur um Gruppierungen, die für sprachhistorische Tendenzen signifikant sind.

- (1) Die frühmittelhochdeutsche geistliche Dichtung, in starkem Maße initiiert von den geistlichen Reformbewegungen, in der Zeit von etwa 1070 bis 1170 entstanden. Ihre Hauptfunktion ist nicht (mehr) politisch noch schulisch, sondern sie dient der »Propagierung und Popularisierung«, wobei der »lehrhafte Predigtton« auffällt (WAPNEWSKI [572] S. 27). »Die Verfasser reden zu einem Laienpublikum, das sich deutlicher zu konstituieren beginnt.« (WEHRLI [575] S. 134)
- (2) Weltliche Dichtung: hier zeigt sich deutlich der Weg zur Literatur des Rittertums. Der Übergang von der mächtigen geistlichen Literatur zu einer weltlichen wird dadurch sichtbar, daß geistliche Autoren (mit Namen bekannt sind die Pfaffen = Weltgeistlichen Lamprecht

und Alexander) weltliche Stoffe behandeln. Dabei treten immer wieder geistliche Tendenzen zutage, z. B. auch in der Überlieferung von Lamprechts ›Alexanderlied‹ in der Vorauer Handschrift, wo es sich in einem alttestamentlichen Zusammenhang befindet, oder in der Tatsache, daß der Pfaffe Konrad sein Werk aus dem Französischen auf dem Umweg über das Lateinische ins Deutsche überträgt (*ich haize der phaffe Chunrat. / also iz an dem bûche gescribin stat / in franczischer zungen, / so han ich iz in die latine bedwngin, / danne in di tutiske gekeret.* 9079 ff.).

Das neue laikale Bewußtsein tritt am deutlichsten in der höfischen Literatur in Erscheinung, die durch eine starke Ideologisierung im ritterlichen Sinn, bemerkbar vor allem auch im Wortschatz (darüber s. u. S. 182 ff.), gekennzeichnet ist. Die sog. späthöfische Literatur ist als Versuch anzusehen, auch unter geänderten sozialen und politischen Bedingungen konservativ zu textieren. Zugleich fallen auch eine geänderte Ideologie, eine geänderte Ethik auf. Man muß sich aber bei solchen Periodisierungsversuchen stets vor Augen halten, daß die hochhöfischen Texte bis weit im späten Mittelalter hinein abgeschrieben, d. h. rezipiert werden, wenn auch unter geänderten Bedingungen.

(3) Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an beginnt der Strom der geistlichen Prosa zu fließen, der dann im 14. Jahrhundert zu großer Breite anschwillt. Vielfältige Bereiche werden hier verbalisiert: Bibelrezeption, dogmatisches und moraltheologisches Schrifttum, kanonistische, liturgische Literatur, Enzyklopädien, scholastisch-spekulatives, vor allem auch mystisches Schrifttum, Predigt, Erbauungsliteratur, Heiligenlegende (nach RUH [440]). Immer mehr Sachbereiche werden durch die Prosa der deutschen Sprache erschlossen, dies natürlich nicht nur im deutschen Sprachraum. Diese Form der Prosa reicht bis in die frühe Neuzeit, in manchen Punkten (z. B. Lucidarius, *Vitas patrum*-Prosa) bis ins 18. Jahrhundert. Dieses Phänomen ist als typisch spätmittelalterlich zu bezeichnen.

(4) Urkunden: Vor der Mitte des 13. Jahrhunderts wird noch hauptsächlich auf lateinisch geurkundet, doch der Mainzer Landfriede von 1235 kennzeichnet einen neuen Anfang: Immer häufiger werden auch deutsche Urkunden verfaßt. Zahlen sprechen hier eine eindeutige Sprache. Im ersten Band des ›Corpus der altdeutschen Originalurkunden‹ sind 564 deutsche Urkunden von 1200 bis 1282 enthalten. Sie verteilen sich wie folgt:

Zeitraum	Anzahl der Nummern
1200–1250	13
1251–1275	246
1276–1282	305

Es zeigt sich auch hier ein plötzliches Anwachsen mit der Jahrhundertmitte, gegen Ende des 13. Jahrhunderts nimmt die Zahl stetig zu, sie steigt bis auf 2500 Urkunden (dazu WILHELM [599] bes. S. 20ff.)

Der Befund aus dieser Übersicht ist eindeutig: »Seit Beginn des 13. Jhs., vor allem ab etwa 1250 sehen wir uns dann einer völlig anderen Quellenlage gegenüber, Folge bedeutsamer wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wandlungen, was uns berechtigt, von dieser Zeit an vom spätmittelalterlichen Deutsch zu sprechen.« (SCHIEB [457] S. 348)

Es handelt sich durchweg um Handschriften. Dabei ist zu beachten, daß sehr häufig ein längerer Zeitraum zwischen der Entstehung eines Werkes und der jüngsten und erhaltenen Aufzeichnung liegt. Als Extremfälle sind hier ›Moriz von Craun‹, Hartmanns von Aue ›Erek‹ und die ›Kudrun‹ zu nennen, die erst in einer Abschrift im ›Ambraser Heldenbuch‹ überliefert sind, das auf Veranlassung von Maximilian I. entstanden ist (von den ›Erek‹-Fragmenten abgesehen).

Das hohe und das späte Mittelalter sind – dies sei zusammenfassend noch einmal festgehalten – die Epochen, in denen sich das Deutsche immer weitere Vertextungsbereiche erobert:

- Hohes Mittelalter: Deutsch wird eine eigene Literatursprache, der Vers wird ein Mittel der künstlerischen Gestaltung, das mit steigender Souveränität gehandhabt wird. Während die frühmittelhochdeutsche Dichtung noch von Geistlichen verfaßt wird und hauptsächlich der Lebensorientierung dient, macht sich in höfischer Literatur der Geschmack des ritterlichen Publikums, zu dessen Unterhaltung sie ja geschrieben wird, bemerkbar.
- Spätes Mittelalter: Geistliche und weltliche Prosa setzt in großem Umfang ein.

Der Einschnitt um 1250 ist somit auch eine Zäsur in der Auffassung von den gestalterischen Normen. Für das hohe Mittelalter, für zahlreiche Werke des Spätmittelalters, für viele hochmittelalterliche Dichtungen, die im späten Mittelalter weiter abgeschrieben werden, gilt: »Deutschsprachige Literatur im Mittelalter steht weitgehend unter der Allmacht des Reimverses.« (BESCH [31] S. 745) Dies hat besonders für narrative Literatur seine Gültigkeit, doch können auch sog. Sachtex-te wie z. B. medizinische Traktate, die sich nach unserer modernen Auffassung gereimter Bearbeitung doch eher verschließen würden, in Reimversen abgefaßt sein. Der Vers hat sich von Beginn der frühmittelhochdeutschen Literatur an durchgesetzt. Seine Verwendung wird nicht eigens begründet.

Demgegenüber bedeutet Prosa etwas grundsätzlich anderes, das dann auch bisweilen explizit begründet wird. Wir stoßen hier auf ein Phänomen, das uns auch später in ähnlicher Weise begegnen wird (s. u.

S. 179f.): Der Reimvers ist eine normierte Darbietungsform von Sprache in Literatur. Obwohl sie, soweit wir sehen, nicht kodifiziert ist, handelt es sich um eine Norm. Und die Abweichungen von dieser Norm müssen begründet werden, woraus wir dann wieder auf diese Norm schließen können. Eine der frühesten Äußerungen dazu findet sich in der ›Kaiserchronik‹, wobei es hier noch nicht um die Begründung einer Normabweichung geht: *manege erdenchent in lugene / unt vuogent si zesamene / mit scophelichen worten. / nū vurht ich vil harte / daz diu sēle darumbe brinne* (V. 29ff.). Noch deutlicher wird dieser Gedanke in der gereimten Vorrede des Braunschweiger ›Lucidarius‹ (vor 1196) ausgedrückt, wo auch der Auftrag Heinrichs des Löwen erwähnt wird, keine Verse zu verwenden: *sine capellane er hiez / die rede suchen an den schriften / und bat daz sie es tichten / an [= ohne] rimen wolden / wan si ensolden / nicht schriben wan die warheit / als ez zu latine steit* (V. 12ff.); der Verfasser betont ausdrücklich, daß er imstande gewesen wäre, das Werk auch in Reime zu fassen.

Im ›Lucidarius‹ wird betont, daß die Prosa der lateinischen Vorlage folge. Wir sehen damit, daß es nicht mehr um die Entscheidung Latein oder Deutsch geht, auf die Otfrid ausführlich hat eingehen müssen, sondern daß der Autor vor der Frage Reim oder Prosa steht. Und es ist nun das Problem der Wahrheit, das den Autor die Prosa wählen läßt, wie auch dem lateinischen Original diese Wahrheit zukommt. Der Mönch von Heilsbronn liefert in der Reimvorrede zu seinem ›Buch der sechs Namen des Fronleichnams‹ (Anfang 14. Jahrhundert) einen weiteren Aspekt: *Auch hān ich mūt in meinem sinn, / Dazz ich dizz chlain buchlin / Welle ōn reimen machen / Durch zwaier hande sachen; / Die erst daz ich dise heylichait / Mit durnechtiger wārheit / Muge dester pas bewaren, / ... Wann swelch geticht man reimet, / Wort czu worten leimet, / Dā irret oft der worter glanz, / Daz der sin nicht gar ist ganz* (V. 57ff.). »Die Faszination der schönen Form wird verdächtigt, da zwar das Wahre (mit Augustin) immer auch schön ist, aber keineswegs vom Schönen auf das Wahre zurückgeschlossen werden darf. Die Prosa gilt als ›schlecht‹ (schlicht), erhält sie doch ihre auf ›Wahrheit‹ gegründete Würde von der ›simplicitas‹ der Heiligen Schrift (Isidor, Sent. III, 13).« (RUH [440] S. 566) Derartige Argumente finden sich dann im 15. Jahrhundert noch weit häufiger (vgl. UNGER [561]. BESCH [31]).

Es hängt dies natürlich auch mit der Funktion der Texte zusammen. Die Prosatexte sind ›Zweckliteratur‹ im Gegensatz zur ›Unterhaltungsliteratur‹, und dieser Unterschied überträgt sich im Laufe der Zeit auch auf die sprachliche Form. Es gibt gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern (s. ROETHE [425]. KISCH [247]). Während die Rechtsbücher sachlich fixiert und nicht so leicht variabel sind, kann ein Autor mit einer Reimvorrede dartun, daß er auch die *Ars* versteht, und diese Reimvorrede ist

dann auch variabel. Von daher erklärt sich auch das erstaunliche Phänomen gereimter und versifizierter medizinischer Traktate: »Fragen wir nach der thematischen Gewichtung, so zeigt sich bald, daß der Kernbereich medizinischen Schrifttums so gut wie frei von Reimbearbeitungen ist ... Anders in fachlichen Randgebieten: Dort, wo es ›Frauengeheimnisse‹ zu verraten gibt, die für den Laien interessant sind, dem Fachmann hingegen wenig bieten, finden wir paarreimende Vierheber, ebenso wie wir bei den Gesundheitsregimina gehäufte Versbearbeitungen treffen, insbesondere dann, wenn sie die Lebensführung des Laien regeln und den Gesunden, nicht den Arzt ansprechen.« (KEIL [238] S. 86).

Zum ersten Mal in der deutschen Sprachgeschichte zeigt sich, daß bestimmte Textfunktionen die Sprachverwendungsnormen so entscheidend beeinflussen. Dies hängt auch damit zusammen, daß die sachgebundenen Texte wohl nicht zum Vortrag, sondern zum Lesen bestimmt waren, wozu ja eine artifizierete Gestaltung nicht nötig war. Auch hier begegnen wir im späten Mittelalter interessanten Formen, wofür wiederum aus dem Bereich der medizinischen Fachliteratur ein Beispiel stehen soll: »Das ausgehende Mittelalter verfügte über ein ärztliches Taschenbuch vom Vademecum-Typ.« (BAUER [19] S. 166) Es handelt sich dabei um kleinformatige Handschriften, deren Texte sich auf einige wenige, hauptsächlich diagnostische Sachgebiete beschränken und die dem Nachschlagen bei der ärztlichen Tätigkeit dienen. Ein Autor eines solchen Vademecums muß daher »(1) unter weitgehendem Verzicht auf theoretisches Beiwerk, (2) rein situativ ausgerichtet, (3) ein breitgefächertes Spektrum praxisorientierter Verfahren zur Diagnostik und Therapie (4) gleichermaßen konzis wie prägnant (5) in übersichtlicher Anordnung zur Verfügung stellen« (BAUER [19] S. 172). Daß unter solchen Textproduktionsbedingungen kein Platz mehr für poetische Ausschmückung bleibt, versteht sich nahezu von selbst.

Es muß aber betont werden, daß derartige Texte mit solchen Funktionen erst dann entstehen können, wenn die spezielle Funktion von Prosa weitgehend normiert ist. Und es ist kein Zufall, daß auch die ersten medizinischen Taschenbücher lateinisch abgefaßt waren. Das Deutsche übernimmt somit ab 1250 vom Latein in stets zunehmendem Maße Funktionen der ›wahren‹, d. h. sachlichen Darstellung. Nach einer Periode des vorwiegend französischen Einflusses (s. auch u. S. 220 ff.) bekommt die Latinität – Latein blieb ja, das sei hier in Erinnerung gerufen, überdachende Kultursprache – aufs neue eine wichtige Aufgabe.

Mit all dem ist ein sozialgeschichtlicher Prozeß verbunden, der sich am besten anhand der volkssprachlichen Urkunden exemplifizieren läßt: Deren geradezu abruptes Auftreten erklärt sich aus dem Interesse einmal des aufkommenden niederen Adels und zum anderen des Stadtbür-

gertums an Urkunden. Gerade in den Städten sind aber nicht mehr Mönche die Schreiber, sondern lateinunkundige Laien. Die Volkssprache muß also in die Funktion des Lateins eintreten.

In diesem Zusammenhang sind im theologischen Bereich auch noch die spätmittelalterlichen religiösen Bewegungen zu nennen, die wesentlich zu einem starken Bedürfnis an volkssprachlicher Literatur vor allem bei Nonnen, Konversen und zahlreichen Mitgliedern der neuen Bettelorden beigetragen haben. Es handelt sich also um einen sehr komplexen kulturgeschichtlichen Vorgang.

Eine Erörterung der Quellenlage bedarf auch des Hinweises, daß Sprachgeschichte immer auch eine Geschichte des Mittels zur Archivierung von Sprache ist: Vom Beginn einer Sprach-Geschichte des Deutschen an, also im früh- und hochmittelalterlichen Deutsch, ist es nur das Pergament, das der Fixierung sprachlicher Produkte dient; im späten Mittelalter, in Deutschland erst mit wenigen Ausnahmen im 14. Jahrhundert, kommt das Papier dazu, das weit billiger als Pergament herzustellen ist und deshalb zu einer verstärkten (Re-)Produktion von Texten führt. Die ›Prosaauflösung‹ des späten Mittelalters ist auch unter diesem Aspekt zu sehen.

2. Die überlieferten Sprachvarietäten

Nach dem Überblick über die Quellentypen ist deutlich geworden, daß wir das Mittelhochdeutsche nur aus schriftlichen Zeugnissen kennen, auf gesprochene Sprache dieser Epoche sind nur höchst unsichere Rückschlüsse möglich. Somit sind uns die Sprache und das Sprachleben nur in sehr begrenzten Abschnitten bekannt. Diese grundsätzliche Feststellung darf beim Folgenden nicht aus den Augen verloren werden. Es handelt sich z. B. bei der höfischen Dichtersprache um eine hochstilisierte Literatursprache, die keinerlei Aufschluß über die Sprache gibt, die die Ritter tatsächlich gesprochen haben.

2.1. Das Problem ›Gesprochenes Mittelhochdeutsch‹

Trotz dieser Einschränkung, die ja auch unsere Untersuchungsmethode beeinflussen muß (vgl. auch o. S. 76), hat es vor allem zwei Versuche gegeben, gesprochenes Mittelhochdeutsch oder zumindest Elemente davon zu rekonstruieren. Sie seien hier in zeitlicher Reihenfolge ihres Erscheinens vorgestellt und erörtert.

(1) WEITHASE [587] meint, in den Predigten zahlreiche Elemente gesprochener Sprache zu finden, so z. B. bei Berthold von Regensburg (ca. 1210–1272):

- Anreden, die die »stete[] Verbundenheit mit der Realität seiner Zuhörer« (S. 16) zeigen; es sind dies Anreden wie *ir frouwen, ir kint* (beziehen sich auf Geschlecht oder Alter der Zuhörer), *sünder, verzwiveler, ketzer, dū diep unde dū velscher, ir künege und ir herzogen, ir ritter, dū pfennincprediger, dū zapfenzieher ...*
- Spezielle Mittel der Redeeröffnung, darunter Bibelzitate (von WEITHASE selbst als traditionell erkannt), Erzählungen, Andeutungen, die Spannung erzeugen sollen.
- »Auflockern abstrakter Ausführungen durch konkrete Situationen mit lebhaften direkten Reden« (S. 21).
- Einbau von »Gedanken« der Zuhörer in seine Predigt (S. 21). »Besonders häufig gibt Berthold die Einwürfe seiner Zuhörer in direkter Rede wieder.« (ebd.) Sogar Elemente, die eine Gesprächssituation simulieren sollen, finden sich hier, Anreden wie *Bruoder Berhtolt; Owē, bruoder Berhtolt; Wie, bruoder Berhtolt.*

Bei Meister Eckhart (ca. 1260–1328) und Johannes Tauler (ca. 1300–1361) will WEITHASE weit weniger Elemente der gesprochenen Sprache gefunden haben.

Bereits hier befinden wir uns im Zentrum der Problematik »gesprochene – geschriebene Sprache«. Die Literaturgeschichtsforschung hat nachgewiesen, daß die Predigten Bertholds in der überlieferten Form nicht authentisch sind (vgl. zusammenfassend BANTA [17] Sp. 820). Von Meister Eckhart ist mit Sicherheit eine Predigt authentisch, d. h. von ihm selbst niedergeschrieben (RUH [441] Sp. 332), wenn auch kein Autograph vorliegt; zu Lebzeiten Taulers noch ist ein ganzes Korpus, der Engelberger Codex 124, niedergeschrieben worden. Trotzdem sollen sich bei Berthold von Regensburg die meisten Elemente gesprochener Sprache finden. Dieses Paradox hat auch WEITHASE, zumindest teilweise gesehen, aber für ihr »Anliegen handelte es sich nicht darum zu untersuchen, ob sie Predigten wirklich von Berthold, Eckhart oder Tauler stammen, sondern zu erörtern, welche Vorstellungen sich im Bewußtsein der Zeitgenossen mit dem Begriff Predigt verbanden, welche Eigenarten der gesprochenen Rede sich als so stark erwiesen, daß sie sogar ihren Niederschlag in der auf- und nachgeschriebenen Form der Predigt finden konnten« (Anm. 155 a).

Damit sind zwei Dinge verkannt: zunächst die Funktion von Rhetorik bzw. rhetorischen Elementen in einem Text, auch in einem schriftlich fixierten. WEITHASE selbst sieht, daß vieles davon gattungsgebunden ist, nicht aber, daß das Gattungstypische nicht notwendigerweise von der gesprochenen Sprache herrühren muß. Daraus folgert zweitens, daß die Charakteristika gesprochener Sprache anders aussehen müssen (s. o. S. 76). Es ist somit zweifelhaft, ob

Predigten, häufig mit gezielter Rhetorik aufgeladen, in mittelalterlicher Überlieferungsform überhaupt zur Erforschung gesprochener Sprache herangezogen werden können. Die spätmittelalterlichen Predigtsammlungen dienen der Tischlektüre in monialen Kreisen. Sie sind »Lesbücher zu Zwecken der Belehrung und Erbauung für Illiterati in Klöstern und in der Welt« (RUH [440] S. 580). Die mittelalterlichen Predigtsammlungen sind also Lesetexte, Lesepredigten mit gattungsgebundenen rhetorischen Merkmalen. Wir finden dort keine Merkmale gesprochener Sprache im Sinn von mündlich konstituierter Rede.

(2) SONDEREGGER [540]

Während WEITHASE erst in spätmittelalterlichen Texten Spuren gesprochener Sprache zu entdecken glaubt, erprobt ST. SONDEREGGER einen ganz anderen Ansatz am »Nibelungenlied«. Vergleichbar mit seiner Untersuchung zum Althochdeutschen ([533], s. auch o. S. 76f.), stellt er Kurzsätze, d. h. Sätze, die nur einen Halbvers oder weniger ausmachen, in Dialogpartien des »Nibelungenliedes« zusammen und klassifiziert sie nach Kategorien der Gesprächsanalyse. Er findet »strukturierende Gesprächsakte« (*ich tuon ez iu wol bekant* 623, 1; *hoert, mīn her Dietrich* 2236,1; *waz sol ich iu mēre sagen* 1730,1; *ir mügt wol stille dagen* 621,1), »Rückmeldeakte« (nur einmal in ganzen »Nibelungenlied«: *des hān ich vil vernomen* 1811,1), »Thematische Gesprächsakte« (*Sō wil ih iu daz rāten* 331,1; *lāt iuwer jagen sīn* 921,1; *nu geloubet waerlichen daz* 1537,4; *Wir tuon swaz ir gebietet* 1413,1; *ich bin iu waerlichen holt* 1557,4; *Nu lōn' dir got, Rūedegēr* 2165,1; *Hin, du zage maere* 2143,1; *dessīt ir ungewert* 406,2). SONDEREGGER klassifiziert diese Typen noch in weitere »Bedeutungsgruppen«, die zeigen, daß die Kurzsätze in den einzelnen Dialogen eine wichtige Funktion zur Gestaltung der Gesprächspartien haben. Es sind performative Kurzsätze, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle werden auch explizit performative sprachliche Mittel, vor allem Imperativ und Modalverben, eingesetzt. Sie »stehen meist als prägnanter Eingang einer längeren oder kürzeren Redepartie, welche ihrerseits aus zwei bis vier Langversen oder mehr besteht und außerdem in ihrem Redefluß in der Regel nur noch lange Satzeinheiten aufweist« (S. 369).

Allerdings handelt es sich hier ebenfalls nicht um Elemente gesprochener Sprache in engerem Sinn, sondern wiederum um literarische Gestaltungsmittel. Sie haben »eine kontrastive stilistische Wirkung, welche auf den epischen Abfluß belebend, ja strukturierend wirkt«. Wichtig ist, daß diese Form von Dialoggestaltung in der mittelhochdeutschen Literatur hier, im »Nibelungenlied«, das erstmal auftaucht. Das kann heißen, daß der Autor (wer immer es ist) bei der

Formung seiner Dialoge stärker als viele andere vor und neben ihm auf ›natürliche‹, das will auch sagen: gesprochene Gespräche geachtet, deren Strukturierung stärker beobachtet und nachgeahmt hat. Dabei hat sicherlich die Strophenform, die ja sehr häufig Kurzsätze nötig macht, diese Form begünstigt.

In diesem Sinn kann auch ein weiteres Merkmal stützend herangezogen werden: Eine Analyse des Gebrauchs eines textsyntaktischen Mittels, der ›Satzkonnektoren‹ weist in eine ähnliche Richtung (WOLF [609]). Im ›Nibelungenlied‹ werden weit häufiger Konnektoren, die eine narrative Äußerung signalisieren (*dō, dā, nū* + präteritaler Kontext), verwendet als in den anderen hochhöfischen Epen. Dies hat eine Parallele in gegenwartssprachlichen mündlich konstituierten narrativen Texten und erlaubt die Folgerung, daß der Autor des ›Nibelungenliedes‹ auf eine ›mündliche Textkonstitution‹ abzieht, allerdings nicht im Sinn einer ›oral formulaic poetry‹, sondern im Sinn einer bestimmten Haltung des Erzählers seinem Text gegenüber (vgl. auch u. S. 214f.).

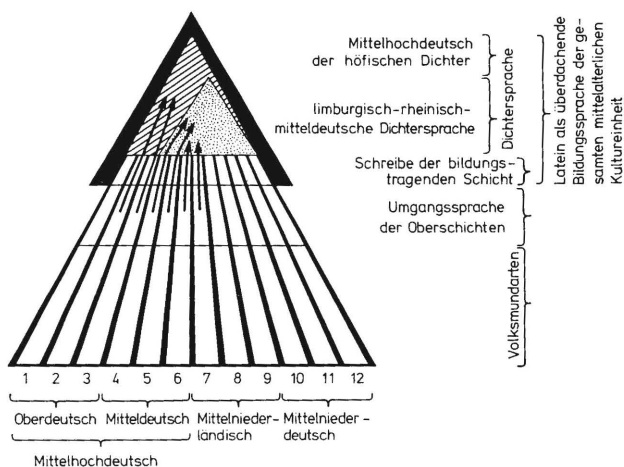
Wenn also sprechsprachliche Elemente im ›Nibelungenlied‹ zu finden sind, dann werden sie als Mittel bewußter Stilisierung verwendet und sind nicht einfach Bestandteile von spontaner, mündlich konstituierter Rede.

Diese beiden Ansätze waren hier deshalb so ausführlich zu erörtern, weil sie die ganze Problematik vor Augen führt, vor der der Sprachhistoriker steht, wenn er auf gesprochene Sprache im mittelalterlichen Deutsch zu sprechen kommt. »Gesprochenes und geschriebenes Deutsch decken sich zwar nie ganz, aber in bestimmten Stilsebenen zeigen beide Erscheinungsformen enge Berührungspunkte, wobei in feudaler Zeit das gesprochene Deutsch noch durchaus die gebende, das geschriebene die nehmende Seite ist« (SCHIEB [458] S. 14). Dies gilt aber in erster Linie für die Bereiche der Phonologie und der Morphologie; wie weit dies auch für Syntax und Stilistik Geltung hat, ist zumindest im Augenblick (noch) nicht feststellbar. Wir sind bei solchen Untersuchungen auf Elemente von Funktionalstilen gestoßen, nicht aber auf solche gesprochener Sprache. Sowohl die Literatur als auch die Schreibung überhaupt haben von Anfang an Eigengesetzlichkeiten entwickelt; extreme Ausformungen davon auf der graphemischen Ebene sind Augenreime, die auch schon in mittelalterlichen Handschriften zu finden sind (HENZEN [202] S. 56).

2.2. Diatopische und diastratische Aspekte des Mittelhochdeutschen

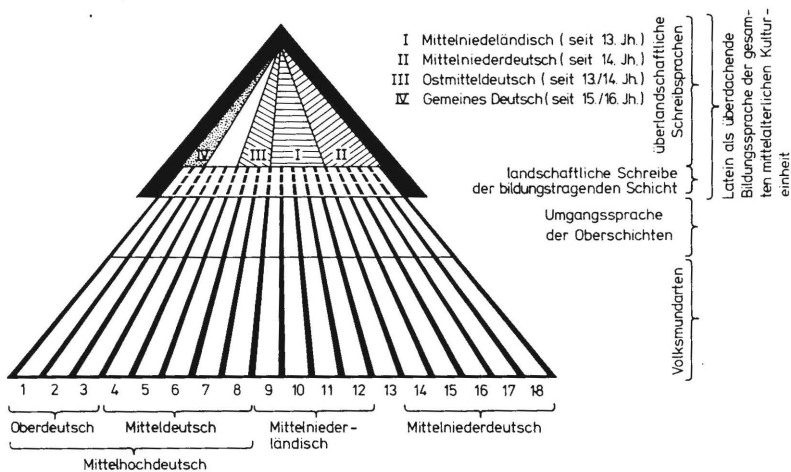
Wenn wir uns mit der Überlieferungslage abfinden und weitergehende Schlüsse auf das methodisch Vertretbare beschränken, kommen wir auch im geschriebenen, d. h. nach den langen Erörterungen: schriftlich konstituierten und fixierten Mittelhochdeutsch zu Ergebnissen, die einen Einblick in die Vielfalt von Erscheinungsformen des hoch- und spätmittelalterlichen Deutsch ermöglichen. G. SCHIEB [455] S. 148f. hat dies in einer anschaulichen Graphik (in fortführender Variation von H. MOSER [353] Sp. 847ff. und [355] S. 237f.) dargestellt, wobei – wiederum – hoch- und spätmittelalterliches Deutsch zu trennen sind:

(1) Sprachliche Pyramide des hochmittelalterlichen Deutsch (ca. 1150–1250):



- | | |
|-------------------|----------------------|
| 1 Bairisch | 7 Limburgisch |
| 2 Alemannisch | 8 Brabantisch |
| 3 Ostfränkisch | 9 Flämisch |
| 4 Rheinfränkisch | 10 Nordniederdeutsch |
| 5 Mittelfränkisch | 11 Westfälisch |
| 6 Thüringisch | 12 Ostfälisch |

(2) Sprachliche Pyramide des spätmittelalterlichen Deutsch (ca. 1250–1500):



- | | |
|-------------------|-----------------------------|
| 1 Bairisch | 10 Brabantisch |
| 2 Alemannisch | 11 Flämisch |
| 3 Ostfränkisch | 12 Holländisch |
| 4 Rheinfränkisch | 13 Friesisch |
| 5 Mittelfränkisch | 14 Nordniederdeutsch |
| 6 Thüringisch | 15 Westfälisch |
| 7 Obersächsisch | 16 Ostfälisch |
| 8 Schlesisch | 17 Elbostfälisch |
| 9 Limburgisch | 18 Koloniales Niederdeutsch |

Beiden »Pyramiden« ist gemeinsam, daß deren Basis nicht überliefert, sondern nur erschließbar ist. Zugleich machen sie neben der horizontalen die vertikale Gliederung der jeweiligen »Sprache« gut sichtbar.

Gehen wir zunächst auf Pyramide 1 ein: Die Basis bilden die »Volksmundarten«, also die gesprochenen Dialekte. Zeitgenössische Äußerungen sowie die Verhältnisse in den rezenten Dialekten lassen deren Existenz als sicher annehmen. Das gilt auch für die »Umgangssprache der Oberschichten«, von der wir annehmen können, daß sie »gewiß keine reine Mundart mehr« ist. »In ihr können sich die Adligen aus niederdeutschem, mitteldeutschem oder oberdeutschem Sprachgebiet trotz aller regionalen Unterschiede im einzelnen ebenso gut verständigen wie z. B. der nordbayerische Gutsherr und sein nordbayerischer leibeigener

Bauer in ihrer Ortsmundart.« (SCHIEB [458] S. 12) Der überregionale Verkehr dürfte solche »landschaftlichen Verkehrssprachen« (MOSER [355] S. 237), die durchaus dialektal gefärbt waren, primäre Dialektmerkmale aber wohl vermieden, notwendig gemacht haben. Ebenso nicht bezeugt ist die »Schreibe der bildungstragenden Schicht«; der »Vielfalt gesprochener Sprache am nächsten bleibt die stark landschaftlich gefärbte Gebrauchsprosa des Alltags, die allerdings beim anfangs sehr hohen Wert der Schreibstoffe erst in jüngerer Zeit deutlich in Erscheinung tritt« (SCHIEB [455] S. 149). Die gestrichelten Linien im Schema deuten an, daß die Schreibe stärker und wohl auch schneller als die gesprochene Sprache zu überlandschaftlichem Ausgleich führt.

Die Spitze bildet die höfische Dichtersprache, von der lange Zeit angenommen wurde, daß sie überhaupt eine Art Gemeinsprache, zumindest ein typologischer Vorläufer der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen sei. Daß dem nicht so ist, darüber s. u. 218. »Bis etwa 1250 greifen wir fast nur mundartfernste Schichten der Schriftlichkeit, Literatur- und Dichtersprache, in einer verwirrenden Fülle orthographischer Gewohnheiten fixiert.« (SCHIEB [457] S. 351f.) Das heißt, daß es im Bereich der Dichtersprache Tendenzen zu einem überregionalen Ausgleich wohl gegeben hat. Das zeigt sich vor allem auch in der Forderung nach reinen Reimen, die in verschiedenen Regionen akzeptabel sein sollten (daneben bestehen auch wichtige stilistische Normen, s. zum Ganzen unten 181f.). Es gab aber keine Tendenzen zu einer überregionalen orthographischen Normierung. Schließlich ist noch festzuhalten, daß auch verschiedene phonetische Realisierungen geschriebener Texte, etwa im Vortrag, möglich waren. (Vgl. zur ganzen Problematik auch ÖHMANN [379]).

In diesem Zusammenhang werden die Höfe als kulturelle und mäzenatische Zentren wichtig, so daß sich zwei Komplexe herauskristallisieren:

- möglicherweise von ungefähr 1170 an, »eine temperierte maasländ.-westmd.-thür. Literatursprache im Werden« (SCHIEB [457] S. 352), die man nicht zuletzt deshalb vermuten kann, weil »sich Literaturdenkmäler, die irgendwo in dem weiten Raum von der Maas im Nordwesten über den Rhein und den ganzen westmd. Streifen bis nach Thüringen entstanden, oft so schwer sprachlich gegeneinander abgrenzen lassen« (ebd.). Dieser Literatursprache konnten sich auch niederdeutsche Autoren anschließen, was den Zusammenhalt des deutschen Sprachraums sicherlich förderte. Die Autoren erhielten dadurch die Möglichkeit, sprachlich (und literarisch) überregional zu wirken (s. auch unten S. 184f. zum »Veldeke-Problem«).
- kurze Zeit später: Herausbildung einer Dichtersprache auf süddeutscher, vor allem alemannisch-ostfränkischer (Staufer!) Basis, der sog.

höfischen Dichtersprache. Die Vermeidung dialektaler Merkmale ist teilweise so stark, daß es schwer fällt, Autoren bzw. deren Werke bestimmten Mundartgebieten zuzuweisen. Diese höfische Dichtersprache bekam besonderes Gewicht, weil sich die bedeutendsten und einflußreichsten Dichter ihrer bedienten. Da die ›klassischen‹ mittelhochdeutschen Autoren auch für spätere Generationen Vorbildcharakter hatten, wurde auch ihre Sprache gestalterisches Vorbild. Damit wurden die niederländisch-niederdeutschen Ansätze überflüssig, bzw. verloren an Bedeutung.

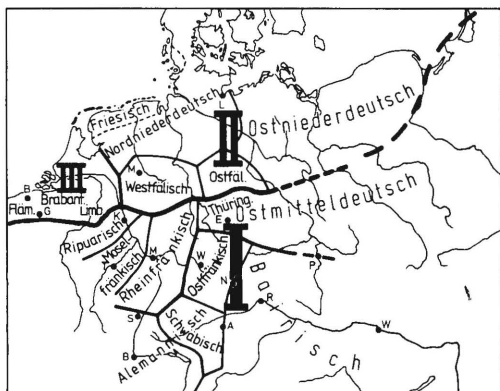
Eine zeitgenössische Aussage läßt ebenfalls auf zwei koexistierende Literatursprachen schließen: *Der sîn sinne an ditze bûch / zu rechte hât gevlizzen, / der er ist sult ir wizzen: / enweder dirre zweier, / wede Swâp noch Beier, / wede Dürinc noch Franke* (Albrecht von Halberstadt, ›Metamorphosen‹, V. 42 ff.). Albrecht stellt hier die Oberdeutschen (Schwaben und Baiern) den Mitteldeutschen (Thüringer und Franken) gegenüber, »das Bestehen zweier Literatursprachen wird also ausdrücklich anerkannt« (SOCIN [521] S. 107).

Im ganzen darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Latein als überdachende Kultursprache fungierte, was einerseits – kulturhistorisch betrachtet – die europäische (›abendländische‹) Kultureinheit erhielt, andererseits – unter sprachsoziologischem Aspekt – den ›funktionalen Bilingualismus‹ (›functional bilingualism« KELLER [239] S. 241) des Mittelalters aufrecht erhielt. Dem nun steht die Pyramide des spätmittelalterlichen Deutsch gegenüber. Es fällt auf, daß sich in der Grundschicht die Zahl der ›Volksmundarten‹ vermehrt hat: Die kolonialen Dialekte des Ostmitteldeutschen (Thüringisch, Obersächsisch, Schlesi-sisch) werden nun auch aufgrund eines breit einsetzenden Schrifttums voll greifbar. Das gleiche gilt im Niederdeutschen für das Elbstfälische und die ostniederdeutschen Kolonialdialekte sowie im Niederländischen für das Holländische, dessen Sprachraum ja erst dem Meer abgerungen werden mußte; schließlich für das Friesische, das sprachhistorisch gesehen zwar eine eigene Sprache ist, dessen Sprachgebiet aber bei den Teilungen des fränkischen Reiches an das östliche Reich kam und das auch erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einer schriftlichen Überlieferung beginnt (vgl. die Übersicht bei SJÖLIN [512] S. 10f. RAMAT [410] S. 97 ff.) Die ›Vermehrung‹ der Dialekte hat also ihren Grund in erster Linie darin, daß sie erst im späten Mittelalter durch schriftliche Zeugnisse dingfest zu machen sind.

Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Pyramiden zeigt sich aber in der Spitze. Die sprachsoziologische Schichtung hat sich grundlegend geändert. Die mittelhochdeutsche Dichtersprache bzw. die Ansätze dazu sind nicht mehr wirksam. Aufgrund der neuen (sprachgeschichtlich wirksamen) Textproduktionsverhältnisse (Beginn des Terri-

torialstaates, neue volkssprachliche Textarten) beginnen sich überregionale Schriftdialekte herauszubilden. Hier ist das Niederländische zeitlich führend; bereits ab der Mitte des 13. Jahrhunderts sind Tendenzen zu einer Verkehrs- bzw. Schreibsprache auf flämisch-brabantischer Grundlage zu beobachten; damit setzt ein Prozeß ein, der zu einer eigenen »Nationalsprache« führen wird (vgl. zu diesem Problem jetzt auch MORCINIEC [351]), während im hohen Mittelalter die Maaslande noch zum »deutschen Kulturkreis« (s. Veldeke!) zu rechnen sind. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist auch eine mittelniederdeutsche bzw. hansische Schriftsprache faßbar. Sie entsteht »über einer frühhansisch-frühhübischen Umgangs- und Verkehrssprache« (BISCHOF [41] S. 31). Über den ostmitteldeutschen und süddeutschen Schriftdialekt s. den Abschnitt »Frühneuhochdeutsch«.

Vgl. auch folgende Karte (nach SCHIEB [455] S. 152):



- I** Mittelhochdeutsch
- II** Mittelniederdeutsch
- III** Mittelniederländisch

Schriftdialekte des hoch- und spätmittelalterlichen Deutsch

Die neuen volkssprachlichen Texte bzw. die neuen Textierungsbedingungen drängen von Anfang an auf sprachlichen Ausgleich. In Regensburger Urkunden z. B. ist »die Verflechtung von oberdeutschen und mitteldeutschen Merkmalen ... bereits im 13. Jahrhundert weit fortgeschritten« (SKÁLA [513] S. 93). Damit ist das späte Mittelalter in sprachgeschichtlicher Hinsicht in zweifacher Weise gekennzeichnet: Einerseits bekommen die Territorien nicht nur politische, sondern auch sprach-

raumbildende Funktion. Andererseits liegt gerade hier der Anfang des Weges zur deutschen Einheitssprache. Es mußten erst das Bedürfnis und die Möglichkeit vorhanden sein, überregional zu kommunizieren. Im Gegensatz zur höfischen Dichtersprache dienten die neuen Schriftdialekte nicht mehr als ein Funktiolekt einer bestimmten sozialen Gruppe, sondern – und auch das ist eine wesentliche Neuerung – der sprachlichen Verständigung über die Grenzen sozialer Gruppen hinweg.

Die neuen volkssprachlichen Textbereiche bringen zudem neue Schichtungen in die Sprache. Wir können zum ersten Mal ausführlicher schichtengebundenen schriftlichen Sprachgebrauch beobachten. Zwei Hinweise müssen hier genügen: Im phonemisch-graphemischen Bereich bestehen große Unterschiede zwischen Konzept und Reinschrift beispielsweise von Urkunden (wir müssen auf diese Textart verweisen, »weil man Rechtsdokumente sorgfältiger aufbewahrte«, SCHIEB [458] S. 12), wie eine Urkunde König Albrechts I. vom 23. Juli 1299 zeigt (abgedruckt in WILHELM [599] I, S. XLIV).

Abgesehen von der Tatsache, daß das Konzept »die genauere Ausführung der Intitulatio und der Datierung dem Ingrossisten« überließ (ebd.), weist die Graphemik des Konzepts auf den Südwesten des Deutschen Sprachgebiets, während die Reinschrift »deutlich (west-)mitteldeutsches Gepräge« zeigt (ebd.), woneben sich aber auch hochdeutsche Züge finden. »Es läßt sich also gar nicht feststellen, ob der Ingrossist sprachlich ein Rheinfranke oder ein Mittelfranke war.« (ebd. S. XLV) Und dies scheint gar nicht notwendig zu sein. In der Reinschrift wirkt ein überregionaler Schreibusus, während der Schreiber des Konzepts weit eher seinen regional bestimmten Schreibgewohnheiten folgen konnte; wir haben es also mit zwei verschiedenen schreibsprachlichen Schichten zu tun.

Doch nicht nur Konzept und Endausfertigung ein und desselben Textes können verschiedenen Sprachschichten angehören, sondern auch verschiedene Textarten. Für den deutschen Südwesten hat dies K. KUNZE [281] und [282] exemplarisch dargestellt: Handschriften des ›Vocabularius ex quo‹ zeigen für ›Priester‹ eine eindeutige Dominanz von *pfarrer*, die Urkunden und Urbare hingegen *lútpriester* (Karten auch bei KÖNIG [262] S. 80 und 82). »Offensichtlich reflektieren die Urkunden [und die Urbare] eine unter der literarisch-schulmäßigen Sprachschicht der vor allem von Scholaren angelegten und benutzten Vokabularien liegende, regional stärker gekammerte Sprachschicht.« (KUNZE [282] S. 4f.) Aus diesem Befund wird deutlich, daß sich die Sprachschichten auch bei schriftlichen Quellen nicht nur im graphemischen, sondern sehr wohl auch im lexikalischen, möglicherweise auch im syntaktischen Bereich voneinander abheben. Doch fehlen hierzu noch sämtliche Untersuchungen.

2.3. Funktiolekte im Mittelhochdeutschen

2.3.1. Das Problem ›höfische Dichtersprache‹

Das Problem der höfischen Dichtersprache geht auf die Anfänge der Germanistik zurück. Bereits J. GRIMM [172] I, S. XII eröffnete die Diskussion: »Im zwölften, dreizehnten jahrh. waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine sprache, deren sich alle dichter bedienen.« LACHMANN [285] S. 161 (die Erstfassung wurde bereits 1820 gedruckt) geht noch ein Stück weiter; für ihn ist die Sprache der mittelhochdeutschen Dichter, »bis auf wenige mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch«. Die Folgerung, die LACHMANN aus dieser These zog, ist ›sein‹ normalisiertes Mittelhochdeutsch, das auf einer graphematischen Normalisierung im Sinn einer einheitlichen ›Schriftsprache‹ beruht. Das aber entspricht, wie schon festgestellt, keineswegs dem handschriftlichen Befund (s. o. S. 175).

Über diese Frage gab es eine lange und ausführliche Diskussion in der Germanistik. Auch extreme Gegenpositionen wurden vertreten, wonach »die dichter nur ihren heimischen dialekt geschrieben haben« (PAUL [389] S. 37). (Vgl. die Darstellung und Dokumentation bei HENZEN [202] S. 51 ff., die ältere Forschung bei SOCIN [521] S. 80 ff.). Heute nimmt die Forschung eine vermittelnde Position ein: »Versucht man, die verschiedenen bisher gezeitigten Ergebnisse zusammenfassend in Einklang zu bringen, so darf einmal so viel als sicher gelten, daß eine mittelhochdeutsche Schrift- oder Gemeinsprache im Sinn der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht bestanden hat.« (HENZEN [202] S. 54) Andererseits waren die höfischen Autoren bestrebt, extrem Dialektales zu vermeiden (s. u. S. 180). Die ›höfische Dichtersprache‹ ist, dies implizieren auch die obigen sprachsoziologischen Bemerkungen, nicht mehr (und nicht weniger) als ein Funktiolekt unter mehreren möglichen, auch wenn sie aus der Zeit um und kurz nach 1200 der einzig faßbare Funktiolekt ist und in einer bestimmten sozialen Gruppe als Mittel der literarischen, aber eben nur der literarischen Kommunikation diente. Die ›höfische Dichtersprache‹ ist kein Soziolekt, weil sie nicht innerhalb der Gruppe der ›Ritter‹ als Kommunikationsmedium, als Mittel der Verständigung und Identifikation nach innen und als Mittel der Abgrenzung nach außen verwendet wurde. *Soziolekt der Germanen*

Sprachgeschichtlich ist diese Dichtersprache also besonders deshalb wichtig, weil wir nach den tastenden Versuchen der vor- und frühhöfischen Denkmäler zum erstenmal einen ausgeprägten Funktiolekt mit besonderen Merkmalen, die nun einmal eine Sondersprache kennzeichnen, vor uns haben. Eine Norm dieser Dichtersprache läßt sich aus zahlreichen Einzelheiten ableiten, die auf einen Konsens unter Autoren

hinweisen, auch wenn diese Norm nirgends explizit formuliert ist. Vier Punkte sind hervorzuheben:

(1) Dialektale Position:

Die höfische Dichtersprache basiert auf oberdeutscher, vor allem alemannischer Grundlage (s. auch o. S. 175). Das ist auch den zeitgenössischen Autoren bewußt, und zwar in zweierlei Hinsicht: Einmal, indem sie ihr Abweichen von der Norm begründen (vgl. auch o. S. 167), zum andern, indem sie dem Schwäbischen und den Schwaben ein besonderes Prestige zukommen lassen (dazu zahlreiche Belege bei SOGIN [521] S. 76ff. und 108ff.) Bereits Eberhard von Erfurt entschuldigt sich in seinem um 1220 entstandenen Werk ›Heinrich und Kunigunde‹ dafür, daß er in seinem thüringischen Dialekt schreibe: *Ich bin ein Durenc von art geborn: / hēt ich die spräche nu verkorn / unt hēte mīne zungen / an ander wort getwungen, / warzuo wēre mir daz guot?* (V. 4467 ff.) Nicht in der expliziten ›Thematisierung‹, sondern in der tatsächlichen Auswirkung Vergleichbares begegnet im Südosten des Sprachgebiets: In seiner ›Kindheit Jesu‹ (um 1200) richtet sich Konrad von Fussesbrunnen stark auf Höfisches aus, vor allem auf Hartmann von Aue, aber in seiner Sprache sind starke dialektale Merkmale festzustellen. Es ist dabei sicher kein Zufall, daß es sich hier um geistliche Literatur handelt, die zu dieser Zeit nur sehr spärlich vertreten ist; gerade ex negativo tritt die Norm der höfischen Literatursprache noch deutlicher vor Augen.

Derartige muß sich auch in der literarischen Praxis auswirken. Die germanistische Forschung hat hierzu zahlreiche Material zusammengetragen, z. B.:

- von ›gehen‹ und ›stehen‹ gibt es die Doppelformen *gēn/gān* und *stēn/stān*. »Im Alem. und Rheinfrk. herrschen (wie im Nd.) die von *gān* gebildeten Formen vor, im Bair. und großenteils auch im Md. diejenigen von *gēn*.« (PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 213, § 176) Bairische Autoren verwenden schon früh auch die Form mit *ā*, nicht nur des leichten Reimes wegen, sondern auch »weil man sich deren im maßgebenden Kreisen bedient, weil sie feiner und höfischer gilt« (BOHNENBERGER [45] S. 214).
- Hartmann von Aue verwendet auch in Reimen nebeneinander *seit* und *saget*, *geseit* und *gesaget*, obwohl in seinem Dialekt sicherlich nicht beide Formen nebeneinander gebraucht worden sind. Da von alemannischen Autoren in der Regel die kontrahierten Formen bevorzugt werden, kann man annehmen, daß von Hartmann auch Nicht-Schwäbisches verwendet wird, wohl aus Reimgründen, aber auch, um überregional wirksam zu sein. Diese These wird durch die Beobachtung gestützt, daß im Spätwerk Hartmanns solche Doppelformen gemieden werden, zugleich auch Reime, die für einen bairi-

schen Hörer kaum akzeptabel gewesen wären. Vgl. ausführlich ZWIERZINA [626] und [627] sowie FISCHER [116].

(2) Transferenzen aus anderen Sprachen:

Die deutsche höfische Literatur ist ohne die französische nicht denkbar. Dementsprechend macht sich in der höfischen Dichtersprache auch der sprachliche Einfluß des Französischen, vor allem in der Verwendung von Lehnwörtern, bemerkbar. Vgl. folgende Übersicht aus PALANDER [388]:

- ›Jüngere Judith‹: 4 Lehnwörter aus dem Französischen
- ›Kaiserchronik‹: 12
- ›Alexanderlied‹: 24
- ›Rolandslied‹: 39
- ›Reinhard Fuchs‹: 11
- Hartmann: ›Erek‹: 71
- ›Iwein‹: 37

Es ist also Hartmann, der als erster in reichem Maße französische Lehnwörter als Mittel der höfischen Stilisierung verwendet. Gottfried von Straßburg nimmt geradezu ganze französische Partien als ein Mittel der Variation: ›*a! sprachens al gemeine / groze unde cleine, / ›de diun duze aventure / si duze creature: / got gebe sūeze aventiure / so sūezer creature!‹* (V. 3267 ff.), wobei als besonderer Reiz an dieser Stelle dazukommt, daß die Reimwörter in den beiden ›deutschen‹ Versen ebenfalls entlehnt sind. Weiters zu den Lehnwörtern aus dem Französischen s. u. S. 220 ff.

Daneben kommen auch flämische Elemente vor. »In mhd. höfischer Dichtung begegnet eine Reihe von Wörtern, deren Lautform auf ndl. Herkunft hinweist und deren Bedeutungsgehalt den Schluß zuläßt, daß die sozialen Normen und literarischen Ausgestaltungen des frz. Ritterideals über südnld. Vermittlung nach Deutschland gelangten.« (MUNSKÉ [367] S. 668). In der zeitgenössischen Literatur wird dieses Phänomen meist als Modeerscheinung negativ bewertet. Im Winterlied 27 beklagt sich Neidhart über seinen Widersacher: *mit sīner rede er vlaemet* (VII, 12). Wernher der Gartenaere läßt den jungen Helmbrecht bei seiner ersten Heimkehr u. a. sagen: *Ey waz snacket [sackent Hs. A, sagt B] ir gebūrekīn / und jenez gunērtē wīf? / mīn parit, mīnen klāren lif / sol dehein gebūric man / zewāre nimmèr gegrīpen an* (V. 764 ff.) und damit vor seiner Familie und seinen Dorfgenossern ›ritterlich‹ prunken. Weiteres zu Transferenzen aus dem Niederländischen u. 223 f.

(3) Rhetorische Stilisierung:

Poetische Normen, die zu einem großen Teil auf der antiken Rhetorik basieren, bestimmen die Gestaltung höfischer Werke. Gottfried von

Straßburg bietet hier besonders reiches Material, weil er in seinem ›Tri-
stan‹ diese Normen an mehreren Stellen, vor allem im Prolog und im
Dichterkatalog ›thematisiert‹ (vgl. dazu ausgezeichnete zusammenfas-
sende Darstellung von GANZ [153], vor allem das Kapitel ›Gottfried als
»poeta doctus«‹, S. XXIV ff.). Gottfried bestätigt auch die These, daß
die höfische Dichtersprache ein gruppengebundener Funktiolekt ist.
Durch die sozial determinierten Lexeme *ère* ›Ansehen in der Gesell-
schaft, Prestige‹ und *lop* weist er darauf hin, daß die Intention eines
Werkes und sein Publikum aufeinander bezogen sein müssen. Der Au-
tor setzt bei seinem Publikum Verständnis für seine Intention und somit
auch für seine formale Gestaltung voraus: *Ere unde lop schepfent list, /
da list ze lobe geschaffen ist* (V. 21 f.). »Der Dichter braucht die Reso-
nanz des verständigen Publikums, seine Kunst muß also in der Gesell-
schaft verankert sein und sich auf sie ... beziehen.« (GANZ [153]
S. XXVI) Im Dichterkatalog bringt Gottfried dazu spezielle Aussagen
über einzelne Autoren; z. B.: *Hartman der Ouwaere / ahi, wie der diu
maere / beid uzen unde innen / mit worten und mit sinnen / durchverwet
und durchzieret!* (V. 4621 ff.). *uzen unde innen* meint den Schmuck der
figurae verborum (äußeren Schmuck) und der *figurae sententiarum* (in-
neren Schmuck).

Zum ersten Mal in deutscher Sprache ist von Gottfried ein ästheti-
sches Ideal formuliert: Sprachlicher Ausdruck und Inhalt müssen einan-
der entsprechen: *das sint diu wort, daz ist der sin: / diu zwei diu harpfent
under in / ir maere in vremedem prise* (V. 4707 ff.). »Aus einer solchen
Adäquatheit ... resultiert dann eine durchsichtige Klarheit und Korrekt-
heit des Stils, die es dem Geist des Lesers ermöglicht, dem Gang der
Erzählung ungehindert zu folgen, gleichsam als ritte man, ohne über
Unebenheiten zu stolpern, auf einer geraden Straße entlang.« (GANZ
[153] S. XXV, vgl. dazu auch V. 4659 ff.) Äußerungen in demselben
Sinn finden sich, obschon nicht in Gottfrieds Prägnanz und Eleganz auch
bei anderen Autoren, z. B. im ›Renner‹ Hugos von Trimberg (bes.
V. 1207 ff.) oder im ›Wilhelm von Österreich‹ Johans von Würzburg
(vgl. dort die Verse über Gottfried von Straßburg 2062 ff.).

Es existieren also normierte Stilvorstellungen von einer Dichterspra-
che, die poetologisch bzw. rhetorisch begründet sind. Gerade hier wird
die gesellschaftliche Gebundenheit der Dichtersprache deutlich, begrün-
det in einem Wir-Gefühl der sozialen Gruppe der Ritter.

(4) Gruppengeprägter Wortschatz

° In der höfischen Literatur finden wir einerseits zahlreiche Ausdrücke
des Rittertums. Sie bezeichnen vor allem Tätigkeiten, Ausrüstungsge-
genstände und gesellschaftliches Leben. Darunter sind auch viele Lehn-
wörter aus dem Französischen (s. o. S. 181 und u. S. 220 ff.), die vorwie-

gend in diesen Texten vorkommen. Andererseits – und das macht das Gruppenspezifische aus – stoßen wir auf ethische Begriffe, die wesentliche Bedeutungselemente aus dem Wir-Bewußtsein des Rittertums beziehen. Vier Beispiele müssen genügen:

- tugent:* Ursprünglich ist es eine Ableitung vom Präteritopräsens *tugen* mit der Bedeutung ›Tauglichkeit‹ und muß nicht nur auf Menschen bezogen sein (*der tatelkerne hāt die art, daz er sibenzic jār līt in der erden āne tugende*, zit. nach LEXER [296] II, Sp. 1560). Es bekommt dann unter christlichem Einfluß die Lehnbedeutung ›*virtus*‹. »Im Bereich der höfischen Dichtung bezeichnet *tugent* die Vorbildlichkeit des höfischen Verhaltens und der höfischen Gesinnung« (GERDES/SPELLERBERG [155] S. 111): *mir hāt getroumet michel tugent: / ich hete geburt unde jugent, / ich was schoene unde rīch / ... ich was hövesch unde wīs / und hān vil manegen herten prīs / ze rīterschefte bejaget* (Hartmann von Aue, ›Iwein‹ V. 3517ff.)
- triuwe:* Der Feudalismus nützt die alte Bedeutung ›Vertragstreue‹ (s. o. S. 133) und bezeichnet damit die gegenseitige Verpflichtung, die sich aus einem Lehnsvertrag ergibt. In der höfischen Literatur wird daraus ein ethischer Terminus, häufig auch auf die Minne bezogen: *si ist iu ze edel und ze rīch / daz ir sī kebsen soldet, ob ir erkennen woldet, waz rīters triuwe waere* (›Iwein‹ V. 3170ff.).
- māze:* Die Ableitung zu *mezzan/mezzen* ist im Althochdeutschen seit Notker belegt (›Maß, Größe, Dimension‹). Unter dem Einfluß von lat. *temperantia* (vgl. lat. *temperare* ›eine richtige Abmessung, Begrenzung vornehmen‹) entwickelt sich die Bedeutung ›das rechte Maß, Maßhalten‹, woraus der höfische Begriff (›das maßvolle Verhalten bei allen Handlungen« EGGERS [97] II, S. 129) entstehen kann: *leg ūf die wāge ein rehtez lōt, / und wig ouch dar mit allen dīnen sinnen, / als ez diu maze uns ie gebōt* (Walther von der Vogelweide 23,8ff.)
- zuht:* Die Ableitung von *ziohan/ziehen* bedeutet bereits im Althochdeutschen sowohl ›Unterhalt, Nahrung‹ als auch ›Erziehung, Belehrung‹. »Der Frucht einer auf die *māze* gerichteten Erziehung entspricht der – innere Haltung und äußeres Benehmen einschließende – höfische Begriff der *zuht*: ›edle Bildung, Feingefühl, Liebenswürdigkeit‹ und ›feine Lebensart, höfische Manieren‹« (GERDES/SPELLERBERG [155] S. 113) *ir zuht von art gebōt in daz* ›die *zuht*, die ihrer Herkunft angemessen war, hieß sie das tun‹ (›Iwein‹ V. 6292).

Man darf nun nicht annehmen, daß diese Wörter im ganzen Mittelhochdeutschen diese sozial fixierte Bedeutung haben; ein Blick in ein mittelhochdeutsches Wörterbuch belehrt eines Besseren. Auch in den höfischen Werken kommen diese Wörter in ihrer »eigentlichen« Bedeutung vor. Es ist hier der Kontext, der die Bedeutung jeweils fixiert. Zugleich wird gerade hier die Funktion der Dichtersprache für eine Elite klar: Außerhalb der sozialen Gruppe, in der die Dichtersprache funktioniert, können diese Wörter gar nicht die sozial fixierte Bedeutung haben; sobald sich die sozialen Voraussetzungen ändern, muß sich auch die Bedeutung ändern, so daß in der späthöfischen Literatur der Eindruck entsteht (entstehen muß?), daß »die höfischen Vorstellungen weiterwirken, ohne daß sie lebendig fortentwickelt werden«, daß das höfische Ethos »längst zum wesenlosen Schall geworden ist« (EGGERS [97] II, S. 141).

2.3.1.1. Das Veldeke-Problem

In diesem Zusammenhang ist das viel und heftig diskutierte »Veldeke-Problem« aufschlußreich. Heinrichs von Veldeke Lieder enthalten zahlreiche sprachliche Charakteristika, die schließen lassen, daß sich die Lieder an ein ostniederländisches Publikum richten. Demgegenüber werden im »Servatius« und noch mehr in der »Eneit« extreme Dialektismen vermieden. Der Autor dürfte Rücksicht auf ein weiter entferntes, hochdeutsches Publikum genommen haben. Dazu kommt ein schwierig zu interpretierender Überlieferungsbefund, was die beiden epischen Werke betrifft: Der »Servatius« ist in einer einzigen vollständigen junglimburgischen Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert (neben den altlimburgischen Fragmenten). Die »Eneit« ist nur in hochdeutschen, mit zwei Ausnahmen in oberdeutschen Handschriften (vollständige und Fragmente) tradiert. Die ältere Forschung nahm teilweise an, daß Veldeke vor allem die »Eneit« für ein hochdeutsches Publikum geschrieben habe, nicht zuletzt wegen der biographischen Bezüge zu Thüringen. Demgegenüber schlossen sich TH. FRINGS und G. SCHIEB den Meinungen an, daß Veldeke Thüringisch nicht wie eine Fremdsprache habe lernen können, und rekonstruierten in mühevoller Kleinarbeit ein – sicherlich mögliches – und aufgrund der altlimburgischen »Servatius«-Fragmente auch wahrscheinliches – Altlimburgisch. Dagegen hat sich wiederum die jüngste Forschung gewandt, weil die gesamte Überlieferung zwar für einen thüringischen, nicht aber für einen limburgischen Archetypus spreche; Heinrich von Veldeke habe dort auf die im Entstehen begriffene oberdeutsche Literatursprache Rücksicht nehmen müssen. Möglicherweise entschärft sich diese Frage dadurch ein wenig, wenn wir stärkeres Gewicht auf die »nördliche« Literatursprache legen: Es handelt sich eben um eine Literatursprache, nicht um einen gesprochenen Dialekt, und eine solche Norm kann als Zielnorm durchaus seine Wirkung auf das sprachliche Schaffen eines (begabten) Dichters haben. Der »Fortschritt« vom »Servatius« zur »Eneit« und auch innerhalb der beiden Teile der »Eneit« könnte, wenn man so spekulieren will, auch ein Zeugnis für die zunehmende Beherrschung literatursprachlicher Regeln sein; wichtiger noch scheint der Einfluß der Gattun-

gen zu sein. Die ›Legende‹ ist durch stärkere dialektale Eigenheiten gekennzeichnet, ist mehr dem Heimatdialekt des Autors verbunden als der höfische Roman. Wie dem letztlich auch sei, die Wirkung und das Wirken literatursprachlicher Normen wird hier deutlich sichtbar.

Vgl. die ausführlichen Literaturangaben (und die guten Übersichtsdarstellungen, die je nach Standpunkt des Verfassers differieren) bei SCHIEB [454] S. 7ff. WOLFF/SCHRÖDER [612].

2.3.2. Funktiolekte in Prosatexten

Da im 13. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Prosa sich erst entwickeln muß, wir zudem auch hier oft erst aus Handschriften informiert werden, die weit später entstanden sind als die Texte, stehen wir bei der Darstellung vor nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Von Berthold von Regensburg z. B. sind aus dem 13. Jahrhundert nur lateinische Predigten überliefert; die Haupthandschriften der deutschen Predigten sind, mit einer Ausnahme aus dem späten 14. Jahrhundert, alle erst im 15. Jahrhundert geschrieben worden; einzelne Stücke der Streuüberlieferung stammen aus der Zeit um 1300. Trotzdem können einige Ansätze beobachtet werden.

Die sog. ›volkstümliche Predigt‹, die für uns in Berthold von Regensburg besonders gut greifbar ist, kann in zweifacher Hinsicht aufschlußreich sein. Bei Berthold findet sich eine Reihe von Lexemen, die als ›höfische Termini‹ in der höfischen Literatur begegnen, aber nicht mit der gruppenspezifischen Bedeutung. »Berthold ... knüpft an die von höfischem Geist noch nicht berührte Ethik der frühmittelhochdeutschen Geistlichkeit an, soweit wir deren Sprache rekonstruieren können.« (EGGERS [97] II, S. 170). Daß Berthold bewußt an Frühmittelhochdeutsches anknüpft, scheint schwer beweisbar zu sein. Wahrscheinlicher dürfte sein, daß unterhalb des Gipfels der obigen sprachsoziologischen Pyramide, außerhalb des höfischen Funktiolekts, die ›alten‹ Bedeutungen im wesentlichen erhalten bleiben und an einem späteren Punkt der Textgeschichte wieder ans Licht kommen. Daß Berthold diese Lexeme aus der höfischen Literatur übernommen hat, ist kaum zu vermuten, weil sich bei ihm keinerlei Kenntnisse dieser Literatur nachweisen lassen. Die oben dargestellten Wörter bieten sich bei Berthold nun etwas anders dar:

tugent: bei Berthold »die rechtschaffende Tüchtigkeit des Christenmenschen« (EGGERS [97] II, S. 170), daneben auch einzelne moralische Qualitäten wie Barmherzigkeit, Demut. Der Einfluß von lat. *virtus*, der ja die semantische Entwicklung von *tugent* wesentlich mitbestimmt hat (s. auch o. 183), ist nicht zu übersehen.

- triuwe:* vom Lehnswesen ist bei Berthold nichts zu merken; *triuwe* meint bei ihm »das treue Festhalten am verordneten Recht« (ebd.).
- māze:* hat bei Berthold eine »ganz vordergründige Bedeutung. Sie wird vornehmlich auf das Essen und Trinken bezogen, und als ihr Gegenbegriff erscheint manchmal *vrāzheit*, »die Viel-esserei.« (ebd.) Auch hier also findet sich die alte, von lat. *temperantia* beeinflusste Bedeutung »Maßhalten«.
- zuht:* auch Berthold geht von der Grundbedeutung »Erziehung, Belehrung« aus und bezeichnet mit *zuht* auch »Erziehung, und zwar im Hinblick auf den moralischen Nutzeffekt« (ebd.).

Eine Frage muß allerdings, zumindest beim derzeitigen Forschungsstand, offen bleiben: Ob hier nicht auch schon wieder Bedeutungsspezialisierungen in einem teilweise neuen Funktiolekt (etwa: geistliche Prosa, oder enger: städtische Predigt) zu konstatieren sind. Wichtig ist, daß der soziale Status, die soziale Rolle des Autors, der Franziskaner-mönch war, und die soziale Struktur des Publikums sowohl der tatsächlich gehaltenen Predigten als auch der Predigtsammlungen, die wahrscheinlich von einem speziellen Minoritenkreis redigiert worden sind (BANTA [17] Sp. 820), ganz anders ist als in der höfischen Literatur.

Möglicherweise hängt der Rückgriff auf »untere« Sprachschichten überhaupt mit den religiösen Strömungen der Bettelorden zusammen. Denn im Bereich der Beginenmystik im deutschen Sprachraum, vor allem bei Mechthild von Magdeburg (ca. 1207–1282), finden sich vergleichbare Phänomene. In ihrer Prosa gibt es immer wieder Übergänge zu gebundener Rede, zu Reim und Rhythmus. Diese gebundenen Formen stammen aber nicht, wie man aufgrund der Metaphorik vermuten möchte, aus dem Minnesang, sondern entweder von »volksliterarischen« Formen wie Rätsel, Schadenzauber, Priamel oder besser von Vorformen von Gattungen (vgl. dazu MOHR [349]). Daneben aber verrät ihre Sprache auch eine Kenntnis der höfischen Bildwelt neben zahlreichen Neuplatonismen und Einflüssen des Hohen Liedes (vgl. dazu die Materialsammlung von LÜERS [306]).

Mit dem Aufkommen neuer Funktiolekte werden also einzelne sozialelemente greifbar, die vorher durch die höfische Dichtersprache völlig verdeckt waren. Noch einmal sei betont, daß es vor allem die geistliche Literatur ist, die schon früh begonnen hat, »untere« Sprachschichten aufzugreifen. Zunächst ist das schon faßbar bei Ebernand von Erfurt und Konrad von Fussesbrunnen, schließlich in den verschiedenen Formen von Prosa, insbesondere in den Werken, die nicht aus dem Lateinischen übersetzt sind.

Daneben aber gibt es eine zahlreiche theologische Prosa, die in erster

Linie Übersetzungsliteratur scholastischer Texte ist und sich damit von volkssprachlicher Mystik grundlegend unterscheidet. In wieweit Übersetzungen mystischer Texte aus dem Lateinischen ins Deutsche eine Sonderstellung einnehmen, müßte erst untersucht werden. Sie dürften bereits eine spätere Phase mystischer Schriftlichkeit darstellen. Die älteste datierte Handschrift der Übersetzung des ›Legatus divinae pietatis‹ Gertruds von Helfta, 1256–1301/2, z. B. stammt aus dem Jahr 1448. Doch ist festzuhalten, daß auch die ›deutsche Scholastik‹ erst im 14. Jahrhundert richtig eingesetzt (vgl. den Forschungsbericht von STEER [544]). Auf einige Hauptaspekte des Verhältnisses zwischen der deutschen Mystik und Scholastik, die in der germanistischen Diskussion bisher eine Rolle gespielt haben, soll hier eingegangen werden.

Die ältere Forschung vertrat die Meinung, daß durch die deutschen Texte die scholastische Theologie dem ›Volk‹ zugänglich gemacht werden sollte (vgl. zusammenfassend und paradigmatisch STEER [545] S. 18 ff.). Damit geht leicht die Vorstellung einher, daß im späten Mittelalter der Versuch unternommen werde, die lateinische Hochscholastik im Deutschen wiederzugeben, wozu eine volkssprachliche wissenschaftliche Terminologie notwendig sei. Die Annahme »einer sich ausbildenden ›deutschen wissenschaftlichen Terminologie im Mittelalter‹ steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu der Auffassung, die diese Terminologie tradierenden Übersetzungstexte seien für ›Leute aus dem Volke‹ und für ›ungelehrte Ordensangehörige‹ geschrieben worden« (STEER [545] S. 22). Dazu kommt, daß nicht die großen scholastischen Texte übersetzt worden sind, sondern in erster Linie Abbreviationen oder Auszüge, von denen die meisten nur in wenigen deutschen Handschriften erhalten sind, oder Werke, die der Seelsorge und Erbauung dienlich sein konnten. Man kann somit nur mit Vorbehalten von einer ›deutschen Scholastik‹ sprechen (so z. B. STAMMLER [541]). Es besteht sogar ein wesentlicher Unterschied zwischen lateinischer Scholastik und deren Rezeption in der Volkssprache: »Die Aufnahme des Aristoteles (oder auch des Neuplatonismus) durch die lateinische Scholastik war ein Prozeß rein wissenschaftlicher Vermittlung und bedeutet denn auch im wesentlichen Leistung und Fortschritt abendländischer Wissenschaft. Die Assimilation der Scholastik und der Kirchenväter durch die deutschsprachige Welt hingegen bedeutet Popularisierung, ist ›Volksbildung‹, würde man heute sagen, und gehört mithin der Geschichte der Pädagogik, nicht der Wissenschaft an.« (RUH [438] S. 74).

Daraus folgt, daß einerseits kaum von der Schaffung einer wissenschaftlichen Terminologie, andererseits ebensowenig von einem deutschen scholastischen Funktiolekt gesprochen werden kann. Wir befinden uns hier in einer sprachgeschichtlichen Situation, die dem Althochdeutschen in manchem gleicht: Es gibt bis ins ausgehende Mittelalter

interlineare Übersetzungen neben sehr freien Behandlungen des Originals. Die Skala der Möglichkeiten reicht von »Übersetzung, Kommentierung« bis zur »freie[n] Nachschöpfung« (RUH [438] S. 73). Die Rezeption der Scholastik geht in verschiedenen Formen vor sich: Übersetzung, Exzerpt, Kompilation, Paraphrase, Kommentar, Exegese (ebd. S. 75 ff.). Es hängt somit wesentlich von der Übersetzungstheorie des jeweiligen Übersetzers ab, welche Form er wählt (dazu STEER [545] S. 587 ff.). Dementsprechend ist auch, je nach Übersetzungstypus, der Einfluß des Lateins verschieden, die Möglichkeiten lexikalischer Transferenz sind wie im Althochdeutschen grundsätzlich offen, die »Spanne« geht »von der Wortkontrafaktur« bis zu Nuancen der Lehnbedeutung« (RUH [438] S. 73). Dabei ist festzuhalten:

- Es werden nur wenig Lehn- bzw. Fremdwörter übernommen. »Es sind immer wieder dieselben Wörter, die uns begegnen: *consciēziē, difinieren, difinierunge, fantasiē (fantasiunge), gracīe, persōn, persōnlich, persōnlichkeit, substanzīe, subtil, trinitāt* usw. Das will besagen, daß der Übersetzer in diesen Fällen auf bereits gängiges Sprachgut greift. Selten ist zu beobachten, wie er bewußt oder aus Verlegenheit ad hoc einen Fremdbegriff einführt.« (RUH [438] S. 81 f.) In der anonymen Übersetzung der ›Summa Theologica‹ des Thomas von Aquin (Handschrift 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts) z. B. ist lat. *obiectum* mit *gegenwurf*, *accidens* mit *zuoval* und dementsprechend *accidentalīe* mit *zuovellig* wiedergegeben. Also auch dort, wo wir im gegenwärtigen Deutsch ein Fremdwort verwenden, findet sich in der mittelalterlichen Übersetzung eine Lehnprägung. Die Rezeption der Hochscholastik brachte somit – im Gegensatz zur Vor- und Frühscholastik – keine neuen Lehnwörter (GINDELE [158] S. 178), sondern
- Lehnprägungen, insbesondere Lehnbildungen, von denen eine große Zahl geschaffen wird, die aber »völlig im Rahmen bewährter Lehnmuster liegen und keine Besonderheiten des Übersetzers darstellen« (GINDELE [158] S. 177). Was also die ›Lehnmuster‹ im Sinn von W. BETZ betrifft, ist die Scholastik nur eine Fortsetzung schon vorhandener Möglichkeiten; hier hat sich seit dem Althochdeutschen nichts geändert, konnte sich auch nichts ändern. Die Scholastik ist sprachgeschichtlich in anderer Richtung bedeutsam, und zwar in der Wortbildung. Durch die Anlehnung ans Lateinische kommt es zu hoher Frequenz und zu festen Funktionen von Abstraktsuffixen. Dem lateinischen *-(t)io* entspricht dabei mhd. *-ung(e)*, dem lat. *-tas* mhd. *-heit/-keit*, dem lat. *-lis* mhd. *-lich*; z. B. in der ›Summa‹: *absentatio* → *abewesunge*, *adjectio* → *zuowerfung*, *appropriatio* → *zuoeigenunge*, *conformatio* → *mitformunge*, *correlatio* → *glichwidertragunge*, *dispositio* → *entwerfung*, *objectio* → *gegenwurfung*, *projectio* → *vürwurfung*, *propriatio* → *eigenunge*, *remotio* → *abenemunge*; *actualitas/acti-*

vitas → *wirklichkeit*, *adversitas* → *gegenkeit*, *conformitas* → *mitformtheit/glichformtheit*, *deiformitas* → *gotformikeit*, *essentitas* → *wesentheit*, *formalitas* → *formlichkeit*, *materialitas* → *materilichheit*, *subsistentialis* → *selbstendikeit/underweselichheit*, *substantialitas* → *understandicheit*, *universalitas* → *allwesenheit*; *aeternalis* → *ewigwesenlich*, *coessentialis* → *einwesenlich/glichwesenlich*, *conformabilis* → *glichförmlich*, *connaturalis* → *glichnatürlich/mitnatürlich*, *essentialis* → *weslich/wesentlich*, *formalis* → *formelich*, *materialis* → *materilich*, *naturalis* → *natürlich*, *personalis* → *persönlich*.

Es ist klar, daß es sich hier um Tendenzen und nicht um starre Regeln handelt. Doch ist die Tendenz sehr stark, man findet z. B. auch dort Neubildungen mit *-ung/*, wo die Verwendung bereits vorhandener Wörter möglich gewesen wäre. »So führt *generatio* zu *geberung* (...), *compraedicatio* zu *samentsprechung* (...), *emanatio* zu *ußfließung* (...), obschon *geburt*, *sprache* (*gespraech*), *herrschaft*, *üzfluz* zur Verfügung standen.« (RUH [438] S. 85) Wie weit die Neologismen der begrifflichen Differenzierung dienen, müßte noch überprüft werden.

Die sprachgeschichtliche Leistung der Scholastik im Deutschen liegt also darin, Wortbildungsmuster, insbesondere auch im Bereich der Abstraktbildung, in ihren Funktionen stabilisiert und produktiv gemacht zu haben. Damit aber hängt auch die Möglichkeit der Entstehung einer Wissenschaftssprache zusammen, die ja eines gut funktionierenden Systems von Mitteln zur Bildung von Abstrakta bedarf.

Noch in einem zweiten Punkt hat die Forschung eine sprachgeschichtliche Wirkung der deutschen scholastischen Prosa vermutet, und zwar einen Einfluß auf die mystische Sprache. Nach dem Buch von O. ZIRKER [623], der aufgrund der *Lemmata* in LEXER [296] eine große sprachschöpferische Tätigkeit der deutschen Mystiker erweisen wollte, weist STAMMLER [513] auf die mittelhochdeutsche Übersetzung der »*Summa Theologica*« hin, »die ein Zeitgenosse Meister Eckharts angefertigt hat. Hier finden wir nicht nur viele bisher für Eckhartisch erklärten Neuprägungen wieder, sondern darüber hinaus eine erkleckliche Anzahl bisher unbekannter theologischer und philosophischer Fachausdrücke.« (S. 22). Die dominikanischen Mystiker hätten durch ihre Predigtstätigkeit diesen Wortschatz kennengelernt und nach dessen Muster »einzelne Worte für ihre mystischen Bedürfnisse neu geprägt oder in neuer Bedeutung gebraucht« (S. 22). STAMMLERS Auffassung ist z. T. geradezu Handbuchmeinung geworden: »Man war bislang gewohnt, die Sprache der deutschen Mystik und ihre gesamte theologische Terminologie als eine originale Leistung zu betrachten. Da wir jetzt aber ... auch die Sprache deutscher scholastischer Werke vergleichen können, zeigt es sich, daß die theologischen Fachausdrücke in den scholastischen und mystischen Schriften zum großen Teil identisch sind. Die deutsche Scho-

lastik aber übersetzt aus lateinischen Quellen. Begriffe, die sich in ihr finden, müssen also als Lehnübersetzungen [besser: Lehnbildungen] aus dem Lateinischen betrachtet werden. Mithin ist zwischen lateinischer Scholastik und deutscher Mystik in diesen Übersetzungen ein Bindeglied entdeckt worden, und mancher deutsche Fachausdruck, den man bislang als von Mystikern frei geschaffen ansah, erweist sich nun als Übersetzungswerk deutscher Scholastiker.« (EGGERS [97] II, S. 185)

Dagegen spricht die Überlieferungslage, die es nicht erlaubt, scholastische Übersetzungen vor dem 14. Jahrhundert anzunehmen. Der früheste derartige Text ist die mittelhochdeutsche ›Summa Theologica‹, deren Handschrift wohl aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt (GINDELES, [158] S. 14, Datierung auf das erste Drittel überzeugt nicht). Zudem hat auch die deutsche Scholastik keine eigene Fachsprache; die Terminologie variiert von Text zu Text. Wie kann also die Mystik von etwas beeinflusst sein, was es in der vorausgesetzten Art gar nicht gegeben hat?

Dies wird auch deutlich, wenn wir in die umgekehrte Richtung blicken: Die dominikanische Mystik hätte dem Thomas-Übersetzer »einen stattlichen Bestand wichtiger scholastischer Termini in deutschem Sprachgewand anbieten können: unser Übersetzer gebraucht aber keinen einzigen Eigenbegriff der Mystik Eckharts und seiner Zeitgenossen« (RUH [436] S. 344).

Als Folgerung aus all dem ergibt sich »für die gesamte Literatur der deutschen Scholastik: sie steht neben der deutschen Mystik, ist gleichzeitig mit ihr entstanden, aber ... terminologisch von ihr geschieden.« (STEER [545] S. 27) Bei diesem Stand der Forschung und des Wissens kann nur eine These gewagt werden: Scholastik und Mystik, zwei Bereiche, die nebeneinander hergehen, haben zwar keine identische Terminologie, wohl aber weitgehend identische Bildungsmuster für ihre Terminologien. Diese Bildungsmuster können teilweise ererbt sein – sie begegnen in Ansätzen schon im Althochdeutschen –, teilweise können sie in beiden Bereichen vom Lateinischen beeinflusst sein. Scholastik und Mystik tragen dazu bei, Wortbildungsmuster produktiv zu machen. Insofern sind Scholastik und Mystik voneinander nicht zu trennen.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Bereichen liegt auf einer anderen Ebene: Die deutsche Scholastik ist Übersetzungsliteratur in verschiedenen möglichen Formen (s. o. S. 187). Volkssprachliche mystische Texte sind zunächst in der Mehrzahl deutsche ›Originalwerke‹. Dabei ist zwischen Beginenmystik und der Mystik der Dominikaner zu unterscheiden. Die Beginen verwenden die Volkssprache, weil sie des Lateins nicht mächtig sind. Die Mystik der Dominikaner ist durch Zweisprachigkeit gekennzeichnet. Latein ist für sie die Sprache der Theologie, Deutsch die Sprache der Mystik. Meister Eckhart spricht also nicht

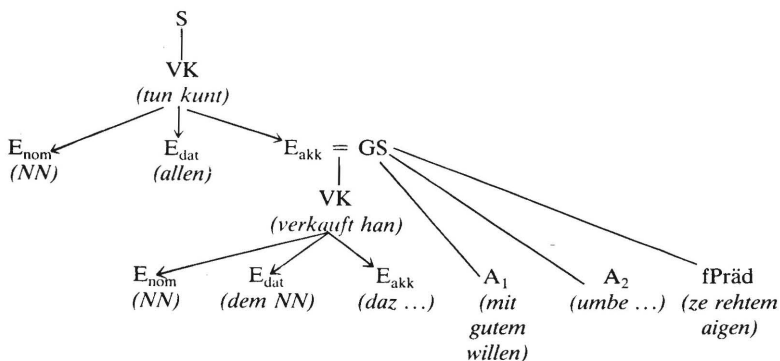
als Magister, wenn er deutsch spricht, auch wenn man gerade hinter der deutschen Terminologie das Lateinische sehen muß.

Weitere Literatur zu Scholastik und Mystik: RUH [437]. LEIER [291] BETZ [38].

Die deutsche Sprache bekommt in der spekulativen Mystik eine neue Funktion. Eckharts »*sermo mysticus* hat einen proleptisch-vorausnehmenden Charakter; Ziel seines Predigens ist nicht der Bericht individueller mystischer Erfahrung, sondern deren Ermöglichung und Erweckung als deren Preisgabe zugunsten der Absolutheit mystischer Erfahrung als solcher.« (HAAS [183] S. 260) Mystische Erfahrung, im wesentlichen die Erfahrung der »unio mystica«, »weiß, daß sie gezwungen ist, sich selber auszusagen, ja die Unmöglichkeit, sich selber auszusagen vermelden muß« (HAAS [184] S. 29). Mystisches Sprechen ist somit ein Paradox. Der Mystiker muß sich einerseits mitteilen: *Wëre hie nieman gewesen, ich müeste sie [die Predigt] disem stocke geprediet hân!* (Meister Eckhart, zit. nach HAAS [184] S. 29). Andererseits erreicht der »*sermo mysticus*«, indem er getan wird, seine Grenzen: *Got ist ein wort, ein ungesprochen wort ... Got ist gesprochen und ungesprochen ... Alsô sprichet der vater den sun ungesprochen unde belibet doch in ime ... gotes uzganc ist sîn înganc* (Eckhart, zit. nach QUINT [408] S. 132). Aus diesem Paradox »wuchern insbesondere die ... negativen Bildungen mit dem Präfix un-, die die speziell mystische Funktion haben, das wîselöse, einvaltige einige ein durch Negierung aller wîsen sprachlich zu fassen, und es durch *abescheidung* zu bestimmen suchen als: *unbegrîflich, unbedâht, unbedenklich, unbekant, unbekantlich, unberûerlich, unbeweglich, unedelich, ungemenet, ungemischt, ungenatûret, ungeschaffen, ungescheiden, ungesihtic, ungestûcket, ungeteilet, ungeworden, unmaezic* ...« (QUINT [408] S. 143).

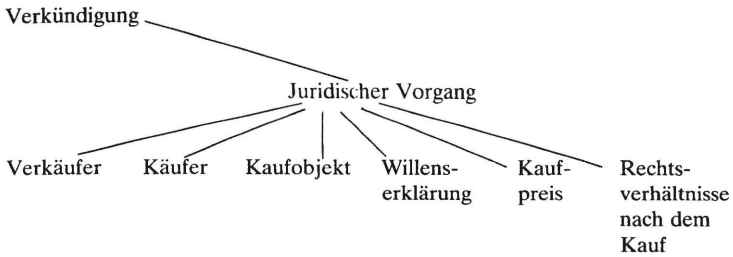
Wir können also von einem mystischen Funktiolekt sprechen, in dem die Sprache eine neue Funktion bekommen hat; und diese neue Funktion hat dann auch ganz »konkrete« Folgen: »Ein Sprachgebrauch, der intentional das aufhebt, worauf Sprache ihrer Natur nach angelegt ist, muß in extremer Weise dem Mißverständnis ausgesetzt sein, da ihre grundsätzliche Uneigentlichkeit, nur durch besondere Sprachformen wie das Paradox oder die Tautologie signalisiert, nicht vor dem Eigentlich-Nehmen bewahren kann.« (RUH [440] S. 595) Man kann sich fragen, ob die Mystiker nicht auch deshalb zur Volkssprache greifen, weil Latein als die Sprache der Wissenschaft diese spezifisch mystische Funktion nicht so leicht übernehmen kann. Zugleich ist neben allen Spekulationen festzuhalten, daß das Publikum der Eckhartschen Predigten größtenteils Nonnen waren und schon deshalb die Verwendung des Deutschen notwendig war.

Vor ganz anderen Problemen stand die Volkssprache bei den Urkunden, die ja im Lateinischen durch einen streng genormten Aufbau, durch eine geregelte Terminologie und durch einen festen Formelschatz charakterisiert sind. Das Zusammenspiel von juristischen Voraussetzungen und der Form der Urkunde geht soweit, daß Änderungen im Rechtsbereich Änderung in der Urkundenform bzw. in Urkundenformeln bewirken (KIRCHHOFF [246]). Im Gegensatz zur theologischen Literatur ändert sich die Textfunktion der Urkunden mit der Übernahme in die Volkssprache nicht, Urkunden dienen stets der Rechtssicherung. Aus diesem Grund übernehmen die deutschen Urkunden weitgehend die »Satzgliederung« der lateinischen Urkunden, »während die Satzbauweise der deutschen Urkunde »eigenständig« ist (SCHUBERT [490] S. 86). Die »Satzgliederung« ergibt sich »aus der juristischen und syntaktischen Genese des Gefüges: Es liegt ein einfaches Rechtsfaktum zugrunde, das durch einen Kernsatz (A verleiht etwas an B) bezeichnet wird. In diesen werden dann notwendige Angaben und Kautelen hineingenommen. Der immer wieder mögliche Rekurs auf den für Verfasser, Schreiber und Urkundsparteien bekannten Grundsachverhalt begünstigte wohl die Erweiterung des Kernsatzes, indem er das Verständnis sicherte.« (SCHULZE [497] S. 115 über sog. »Verleihungsurkunden«) Eine Kaufurkunde besteht demnach in ihrem Kern aus einem Satzgefüge mit einem Obersatz (Verkündungsformel) und einem Gliedsatz, meist einem Inhaltssatz, der das Rechtsgeschehen enthält; hierfür wird die Dependenzstruktur in einem Satz geradezu optimal genützt (in Abwandlung von SCHUBERT [490] S. 79):



Symbole: S = Satz, VK = verbaler Kern, $E_{\text{nom/dat/akk}}$ = Ergänzung im Nominativ/Dativ/Akkusativ, GS = Gliedsatz, A = Angabe, fPräd = freies Prädikativ, eine einfache Linie bedeutet ein Konstituenz-, ein Pfeil ein Dependenzverhältnis.

Dieser syntaktischen Struktur entspricht die juridische Struktur:



Ähnlich lassen sich auch andere Urkundentypen darstellen (SCHUBERT [490]).

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Funktiolekten ist nicht bloß der Wortschatz, sondern in sehr hohem Maße auch die Syntax wesentliches Kennzeichen. Sicherlich spielt in der Urkundensprache auch der Wortschatz eine große Rolle, da eine Rechtsterminologie soweit wie möglich eindeutig sein muß.

Wie sehr die Syntax entscheidend sein kann, zeigt auch die sprachliche Gestaltung der Arengen: Im Unterschied zu den lateinischen Urkunden wird in den deutschen Urkunden die Arenga, die eine allgemeine, meist redensartige Begründung enthält, sehr früh von der Promulgatio getrennt: »Was ursprünglich den von Protokoll und Eschatokoll eingerahmten Text eröffnet hatte und auf ihn, wie allgemein auch immer, bezogen war, das stand nun als allgemeiner Vorspruch am Anfang der Urkunde.« (REIFFENSTEIN [418] S. 190) Sobald also ein traditionelles Element weder syntaktisch noch logisch mit der Promulgatio verbunden ist (was der ältere Typus sein dürfte), entsteht eine völlig neue Argumentationsstruktur, die Arenga wird hauptsächlich rhetorisches Schmuckwerk und kann deshalb auch wegbleiben. Derartiges ist aber nur bei den Urkundenteilen geschehen, die nicht unmittelbare rechtliche Relevanz, also nicht den Zweck der Rechtssicherung haben.

Zur Klarstellung ist festzuhalten: Die oben dargestellte syntaktische Grundfigur gilt vor allem für Privaturkunden, die auch deshalb an Zahl so stark zunehmen, weil die private Urkunde in das deutsche Recht rezipiert wird; »bis weit in das 13. Jahrhundert hinein kennt das deutsche Recht die Urkunde nicht; es ist noch nicht schriftlich geworden« (KIRCHHOFF [246] S. 305).

Literatur zum Aufkommen der deutschen Urkundensprache zusammengestellt bei BOESCH [44] S. 56.

2.4. Das Entstehen eines volkssprachlichen Wir-Gefühls (II): Das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit und der Vielfalt

Mit Notker ist in der Entwicklung des Wortes ›deutsch‹ ein Wendepunkt erreicht: In seinen Texten bezeichnet *diutisk* ›deutsch‹ im heutigen Sinn, doch nur die Sprache, nicht deren Träger (s. o. S. 79). Die lateinische Entsprechung *teutonicus* hingegen steht bereits in Urkunden Ottos I. für den Volksnamen. Es kann demnach nur eine Frage der Zeit sein, bis *diutisk* ›nachzieht‹. Dieser Weg läßt sich sehr klar anhand des ›Annoledes‹, (ca. 1080 entstanden, doch erst in Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten), in dem sich die frühesten Belege für die erweiterte Verwendung finden, zeigen:

- (1) *man sagit, daz dar in halvin noch sîn, / die dir diutischin sprecchin.* (20, 21f.)
- (2) *den sidde hîz er dû cerin / diutischi liuti lērin.* (28,11f.)
sidir wārin diutischi man / ci Rōme lif unti wertsam (28, 17f.)
- (3) *in diutischemi lande.* (7,4)
wider diutsche lant. (18,12)
ci diutischimo lante. (24,8)

Wir sehen hier drei Typen der Verwendung: (1) bezeichnet die Sprache, (2) die Sprachträger, (3) das Land der Sprachträger, wobei in (2) und (3) das Adjektiv ›deutsch‹ die Substantive *man* bzw. *liuti* und *lant* attribuiert. Man spricht in der Volkssprache also nicht mehr von einzelnen Stämmen, sondern von einem größeren Ganzen. Der ehemalige östliche Teil des Frankenreiches hat aufgrund der politischen Entwicklung zu so viel Selbstbewußtsein gefunden, daß die einzelnen ›Dialekte‹ als Teile dieses größeren Ganzen empfunden werden. Dieses ganze kann nun als Identifikationsmerkmal der Sprachteilhaber dienen. In diesem Sinne gebraucht dann Walther von der Vogelweide in seinem zweiten ›Reichstonspruch‹ *tiuschiu zunge* für ›deutsches Volk‹: *sō wē dir, tiuschiu zunge, / wie stēt dīn ordenunge!* (9,8f.). Und Wolfram von Eschenbach theoretisiert: *er dunket mich der witze ein kint, / swer nicht der zungen lāt ir lant / dā von die sprāche sint bekant* (Willehalm 73, 8ff.). Die Ausweitung der Kontexte des ursprünglichen Sprachadjektivs hat eine Gleichsetzung von Sprache und Sprachraum ermöglicht.

Von diesem Stadium an kann ›deutsch‹ auch der Abgrenzung gegenüber anderen dienen. In den Kasseler Glossen heißt es noch: *Tole sint Uualhā, spāhe sint Peigira*, den Welschen stehen ›bloß‹ die Baiern gegenüber, doch in der ›Kaiserchronik‹ ist es »dann *daz Dutisc volch*, das den *Romaeren* gegenübergestellt wird« (REIFFENSTEIN [419] S. 259). In der ›Kaiserchronik‹ begegnen auch die ersten Belege für die Substantivierung *die Diutiscen* (V. 16899).

Der deutsche Sprachraum wird als eine Einheit gesehen: Walther von

der Vogelweide umgrenzt ihn *Von der Elbe unz an den Rîn / und her wider unz an Ungerlant* (56, 38f.). Gottfried von Straßburg sagt vom Limburger Heinrich von Veldeke: *er inpfete daz erste ris / in tiutischer zungen* (V. 4738f.). Reinbot von Durne (um 1250) spricht *von Tyrol rehte unz an Bremen / ... / von Bresburg unz an Metze* (›Hl. Georg‹ V. 61 ff.), und Friedrich von Sonnenburg nennt um 1270 noch Verona als deutsch: *Von Metze hin zu Brunewic / von Lübeke ze Berne* (55, 9f.).

Im späten Mittelalter, das keine literatursprachliche Norm mehr kennt, äußern sich die Autoren auch über die Dialekte, wobei diese stets als Teile des Deutschen empfunden werden. Berthold von Regensburg macht die Gliederung des deutschen Sprachraums in ›Ober-‹ und ›Niederländisch‹ zum Thema seiner 18. Predigt; darin heißt es: *Ir wizzet wol, daz die niderlender unde die oberlender gar ungelich sint an der spräche und an den siten. Die von Oberlant, dort her von Zürich, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sahsen, die sint ungelich an der spräche*. Berühmt, häufig zitiert und immer noch unverstanden ist die Stelle aus Hugos von Trimberg ›Renner‹, in der der Autor die einzelnen Dialekte charakterisiert: *Swāben ir wörter spalent, / Die Franken ein teil si valtent, / Die Beier si zezerrent, / Die Düringe si üf sperrent, / Die Sahsen si bezücent, / Die Rînliute si verdrücent, / Die Wetereiber si würgent, / Die Misenener si vol schürgent, / Egerlant si swencent, / Oesterriche si schrencent, / Stirlant si baz lencent, / Kernde ein teil si sencent, Bēheim, Ungern und Lamparten*. (V. 22265 ff.) Die Dialekte nennt Hugo *lantsprache* und ordnet sie ausdrücklich dem Deutschen zu: *Die lantspräche da vor genant / in tiutschen landen sint bekant* (V. 222f.).

Es ist sicher kein Zufall, daß sich das Bewußtsein der sprachschöpferischen Sprachteilhaber im späten Mittelalter so gewandelt hat. Dies dürfte mit literatursprachlichen Normen zusammenhängen. Das hohe Mittelalter, das zu einer einzigen Norm tendierte, brauchte die dialektale Vielfalt nicht zu artikulieren. Erst zu dem Zeitpunkt, zu dem sich die Zielnormen geändert haben, zu dem überregionale Schriftdialekte die Spitze der sprachsoziologischen Pyramide zu bilden beginnen, wird die diatopische Struktur des Deutschen auch schreibsprachlich bewußt.

Literatur: KROGMANN [275]. EGGERS [97] II, S. 8ff. SONDEREGGER [536] S. 37ff.

2.5. Probleme der Periodisierung des Mittelhochdeutschen

Das alles kann helfen, die Periodisierung des Mittelhochdeutschen etwas besser in den Griff zu bekommen. Das Mittelhochdeutsche ist die Periode, in der sich die Sprachteilhaber, derer wir überhaupt noch ›habhaft‹ werden können, der Einheit ihrer Sprache in einem staatlichen

Gebilde bewußt werden. Hierin unterscheidet sich das Mittelhochdeutsche grundlegend vom Althochdeutschen, das, wie dargelegt, weit stärker die Volkssprache als Stammessprache empfindet. Mit dem Bewußtsein von anderen Varietäten setzt eine neue Haltung gegenüber der Sprache ein, die sich auch in anderen Bereichen bemerkbar macht; wichtig ist außerdem, daß auch dieser Bewußtseinswandel zum erstenmal in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Texten fixiert wird.

Eine Übersicht kann die wichtigsten Unterschiede, die alle in vorausgehenden Kapiteln erörtert worden sind, deutlich machen:

Mittelhochdeutsch bis 1250	ab 1250
Bewußtsein von der sprachlichen Einheit	Zusätzliches Bewußtsein von sprachlichen Varietäten
Reimvers	Prosa
Entwicklung eines poetischen Funktionlektivs	Ansätze zur funktiolektalen Differenzierung

Es zeigen sich somit ab der Mitte des 13. Jahrhunderts deutliche, fast möchte man sagen: sprachtheoretische Differenzen (vgl. die in eine ähnliche Richtung gehenden Bemerkungen von HOFFMANN [216]).

Dieser Eindruck wird durch sprachsysteminterne Phänomene gestützt: Vom Althochdeutschen hebt sich das Mittelhochdeutsche durch den ›Sekundärumlaut‹ ab (s. o. S. 53f.), durch die graphische Kennzeichnung der phonemisierten Umlautvokale sowie der Abschwächung der Nebensilbenvokale (s. o. S. 61) mit allen Konsequenzen besonders im Flexionssystem (s. u. S. 198ff.). Die phonemischen Kennzeichen des Frühneuhochdeutschen, die ›nhd. Diphthongierung‹ und die ›nhd. Monophthongierung‹ sowie die Änderungen der Vokalquantitäten, sind in einzelnen Dialekten schon im 12. Jahrhundert zu beobachten; daß sie zusammen in der Mehrzahl der Texte dominieren, kann allerdings erst für die Zeit um 1500 festgestellt werden (darüber s. Bd. 2).

Damit sind wir auf die Problematik nahezu einer jeden Periodisierung gestoßen: Wann vollzieht sich im Kernbereich des Sprachsystems und des Sprachverwendungssystems der ›Sprung‹ vom qualitativ Neuen ins quantitativ Signifikante? Unter diesem Aspekt scheint es angemessen, den Schnitt zwischen dem Mittelhochdeutschen und dem Frühneuhochdeutschen nicht um 1250 anzusetzen, sondern das Jahrhundert von 1250 bis 1350 als eine Übergangs- oder Vorläuferphase des Frühneuhochdeutschen zu betrachten. Um 1350 ist der ›Sprung‹ dann in so weiten Bereichen vollzogen, daß wir von einer neuen Periode sprechen können. Allerdings ist wie beim Späalthochdeutschen und Frühmittelhochdeutschen festzuhalten, daß einzelne Traditionen, insbesondere Vertextungsstrategien weit in eine neue Periode hineinreichen können. Ein

Einbruch aber um 1250 ist ja auch in der politischen und sozialen Geschichte zu beobachten. Deswegen läßt die Historiographie um die Mitte des 13. Jahrhunderts das »späte Mittelalter« beginnen.

3. Entwicklungstendenzen im Sprachsystem

3.1. Flexionsmorphologie

3.1.1. Umbau der Substantiv- und Verbflexion

Die althochdeutsche Grammatik kennt noch eine Reihe von ererbten Deklinationenklassen, die allerdings im Vergleich zu früheren Sprachstufen schon vereinfacht sind. Im Gotischen ist das Deklinationssystem noch weit komplizierter. Folgende althochdeutschen Klassen werden gemeinhin aufgeführt:

a-Deklination: Maskulina (*tag*), Neutra (*wort*), dazu einige Subklassen, von den besonders die sog. *iz/az*-Stämme (*kalb*, Pl. *kelbir*) sprachgeschichtliche Funktion bekommen.

i-Deklination: Maskulina (*gast*), Feminina (*anst*)

o-Deklination: Feminina (*geba*)

n-Deklination: Maskulina (*hano*), Neutra (*herza*), Femina (*zunga*)

Die zahlenmäßig kaum repräsentierten Klassen wie *u*-, *r*-, *nt*-Stämme sowie die sog. Wurzelnomina bleiben hier außer Betracht, da sie sehr früh schon entweder von den starken Reihen aufgesogen werden oder ein bloß relikthafes Dasein führen. Die vier wichtigsten Deklinationenklassen sind vor allem in der Pluralflexion, genauer: in der Endung der 1. Person Plural distinkt, während sie im Singular teilweise zusammengefallen sind. Das zeigt folgende Übersicht, die das Flexionsschema der Substantive vom Typ *tag*, *gast*, *wort* und *kalb* enthält:

Sing.	Nom.		- ∅	
	Akk.		- ∅	
	Dat.		- e	
	Gen.		- es	
Plur.	Nom.	- a	* - i	(* - ir) - ∅
	Akk.	- a	* - i	(* - ir) - ∅
	Dat.	- um	* - im	(* - ir) - um
	Gen.	- o	* - o	(* - ir) - o
		<i>tag</i>	<i>gast</i>	<i>wort, kalb</i>

* bedeutet Umlaut des Stammvokals, im Althochdeutschen also den Wechsel /a/ → /e/. *-ir ist nicht als Kasus, sondern als reines Numerussignal anzusehen, an das dann, entsprechend den *a*-Neutra, die Kasusendungen treten.

Das althochdeutsche Deklinationssystem läßt bereits einige Tendenzen erkennen: Eine Opposition zwischen Nominativ und Akkusativ besteht nur noch bei den maskulinen und femininen *n*-Stämmen (*hano – hanon, zunga – zungūn*), Genitiv und Dativ Plural neigen zum selben Flexiv in allen Klassen.

Auf dieses System wirken seit dem Spätmittelhochdeutschen der ›Sekundärumlaut‹ und die Nebensilbenabschwächung. »Dazu kommt der Wandel von flexiv. *-m* > *-n* und der Schwund des unbetonten Vokals in zweiter flexivischer Silbe (*-ono* > *-en*).« (STOPP [546] S. 329 Anm. 4), weiters in bestimmten Fällen Apokope und Synkope von schwachtonigem /a/, im ›Normalmittelhochdeutschen‹ meist durch <e> wiedergegeben, nach /l/ und /r/ (Genaueres dazu s. PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 55 ff., § 24). Das oben aufgeführte Teilsystem sieht im Mittelhochdeutschen dann folgendermaßen aus:

Sing.	Nom.	– ∅	
	Akk.	– ∅	
	Dat.	– (e)	
	Gen.	– (e)s	
Plur.	Nom.	(*) (e)	(* -er) – ∅
	Akk.	(*) (e)	(* -er) – ∅
	Dat.	(*) (e)n	(* -er) – (e)n
	Gen.	(*) (e)	(* -er) – (e)
		<i>tac, gast</i>	<i>wort, kalp</i>

Bereits bei dieser kleinen Auswahl aus dem Flexionssystem wird der Strukturwandel deutlich: Ursprünglich distinkte Klassen sind zusammengefallen (maskuline *a*- und *i*-Stämme). Der Umlaut ist einerseits lexemgebunden, d. h. es gibt kein äußerlich erkennbares Zeichen, ob ein Substantiv seinen Plural mit Umlaut oder ohne ihn bildet. Andererseits tritt er nunmehr bei allen Vokalen auf, so daß er eine deutlichere Signifikanz erhält, er wird zu einem speziellen Pluralsignal. Weil der Umlaut morphologisiert worden ist (s. S. 55), tritt er auch bei Flexionsklassen auf, bei denen der Umlaut nicht etymologisch begründet ist: z. B.

	ahd.	mhd.
Sing.	<i>fater</i>	<i>vater</i>
Plur.	<i>fatara</i>	<i>vater(e) / veter(e)</i>

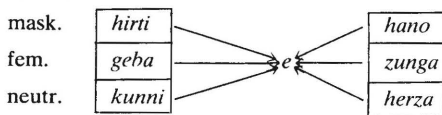
vater, ursprünglich der *r*-Deklination angehörig, tritt auf diese Weise in die Klasse von *gast* über. Ähnliches gilt für das Pluralmorph *-er*, das im 13. Jahrhundert seinen Funktionsbereich auszuweiten beginnt. Im »Armen Heinrich« Hartmanns von Aue z. B. kommen die Pluralformen *kleit* und *kleider* kurz hintereinander vor: *hie z er die maget alzehant / abe ziehen diu kleit. / des was sī frō unde gemeit; / sī zarte diu kleider in der nāt* (V. 1204 ff.), je nach den Bedürfnissen des Metrums oder des Reims (Genaueres zum *-er*-Plural bei GÜRTLER [178]). Die Tendenz, die Numerusopposition eindeutig zu kennzeichnen, ist unübersehbar. In all den Fällen, in denen der Umlaut eintritt, ist es möglich im Sinn eines »radical de pluriel« (J. FOURQUET zit. bei WERNER [591] S. 101) von einem eigenen »Pluralstamm« zu sprechen.

Diese deutliche Opposition ist allerdings nur als Tendenz vorhanden. Bei einer Reihe von Substantiven besteht kein solcher Gegensatz. Er wurde nicht zuletzt dadurch ermöglicht, daß die Endung des Nominativs Singular, die, falls sie vokalisch bzw. nicht \emptyset war, zu /ə/ geworden war, sich zu einem Teil des Stamms entwickelt hat:

	ahd.	mhd.
Nom.	<i>tag – \emptyset hirt – i</i>	<i>tac – \emptyset hirte – \emptyset</i>
Gen.	<i>tag – es hirt – es</i>	<i>tac – es hirte – s</i>

Klassen bzw. Subklassen fallen zusammen, <*e*> wird positionsgebundene Variante eines Flexivs (vgl. die Beschreibung der Distribution bei STOPP/MOSER [546 a]). Der Nominativ Singular ist von da an im Deutschen ein unmarkierter Kasus. Ermöglicht wurde die Verlagerung der morphologischen Grenze durch die Abschwächung der Endsilben. Da schon im Althochdeutschen die Hauptopposition Nom./Akk. – Dat. + Gen. lautete, genügte zu deren Kennzeichnung die morphologische Opposition \emptyset -Flexiv.

–(*e*)*n* wird zur Endung des Dativs Plural in allen Klassen. Doch dies ist nur ein kleiner Schritt zu einem System, in dem jede Funktion durch eine Form ausgedrückt wird, zugleich ein Hinweis auf die »Auflösung« der alten Klassen. »Starke« und »schwache« Substantive sind in ihrer Grundform nicht mehr zu trennen:



Die Klassenzugehörigkeit ist somit lexembunden, auf diese Weise dem Umlaut vergleichbar. Damit sind völlig neue flexivische Verhält-

nisse geschaffen, das System der Substantivdeklinaton muß sich neu strukturiieren (das Ergebnis dieses Prozesses s. in der übersichtlichen Tabelle bei STOPP/MOSER [546a] S. 99 und PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 156f., § 133a).

Zugleich liegt in diesem System schon der Ansatz zu weiteren Wandlungen: Bereits das Mittelhochdeutsche hat den Gegensatz Singular – Plural zu der Hauptopposition in der Substantivflexion gemacht. Doch bei einer Reihe von Wörtern ist der Plural unmarkiert: *hirte* – *hirte*, *krōne* – *krōne*, *wort* – *wort*. Derartige Wörter übernehmen dann vor allem in der frühneuhochdeutschen Periode eindeutige Pluralendungen vor anderen Klassen: *hirte-n*, *krone-n*, *wört-er*. Damit ist das System im wesentlichen beim neuhochdeutschen Stand angelangt.

Vergleichbares ist auch beim Konjugationssystem zu beobachten: Das Althochdeutsche kannte folgende Großgruppen:

›Starke Verben‹: dadurch gekennzeichnet, daß sie das Präteritum ohne spezielles Suffix, sondern durch einen regelmäßigen Wechsel des Stammvokals (›Ablaut‹) bilden; in den Flexionsendungen gleich, verschieden in der Bildung der Tempusstämme; im ganzen acht ›Ablautklassen‹, die zwei Subklassen der ›ehemals reduplizierenden Verben‹ eingeschlossen.

›Schwache Verben‹: mit dem Charakteristikum, daß sie das Präteritum mit einem Dentalsuffix bilden; in der Flexion des Präsens Indikativ und des Konjunktivs I unterschieden; die Präteritalendungen hingegen sind gleich.

›Präteritopräsentien‹ und einige Resttypen.

Die schwachen Verben sind nach Bildungsweise und ansatzweise nach semantischen Kriterien zu trennen:

- (1) mit dem Suffix *-j-*, das im Althochdeutschen meist schon geschwunden ist; zum großen Teil entweder kausative Ableitungen von Verben von Adjektiven: *sprengen* < **sprang-j-an* (Präteritum von *springan*, somit eigentlich ›springen machen‹), *heilen* < **heil-j-an* (›heil machen‹);
- (2) mit dem Suffix *-o-*; häufig Ableitungen von Substantiven mit der Bedeutung ›das Basissubstantiv »als Instrument tätig werden lassen«‹ (NAUMANN/BETZ [369] S. 74): *salbōn* ← *salba*;
- (3) mit dem Suffix *-ē-*; einige wenige ererbte *ē*-Stämme (*habēn*, vgl. lat. *habēre*) oder, wenn es sich um Derivate handelt, inchoative Verben: *fūlēn* ← *fūl* (›faul werden, faulen‹).

Aufgrund dieser Klassenbildung sind bestimmte Oppositionen möglich:

$r\ddot{o}ten$ < **rot-j-an* ›rot machen‹
 vs. $r\ddot{o}t\bar{e}n$ < **r\ddot{o}t-\bar{e}-n* ›rot werden‹.

Durch die Vorgänge im Phonologischen ändert sich dieses Verbsystem in mehreren Punkten:

– Im Mittelhochdeutschen gibt es nur noch eine ›reduplizierende‹ Klasse:

	ahd.		mhd.
Vokal des Präterital- stammes (s. o. S. 59)	/ia/		
	/io/		/ie/

ahd.	<i>haltan – hialt</i>	>	mhd.	<i>halten – hielt</i>
	<i>loufan – liof</i>	>		<i>loufen – lief</i>

– Die Präsensflexion der starken und der schwachen Verben wird einheitlich, die Verbalklassen sind aufgrund der Flexionsendungen vom Präsens Indikativ und Konjunktiv I nicht mehr zu unterscheiden (s. dazu WOLF [607]). Eine Ausnahme bilden neben dem Verbum ›sein‹ die Präteritopräsentien, zu denen im Mittelhochdeutschen auch *wellen* zu zählen ist. Diese Gruppe hat ihre Eigenart bis heute erhalten, wofür wohl auch semasiosyntaktische Gründe anzuführen sind: Es handelt sich im wesentlichen um die Gruppe der Modalverben.

– Die drei ›schwachen‹ Konjugationsklassen fallen zusammen. Dadurch entfallen die morphologischen Möglichkeiten der semantischen Differenzierung. Bei umlautfähigen Stammvokalen bekommt der Umlaut distinktive Funktion:

roeten < *r\ddot{o}ten* vs. *r\ddot{o}ten* < *r\ddot{o}t\bar{e}n*

Als Ersatz zum Ausdruck bestimmter Aktionsarten werden periphrastische Mittel verwendet: *tuon* und *machen* z. B. zum Ausdruck kausativer Bedeutung (*diu mich froelich singen tuot*. Ulrich von Winterstetten XVIII 2, 9. Vgl. dazu auch WEISS [586]), *beginnen* oder *werden* mit jeweils verschiedener Syntagmatik für inchoative Aktionsart.

– Die Opposition Präsens Indikativ – Konjunktiv I wird vor allem im Pluralparadigma neutralisiert:

ahd. <i>nemumēs/nemēm</i> <i>nemet</i> <i>nemant</i>

mhd. <i>nemen</i> <i>nemet</i> <i>nemen(t).</i>
--

ahd. <i>nemēm/nemēn</i> <i>nemēt</i> <i>nemēn</i>
--

Präs. Indik.

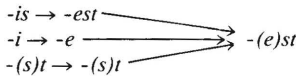
Konj. I

Zunächst sind noch die Formen der 3. Person Plural distinkt: *-ent* vs. *-en*. »Das Ausgleichsstreben mit der 3. Pl. Conj. wirkte wol darauf, daß eine Nebenform *-en -in* sich bildete, die zuerst fränkisch begegnet ... Bei den Mitteldeutschen des 12. und 13. Jh. ist sie schon häufig.« (WEINHOLD [578] S. 391, § 369)

Streben nach Ökonomie im Flexionssystem zeigt sich vor allem auch im Flexiv der 2. Person Singular. Im Althochdeutschen waren dafür drei Endungen vorhanden:

- *s*: im Präsens, Konjunktiv I und II der starken und schwachen Verben und im Präteritum der schwachen Verben: *nimis, nemēs, nāmis; suochis, suochēs, suohtōs, suohtīs*.
- *i*: Präteritum Indikativ der starken Verben: *nāmi*.
- *t*: bei den Präteritopräsentien: *scalt, maht, weist*. Daneben auch *st*-Formen: *gitarst, kanst*.

Schon im 9. Jahrhundert wird die Endung *-s* »durch *t* zu *-ist* bzw. *-est, -ost* verlängert« (BRAUNE/EGGERS [52] S. 258, § 306 b). Ausgangspunkt dafür dürfte das enklitisch angefügte Pronomen *thu/du* sein: *lisistu, suochistu*. Unterstützt haben diesen Vorgang die *st*-Formen der Präteritopräsentien. Im Laufe des Mittelhochdeutschen können wir einen völligen Ausgleich beobachten, der dann zum modernen Stand führt:



Das Mittelhochdeutsche ist, was die Flexionssysteme betrifft, eine sprachhistorisch wichtige Epoche: »Die eingreifendsten morphemischen Strukturveränderungen ergeben sich auf dem Weg vom Ahd. zum Mhd.« (WERNER [590] S. 367 über die Verbflexion). Zahlreiche Oppositionen werden aufgegeben, womit die im Althochdeutschen funktionierenden Systeme weitgehend zerstört werden. Zwei Möglichkeiten der Neuorganisation werden genutzt: die Umstrukturierung, dies vor allem im Bereich der Substantivdeklinations, und der weitere Ausbau der analytischen Möglichkeiten. Dies zeigt sich ganz deutlich im verbalen Bereich (neue Tempora, Periphrasen zur aktionalen und modalen Differenzierung), aber auch im substantivischen (Artikelgebrauch ist die Regel). Das bedeutet aber nicht bloß, daß »immer mehr lautliches Material nötig geworden [ist], um eine gleichbleibende Menge von Mitteilungen zu transportieren« (WERNER [590] S. 381), sondern darüber hinaus die Schaffung neuer Differenzierungsmöglichkeiten, neuer Oppositionen. Das System wird dadurch vielfältiger.

Weitere Literatur: FÖRSTER [128].

3.1.2. Ausbau der Verbalperiphrase: das Futur

Im Bereich der Verbalperiphrase mit dem Part. II setzt das Mittelhochdeutsche Tendenzen fort, die im Althochdeutschen wirksam geworden sind. Es entsteht dadurch die Möglichkeit, in die Zeitopposition Aktualität – Vorzeit, ausgedrückt durch die Tempora Präsens – Präteritum, zusätzliche Phasenoppositionen (unmarkiert – vollzogen) zu bringen. Die neu entstandenen und grammatikalisierten Tempora übernehmen dabei – das lehrt ein Blick in die Darlegungen I. SCHRÖBLERS [392] S. 364 ff., § 301 ff. – allmählich Aufgaben des »alten« synthetischen Präteritums, das teilweise durch das Präfix *ge-* unterstützt worden ist. Die Opposition Präteritum – Perfekt ist einseitig in Richtung Präteritum aufhebbar, wobei dann meist der Kontext Vollzugssignale liefert. Was die Funktionenverteilung bei den Vergangenheitstempora betrifft, erscheint das Mittelhochdeutsche als eine Übergangsperiode zum Neuhochdeutschen.

Ganz anders hingegen bei den sprachlichen Mitteln zum Ausdruck zukünftigen Geschehens. Das Althochdeutsche kannte dazu verschiedene Möglichkeiten:

- (1) Einfaches Präsens: *Mit thiū quimit ther hērro thes uuīngarten, uuaz tuot her thanne then uuīnzurilon?* (Tatian 124,4). Vgl. den lat. Ausgangstext: *Cum ergo venerit dominus vineae, quid faciet colonis illis?* Dies auch in deutschen Originaltexten: [Es ist die Rede vom Jenseits.] *thie lāzit man thar īngan* (Otfrid II, 23, 21).
- (2) Konjunktiv I: *thin fater, thie īz gisihit in tougalnesse, gelte thir.* (Tatian 33,3). Vgl. lat. *pater tuus, qui videt in abscondito, reddet tibi.*
- (3) »Im Hochdeutschen ist von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des Mhd. *scal* mit Infin. die bevorzugteste Umschreibung; allerdings sind sichere Beispiele stets wenig zahlreich« (BEHAGHEL [25] II, S. 258f.): *Miin gheist scal uuesan undar eu mittem* (Isidor 17); vgl. lat. *Spiritus meus erit in medio uestri. Er scal sinen drūton thrāto gimūnton* (Otfrid I, 5, 51).
- (4) Seltener: *wellen + Inf.: then alten sātanasan wilit er gifáhan* (Otfrid I, 5, 52); den Vers zuvor mit *scal* s. o. unter (3).
- (5) Wohl erst bei Notker und dann im Mittelhochdeutschen: *muozan + Inf.: so muoz iomannoliū keuago sin dero guollichī* (Notker, zit. bei BEHAGHEL [25] II, S. 260); vgl. lat. *erit contentus.*
- (6) *werdan + Part. I: Inti nu uuirdist thū suigenti inti ni maht sprehan* (Tatian 2,9); vgl. lat. *Et ecce eris tacens et non poteris loqui.* In dieser Funktion, d. h. zur Kennzeichnung inchoativer Aktionsart, begegnet häufig auch das Präteritum von *werdan*: *Tho ward mūnd siner sar spréchanter* (Otfrid I, 9, 29).

Das Althochdeutsche – das soll diese Übersicht belegen – kennt keine systematischen Mittel zur Kennzeichnung zukünftigen Geschehens. Temporale Möglichkeiten, Mittel der modalen oder/und aktionalen Differenzierung überlappen sich hier. Dies ist auch noch der Stand im Mittelhochdeutschen (vgl. dazu die Übersicht bei SCHRÖBLER [392] S. 360ff., § 298ff.). Keiner dieser Ansätze hat sich gehalten, sondern durchgesetzt hat sich die Fügung *werden* + *Infinitiv*.

Einzelne Belege für diese Periphrase finden sich schon ziemlich früh, auch wenn eine Reihe von althochdeutschen Belegen als umstritten gelten muß (die Zusammenstellung und Diskussion der hierher gehörenden Beispiele bei SALTVEIT [446] S. 185ff.; kritische Bemerkungen schon vorher besonders bei KLEINER [250] S. 26 Anm. 36). Als, nicht ganz eindeutiger, frühester Beleg für *werden* + *Inf.* kann Otfrid V, 25, 45 gelten: *Súntar thaz gescrib min wirdit bézzira sin* (vgl. die Diskussion dieser Stelle bei SALTVEIT [446] S. 185f.; SCHRÖDER [487] hält SALTVEITS Interpretation für gesichert). Ebenso dürfte eine Stelle aus den rheinfränkischen Bruchstücken der *Cantica* aufzufassen sein (Hs. wohl um 1000, Text bei STEINMEYER, Denkmäler Nr. XXXIX): *ne helle begien uuirdit dir noh dot lobot dih* (lat. [*non*] *infernus confitebitur tibi neque mors laudabit te*). Eindeutig ist eine Stelle aus einer Psalmübersetzung aus St. Lambrecht: *wer wirt in den luften gelichen dem herren, wer wirt gelich wesen dem herren in den chinderen gotes* (12. Jh.). Häufiger werden diese Fügungen dann im 13. und vor allem im 14. Jahrhundert.

Strittig ist vor allem die Geschichte dieser Periphrase (vgl. den Forschungsbericht bei ERBEN [102] Sp. 250f. EBERT [93] S. 60f.). BEHAGHEL II [25] S. 262 geht davon aus, daß die Konstruktion *werden* + *Part. I* die ursprüngliche sei, und plädiert für »eine lautliche Entwicklung« vom Partizip I zum Infinitiv (*-ende* > *enne* > *ene* > *en*), so daß vor allem bei »Partizipialumschreibung im Nebensatz (*daz wir gebende sin, lösende werden*)« die Opposition Partizip – Infinitiv aufgehoben erscheint (vgl. dagegen SALTVEIT [446] S. 248f.). Dagegen hat schon KLEINER [250] S. 91 festgestellt, daß zumindest im Alemannischen das Nebeneinander beider Fügungen nicht auf diese Weise erklärt werden könne, weil ein »Abfall der Partizipialendung *-de* im 13. Jh. nicht festzustellen« sei und meint, daß eher »die Vermischung der Form des Part. Präs. mit der Form des flektierten Inf.« Ausgangspunkt einer Oppositionsneutralisierung sei.

Demgegenüber nimmt WILMANN [601] III/1, S. 177 Analogiewirkung an: »Unter dem Einfluß der synonymen Verba [gemeint sind Verben wie ahd. *biginnan*, *gistantan*] trat an die Stelle des Partizipiums der Infinitiv.« (Ähnlich auch NAUMANN [368] S. 117) Auch nach Meinung H. PAULS [391] IV, S. 127 »nötigt das erste Auftreten und die Verbrei-

tung dazu, einen vollständigen Ursprung der Inf.-Konstruktionen ohne Einfluß des Part. anzunehmen«.

I. DAL [81] S. 132 nimmt eine vermittelnde Stellung ein: »Hierbei haben teils lautliche Faktoren gewirkt, teils analogischer Einfluß der Verbindungen von *sollen* und *wollen* mit Infinitiv«, wobei sie wohl den lautgeschichtlich bedingten Synkretismus als das Primäre ansieht (vgl. ihre ausführlichen Darlegungen in [74] S. 202).

Mit SALTVEIT [446] ist allerdings das Alter dieser Periphrase zu betonen. Es scheint notwendig, *werden* + Inf. in seinem systematischen Zusammenhang zu sehen. Ohne Zweifel ist die Fügung *werden* + Part. I älter; sie steht neben *sein* + Part. I. (Diese Konstruktionen werden zudem vom Lateinischen gestützt.) Damit ist im Althochdeutschen folgendes Oppositionsschema gegeben:

wesan + Part. I	vs.	wesan + Part. II
werdan + Part. I		werdan + Part. II

Das Teilsystem der Verbalperiphrasen mit Partizipien ist im Althochdeutschen streng symmetrisch: Ausgenützt und kombiniert werden zwei Oppositionsreihen, einmal der Gegensatz Part. I (Verlaufsform) – Part. II (Vollzugsform) und die schon erörterte (s. S. 80) Opposition *wesan* (durative) – *werdan* (inchoative Aktionsart). Und in diesem System kann dann die Kombination Verlaufsform + inchoatives Verb (*werdan*) auch futurische Funktion(en) übernehmen. Daneben kommt früh schon die Periphrase *werdan* + Inf. auf, wohl in Analogie zu funktionsähnlichen Modalverben (diese Analogie dürfte der Grund dafür sein, daß *werdan* + Inf. sehr früh neben der aktionalen oder temporalen auch modale Bedeutung hat; vgl. den Beleg aus St. Lambrecht) oder anderen Verben, die inchoative Aktionsart signalisieren können (vgl. WILMANN'S Hinweis auf *biginnan* und *gistantan*). Auch hier, also wie in der Kombination mit Part. I, begegnet das Hilfsverb *werden* in allen seinen Formen, somit auch im Präteritum, wo dann die Aktionsart anzuzeigen Hauptaufgabe der Periphrase wird: *Pinte schire vliende wart* (Reinhart Fuchst 101). *er wart mit vlize vrägen sie* (Livländische Reimchronik 319). Daneben aber, und das ist wichtig, begegnet seit dem 12. Jahrhundert auch die Periphrase *wesen* + Inf.: *Wise uns üz gehelfen van dere grözer düfenen* (Arnsteiner Mariengebete 236f.) Auch bei der Infinitivumschreibung spielt also die Opposition *sein* – *werden* ihre vom System her »angestammte« Rolle. Daß sich in der Folge nur das Präsens von *werden* in dieser Verbindung durchgesetzt hat, dürfte seinen Grund darin haben, daß es im Tempussystem seine bestimmte Aufgabe, nämlich die Signalisierung einer Erwartungsphase übernommen hat, wäh-

rend die aktionalen Aufgaben im deutschen Verbalsystem zurückgedrängt werden, weshalb auch *sein* + Inf. sich nicht behaupten konnte.

Früh begegnet auch ein Futurum praeteriti, das die Erwartungsphase auf der Ebene der Vorzeit ausdrückt und das äußerlich den präteritalen Konjunktivformen von *werden* gleicht: *und swer ir ilen hat gesehen, / der müeste des für wār jehen, / daz nie von kuniges kinde, / wart gesehen also swinde, / über velt gegangen, / dā si wurd emphanen, / von Arrogūn diu kunigin.* (Ottokar von Steiermark, Österr. Reimchronik 4712ff., zit. nach ERBEN [102] Sp. 255). Das Präteritum des Hilfsverbs *werden* konnte wohl deshalb diese Aufgabe nicht übernehmen, weil es im Bereich der Aktionsarten festgelegt war. Als dann *wart* + Inf. im 16. Jahrhundert ausstarb, war *würde* + Inf. schon so weit grammatikalisiert, daß eine Änderung im System nicht mehr möglich war. Ausgegangen könnte dieses Futurum praeteriti von Verwendungen des Konjunktivs II in indirekter Rede sein, wie sie schon in der ›Altdeutschen Genesis‹ vorkommt: *sprach, der altēre wurte uile mahtich ... , daz aue der iungere wurte der hēre* 5348–51 (›er sagte, daß der Ältere sehr mächtig, der Jüngere hingegen der Angesehenere würde‹). Weitere Beispiele bei SCHRÖBLER [392] S. 363f., § 300.

Lautliche Entwicklungen werden dann als Katalysator bei der Verdrängung des Partizips I durch den Infinitiv gewirkt haben; das Durchsetzen einer von ehemals zwei konkurrierenden Fügungen dürfte auch dazu beigetragen haben, daß das Partizip I spätestens im 17. Jahrhundert aus dem verbalen Bereich gewichen ist (s. die späteren Belege für *sein* + Part. I bei HEYNE [207] Sp. 313f., *werden* bei ERBEN [102] Sp. 248). Bedenkenswert ist auch der Hinweis von ERBEN [102] Sp. 250, die Entwicklung anderer Fügungen mit dem Infinitiv zusammen mit der Futurperiphrase »in eine umfassende Untersuchung einzubeziehen«.

Weitere Literatur: LUCAE [305]. MONSTERBERG-MÜNCKENAU [350]. CRENSHAW [77]. MERKES [335]. HINSDALE [208]. BECH [21]. KURRELMAYER [283]. RICK [421]. MEYER [338]. WINKLER [603]. ARON [6]. CLARK [64]. GUERICKE [177]. HOLMBERG [217]. LASCH [286]. MOSSÉ [357]. SALTVEIT [445]. LAWSON [289]. GERVASI [157]. SCHIEHLE [462]. OUBOUZAR [387].

3.2. Zur Syntax

3.2.1. Entwicklungen im Bereich der Adverbialsätze

Die folgende Übersicht soll auf Entwicklungstendenzen zunächst im Bereich der Subjunktionen, die Adverbialsätze einleiten, hinweisen. Es werden dabei dieselben logisch-semanticen Verhältnisse ausgewählt wie bei der Darstellung des Althochdeutschen (s. o.). Die Tabelle bezieht sich auf folgende Texte: Hartmanns von Aue ›Iwein‹, ›Nibelungen-

Gedanken- verhältnis	Iw	NL	Urk.	Tauler	Erk.
Temporal	<i>dō</i> <i>swenne</i>	<i>dō</i> <i>swenne</i>	<i>do</i> <i>swenne/</i> <i>swan</i>	<i>do</i> <i>wenne</i>	<i>do</i> <i>wann/</i> <i>(s)wenn</i>
	<i>sō</i> <i>als</i> <i>unz (daz)</i>	<i>sō</i> <i>als</i> <i>unz</i>	<i>untz (daz)</i> <i>piz (daz)</i> <i>ē (daz)</i>	<i>so</i> <i>also</i> <i>untze (das)</i> <i>bitze (das)</i> <i>e (denne)</i>	<i>vncz</i> <i>ee (das)</i>
Kausal	<i>ē daz</i> <i>sīt</i> <i>die wīle</i> <i>bedaz</i>	<i>ē</i> <i>sīt (daz)</i> <i>die wīle</i>	<i>die wile</i>	<i>die wile</i> <i>denne das</i> <i>nach dem</i> <i>das</i>	<i>dy weil</i> <i>als dikch</i> <i>als pald</i> <i>darnach vnd</i> <i>wy</i> <i>seit (nv)</i>
	<i>sīt</i> <i>wan(d)</i>	<i>sīt</i> <i>wan</i> <i>nū</i> <i>durch daz</i>	<i>wan</i>	<i>sit/sit dem</i> <i>male das</i> <i>umbe das</i> <i>von dem</i> <i>das</i> <i>die wile</i>	<i>wann</i> <i>darvmb das</i> <i>dauon das</i> <i>also / der</i> <i>worten das</i> <i>daran als vil</i> <i>denn wenn</i>
Konditional	<i>ob</i>	<i>ob</i>	<i>ob</i>	<i>ob</i> <i>so</i> <i>wenne</i> <i>also</i>	<i>ob*</i> <i>wa</i> <i>da</i>
Konzessiv	<i>swie</i> <i>ob</i>	<i>swie</i> <i>ob</i>		<i>wie</i> <i>ob</i> <i>noch denne</i> <i>das</i> <i>in dem das</i>	<i>wye</i> <i>(vnd) ob</i> <i>(s)wenn</i> <i>wie wol</i>

lied, Augsburger Urkunden des 13. Jahrhunderts (nach Eshelman [110]), Taulers Predigten (nach Züllig [624]), »Erkenntnis der Sünden« (nach Putzer [407]). Die Textgrundlage beginnt also im hohen Mittelalter und geht bis zum Ende des 14. Jahrhunderts.

Ein Vergleich mit der Übersicht über die Subjunktionen bei Otfrid und Notker (s. o. 101) zeigt, daß der Kernbestand vom frühen bis ins späte Mittelalter gleich bleibt; dies gilt für alle vier dargestellten logisch-semantischen Klassen. In den Bereichen, in denen das Mittelhochdeutsche Neuerungen gegenüber dem Althochdeutschen aufweist, war das althochdeutsche System unzulänglich. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir die beiden spätmittelalterlichen Systeme betrachten: Während im temporalen Bereich die Subjunktionen, die allgemein-zeitliche Verhältnisse anzeigen, ziemlich konstant bleiben, ist das Teilfeld der speziell-zeitlichen Subjunktionen in stärkerer Bewegung. Eine Ausnahme bildet *die wile*, das spätestens vom hohen Mittelalter an stabilisiert erscheint. Doch kommt es nach Ausweis von LEXER [296] III, Sp. 887 auch schon in frühmittelhochdeutschen Texten vor. Es handelt sich um Versuche in einzelnen Texten, spezielle Zeitverhältnisse vor allem mit subjunktionalen Syntagmen wiederzugeben. Hier ist kaum noch ein Ansatz zu einem systematischen Aufbau zu sehen. Ähnliches trifft auch für die weiteren Gedankenverhältnisse zu. Lediglich die Klasse der konditionalen Relationen kommt mit weniger und einfacher strukturierten Elementen aus.

Neben *sō* hat nunmehr auch dessen ursprünglich verstärkende Zusammensetzung *als* (< *alse* < *alsō*) temporale Funktion übernommen. In der Gegenwartssprache steht es überhaupt anstelle von *dō*, das im Mittelhochdeutschen als temporale Subjunktion noch am häufigsten vorkommt. *alsō* steht bereits im »Heliand« und bei Otfrid für *sō*, allerdings nur in modaler Bedeutung (»ganz wie«). Temporales *alsō* begegnet erst im Frühmittelhochdeutschen. »Und noch in der Wiener Genesis v. 1–2000 stehen 13 Vertreter des *so* gegenüber einem *also* (569), im Nibelungenlied etwa 35 *so* gegen nur 7 *also*. (BEHAGHEL [25] III, S. 67)

doch scheint in unseren mittelhochdeutschen Texten nicht mehr in subjunktionaler Funktion auf. Seine Verwendung als Subjunktion »reicht vom Germ. bis ins Mhd., erhält aber schon in ahd. Zeit Wettbewerb durch *so wie so* ... bei Hartmann noch im Erec, den Liedern, dem 1. Büchlein, nicht mehr im Arm. Heinr., Greg., Iwein, ein paarmal bei Wolfr. u. Gottfr.« (BEHAGHEL [25] III, S. 161) Im Mittelhochdeutschen ist dann *swie* die vorherrschende Subjunktion in diesem Bereich. Daneben kommt auch *ob* vor, das auch der Kennzeichnung konditionaler Verhältnisse dient. Hier sind es dann Korrelate im übergeordneten Satz, bei konzessiven Gefügen vor allem *doch*, die das Gedankenverhältnis eindeutig machen.

Einen Sonderfall stellen die kausalen Subjunktionen dar, dies aus zwei Gründen, die sich aber gegenseitig bedingen. Man muß zunächst davon ausgehen, daß das am häufigsten verwendete Einleitewort zur Kennzeichnung kausalen Satzanschlusses, gleichgültig ob neben- oder unterordnend, bereits im Althochdeutschen *wanta* ist. Es ist dabei die Position des Verbs, die in den meisten Fällen erkennen läßt, ob es sich bei dem *wanta/wande*->Satz< um einen Haupt- oder einen Gliedsatz handelt. Dasselbe gilt für das Mittelhochdeutsche, wie zwei Beispiele aus dem ›Prosa-Lancelot‹ zeigen (zit. nach BETTEN [32] S. 25). Es erweist sich an diesem Punkt der Argumentation als günstig, aus einem Prosadenkmal zu zitieren, da in Verstexten Serialisierungsregeln freier gehandhabt werden (müssen), auch wenn die Handschrift, die den Text überliefert, erst um 1430 geschrieben worden ist. Doch sie weist eindeutig »auf eine etwa 200 Jahre ältere Vorlage zurück« (SCHIEB [459] S. 168):

- (1) *Der ritter der vertriben wart von manschlacht der fur zu Claudas, der syns herren fynt was, wann er wüst wol das er im wilkomen was, wan er vil wüst des konig Bohorts dinges und des konig Bans.*
- (2) *Galahot sah sie komen, und wundert yn was sie da mit meynten, wann er wol wüst das syns volckes wol zwiernet als vil was als des andern.*

»Es wäre widersinnig, die beiden *wann*-Sätze unterschiedlich behandeln zu wollen, etwa indem man den ersten *wann*-Satz ... als lockeren koordinierten Anschluß interpretierte (nhd. *denn*) im Gegensatz zur subordinierten Struktur mit Endstellung des finiten Verbs ...« (BETTEN [32] S. 25). Aufgrund solcher Beobachtungen kommt I. SCHRÖBLER zu dem sicher nicht ganz richtigen Schluß (s. dazu weiter unten), daß eine »klare Abgrenzung zwischen der beordnenden und unterordnenden Funktion ... nicht immer möglich und nicht immer sinnvoll« sei (in: PAUL/MOSER/SCHRÖBLER [392] S. 440, § 354,3). Das Streben, Satztypen auch im Einleitewort deutlich auseinanderzuhalten, dürfte also eine Ablösung von *wande/wan* durch andere Partikeln begünstigt haben, nicht zuletzt deshalb, weil die Unterscheidung zwischen Haupt- und Gliedsatz zum Teil für das Verständnis eines Gefüges von Bedeutung sein konnte (ähnlich auch ARNDT [5] S. 392).

Dazu kommen funktionale Gründe (das Folgende in engem Anschluß an EROMS [108], der hier an KESELING [242] S. 77 ff. anknüpft). Im Althochdeutschen entwickelt sich die temporale Partikel *sīd* zur kausalen und übernimmt z. T. von *nū* die Aufgabe der Kennzeichnung einer Sachverhaltsbegründung, während *wanta* der Äußerungsbegründung dient: *sīd* [= Sachverhaltsbegründung, nhd. *da*] *tes sīechen mūot ze ērest in dīen gerēchen neuuās. dāz sī mīt imo māhti disputare. uuānda* [= Äußerungsbegründung, nhd. *weil*] *io disputatio subtilis ist. unde acuta* (Not-

ker, zit. nach EROMS [108] S. 91). In dieser Funktion unterscheidet sich die Subjunktion *wanta* nicht von der homophonen Konjunktion, weswegen D. WUNDER [615] S. 165 schon für Otfrids Syntax konstatiert: »Der Ausweg kann nur darin bestehen, in dem *wanta*-Satz weder HS [i. e. Hauptsatz] noch NS [i. e. Nebensatz] zu sehen, sondern eine dritte Art von Sätzen, die ich als Kommentarsätze ansprechen möchte.« Im Spätalthochdeutschen dringt *wanta/wanda* in den Funktionsbereich von *sīd/sīt* ein und erwirbt die Fähigkeit, auch Sachverhaltsbegründungen einzuleiten. Zur genauen Differenzierung bildet sich im Mittelhochdeutschen folgendes System heraus:

	Sachverhalts- Äußerungs- begründungen	
<i>sīt</i> (Subjunktion)	+	-
<i>wande</i> ¹ (Subjunktion, Gliedsatz vorangestellt)	+	-
<i>wande</i> ² (Subjunktion, Gliedsatz nachgestellt)	-	+
<i>wande</i> ³ (Konjunktion)	-	+

Das System ist somit klar gegliedert. Es ist durchaus sinnvoll, die Subjunktion *wande* von der Konjunktion *wande* zu trennen. Allerdings unterscheiden sich die einzelnen Satztypen nicht schon durch ihre Einleitewörter, wie sonst schon häufig üblich. *wande*² und *wande*³ sind aufgrund der Position des finiten Verbs distinkt, während *wande*¹ sich von *wande*² und *wande*³ durch die Position des ganzen von ihm eingeleiteten Satzes unterscheidet. Ein solches System ist zwar ökonomisch, kommt mit wenigen Zeichen aus, doch es kann sehr leicht zur Quelle von Mißverständnissen werden.

Dazu kommt, daß im Laufe des Mittelalters *wande* < (h)*wanta* mit einer anderen Partikel, und zwar *wan* »praeter« lautlich zusammenfällt, wozu dann noch die lautliche Konkurrenz mit *wanne/wenne* »quando« kommt. Dieser Zustand fördert schon früh das Aufkommen neuer Subjunktionen bzw. die subjunktionale Verwendung von Syntagmen wie *die wile*. Unter den homophonen Partikeln kommt es zu Funktionsüberschneidungen, wie sie auch noch in den drei Haupthandschriften der »Erkenntnis der Sünde« (alle aus den Neunzigerjahren des 14. Jahrhunderts) auftreten (nach PUTZER [407] S. 161):

	Funktion	Hs.	Schreibvarianten und ihre Frequenz	
			<i>wann</i>	<i>wenn</i>
(1)	Kausalsatz einleitend	A	352	12
		B	336	5
		I	326	7
(2)	konditional-temporalen, konzessiven NS/temporalen Fragesatz einleitend	A	57	46
		B	53	48
		I	50	43
(3)	Vergleichsgröße/-satz nach einem Komparativ; exzeptive Aussage	A	19	62
		B	18	62
		I	14	65

Diese Tabelle zeigt zunächst, daß die Varianz innerhalb der drei Handschriften ziemlich gering, daß das (idiolektale) System der ›Erkenntnis‹ somit ziemlich fest ist. Sie zeigt weiter, daß in der Funktion (1) die Graphie *wann* bei weitem überwiegt (was nicht überrascht), in der Funktion (3) hingegen *wenn*, obgleich nicht so stark. (2) ist als Übergang aufzufassen. Das will sagen, daß zwischen (1) und (3) eine klare Opposition besteht. Dazu nun eine weitere Tabelle:

Strukturmerkmal	kausaler <i>wann</i> -Satz	konditional-temporaler <i>wann/wenn</i> -Satz
Korrelat	<i>darumb/dauon</i> (37mal)	<i>so</i> (32mal)
Satzstellung	fast ausschließlich (zu 99,2%) Nachsatz	sowohl Vorder- (34,3%) als auch Nachsatz (65,7%)
Stellung des finiten Verbs	sowohl Zweit- (zu 67,5%) als auch End-/Späterstellung	fast ausschließlich (zu 94,8%) End-/Späterstellung

Die Opposition zwischen (1) und (3), zwischen *wann* und *wenn*, wird durch mehrere Strukturmerkmale gekennzeichnet. Im Gegensatz zum modernen Deutsch, das die logisch-semantischen Gliedsatzklassen hauptsächlich durch distinkte Subjunktionen kennzeichnet, stehen dem mittelalterlichen Deutsch mehrere charakterisierende ›zusammenarbeitende‹ Elemente zur Verfügung. Wichtig ist zudem, daß *wann* seine Aufgabe im wesentlichen wieder auf Äußerungsbegründung eingeschränkt hat, daß es, wie die zweite Tabelle zeigt, mehr Hauptsätze als Gliedsätze einleitet, da als Subjunktionen bereits weitere Elemente fungieren (so auch bei Tauler). Ein Ersatz der homophonen Zeichen durch

neue, distinkte dient also der ›Disambiguierung‹, auch wenn er zunächst dem Prinzip der sprachlichen Ökonomie zu widerstreiten scheint. Anders ausgedrückt: im Frühneuhochdeutschen wird das zunächst eindeutig dominante, aber multifunktionale *wann* von *da*, *weil* und *denn* abgelöst, während sich im konditionalen Bereich *wenn* durchsetzt, somit den Platz von mhd. *ob* übernimmt, dessen Aufgabe auf die Einleitung von interrogativen Inhaltssätzen (Auskunftssätzen) beschränkt wird (vgl. zum Ganzen auch SCHIEB [460]).

Diese Bewegungen im Bereich der kausalen Partikeln ist vor allem durch neue Argumentationsstrategien in spätmittelalterlicher Prosa ausgelöst worden. EROMS [108] hat gezeigt, daß sich schon im 13. Jahrhundert textartspezifische Begründungsstrukturen konstituieren. In den Urkunden überwiegen *wande/wan*-Sätze in Spitzenposition, denn »Urkunden sammeln vornehmlich begründete Rechtssätze und bauen nicht mit Begründungsstrategien größere Textpassagen auf« (S. 101); demgegenüber ist in den Predigten Bertholds von Regensburg »kausale Argumentation« in Form von nachgestellten *wann*-Sätzen (vor allem Hauptsätzen) »ein Prinzip, das für den Textaufbau genützt wird, indem mit Begründungsimplicationen ($A \supset B$) Aussagen verklammert werden« (S. 103). Wenn aber Kausalsätze in jeweils bestimmten Formen textuelle Funktion bekommen, dann ist es sicherlich günstiger, bereits mit den Einleitewörtern eindeutige Signale zu haben.

3.2.2. Bemerkungen zur Komplexität in Satz- und Textsyntax

Wie wir gesehen haben, sind schon in der althochdeutschen Syntax die Mittel zum Ausdruck derselben Gedankenverhältnisse in hypotaktischen Gefügen wie im Mittelhochdeutschen vorhanden. Es ist deshalb erstaunlich, daß auch in Handbüchern noch die Meinung vertreten wird, »mittelalterlichem Denken« sei »die Entwicklung eines gestuften Satzes« schwer gefallen (TSCHIRCH [556] II, S. 47), daß somit das Auftreten komplexer Strukturen ein Problem der Genese von Satzgefügen sei. Wenn dem so ist, dann müßte man damit rechnen, daß die frühmittelhochdeutsche Literatur hinter den erreichten Stand besonders des Späthochdeutschen zurückgegangen ist. In der Tat kann man für die frühmittelhochdeutschen Texte eine Reihe von syntaktischen Merkmalen feststellen, die die »Empfindung einer imponierenden Einheitlichkeit« vermitteln (DE BOOR [46] I, S. 244). Es ist u. a. die vorherrschende »Reihung einfacher Hauptsätze, die parataktische Fügung« (ebd. S. 251). Falls Unterordnung vorkommt, entsteht für den modernen Leser sofort der Eindruck von »komplizierten, aber sprachlich nicht bewältigten Hypotaxen-Systemen« (ebd. II, S. 42). Verstärkt wird dieser Eindruck von der vorwiegend asyndetischen Aneinanderreihung der Sätze, logischer

Anschluß kommt selten vor. Wenn ein Konnektor verwendet wird, dann – vor allem in narrativen Passagen – *dō*. Dieses Urteil trifft auf eine Reihe von frühmittelhochdeutschen Werken zu, aber auch auf solche umfangreichen Texte wie die ›Kaiserchronik‹ (dazu die ausführliche Untersuchung von EILERS [101]).

Es wäre aber im ganzen verfehlt, hier ein sprachgeschichtliches Problem, d. h. eine Entwicklung der *langue*, zu sehen. Es dürfte sich vielmehr um ein stilgeschichtliches Phänomen handeln. Bereits H. DE BOOR hat erkannt, daß sich einzelne Textarten unterschiedlich verhalten (zur frühmittelhochdeutschen Predigt vgl. auch FROMM [148]). Im Vergleich zum ›Ezzolied‹ »schaffen die größeren Anforderungen des weitverzweigten Inhalts [der ›Wiener Genesis‹] ebenso wie die ausgebildeten Satzformen der Quellen und Vorlagen eine Behandlung des Satzbaus, die dem Ezzo und einem Teil der kleineren Denkmäler beträchtlich überlegen ist« (DE BOOR [46] II, S. 42f.). Noch deutlicher ist der stilistische Abstand der Verstexte zu den Prosatexten, die zudem Übersetzungen aus dem Lateinischen sind. In der Übersetzung von Alkuins Traktat ›De virtutibus et vitiis‹ z. B. »kehren sich die Verhältnisse völlig um gegen Alles, was wir an der Poesie beobachtet hatten« (DE BOOR [46] II, S. 53). Doch auch hier ist wieder zu differenzieren: H. M. ROCKWOOD [424] will anhand des Prosa-Korpus (11. und 12. Jahrhundert) von F. WILHELM festgestellt haben, daß Gebets- und Gesetzestexte einen hohen, Texte der Unterweisung und Belehrung hingegen einen niedrigen Grad an syntaktischen Komplexität aufwiesen (vgl. dazu die kritische Rezension von SCHIEB [461]).

In diesen Zusammenhang ist auch die Satzanknüpfung zu stellen: Die frühmittelalterliche Prosa verwendet weit mehr Konnektoren als die gleichzeitige Versdichtung. Zwei Textproben aus dem 12. Jahrhundert können dies belegen; zunächst die ›Ältere Judith‹: *Dō gided dū gūti Jūdithi, / dū zi goti wol digiti, / sū hīzzir machin ein bat. / ziwāri sagich ū daz: / sū was diz allir schönisti wīb. / sū zīrti woli den ir līb. / sū undi ir wīb Āvi, / dī gīngin zi wāri / ūzzir der burgi / undir dī hidinischī menigī.* (V. 59ff.). Als Gegenbeispiel eine kurze Passage aus dem schon erwähnten Traktat Alkuins: *Chere dich uondem ubele. unte tūo dazguōt. wanez en genūget neheineme daz er daz ubel uermīdet. ernewelle daz guōte tuon. noch en hilfet niecht daz er daz guōte tūot.* (Z. 9ff.) Das Textstück aus der ›Älteren Judith‹ enthält nur einen Konnektor, und zwar einen ›illokutiven‹. D. h. dem Hörer wird signalisiert, daß ein erzählender Satz (mit dem finiten Verb im Präteritum) folgt, wobei in der ›älteren Judith‹ von zwölf ›strophenähnlichen‹ Abschnitten acht mit *dō* einsetzen. Der Autor hat diesen Konnektor also zu einem Gliederungssignal gemacht.

Demgegenüber kommen in Alkuins Traktat in einem kürzeren Text-

stück drei Konnektoren vor, zwei (*unte* und *noch*) dienen der Anreihung, *wan* stellt einen logischen Anschluß her (zum System der Konnektoren im Mittelhochdeutschen s. WOLF [608]).

Aus all dem wird ersichtlich, daß auch dem Mittelhochdeutsch des 12. Jahrhunderts die textsyntaktischen Möglichkeiten einer intensiven Satzanknüpfung mit Hilfe von Konnektoren, die Möglichkeiten, verschiedene Konnexrelationen zu erzeugen, zur Verfügung stehen. Je nach Textart, je nach Vertextungsstrategie werden diese Möglichkeiten unterschiedlich genützt.

Auf solche Weise läßt sich dann auch der Unterschied zwischen vor- und hochhöfischer Epik beschreiben. Für die ›Kaiserchronik‹ z. B. hat EILERS [101] S. 80f. die hohe Frequenz des Konnektors *dō* festgestellt; Ähnliches läßt sich für die weiteren narrativen Werke dieser Periode ermitteln. In den hochhöfischen Epen geht die Verwendung von *dō* zurück, andere Konnektoren treten stärker hervor (vgl. die Übersicht bei WOLF [609]). Dieser Befund geht Hand in Hand mit der Komplexität der Satzsyntax. »Es ist sicher nicht ausreichend, diese syntaktischen Erscheinungen ausschließlich unter dem Etikett der ›primitiven Struktur‹ zu beschreiben« (BETTEN [32] S. 33 Anm. 77), sondern es dürfte sich, worauf eben (S. 172) schon in anderem Zusammenhang aufmerksam gemacht worden ist, als notwendig erweisen, die unterschiedlichen Vertextungsstrategien unter dem Aspekt der ›Mündlichkeit‹ vs. ›Schriftlichkeit‹ genauer zu betrachten. Narrative Texte bleiben länger mündlichen Vertextungstraditionen verhaftet als nicht-narrative, auch wenn epische Großformen, zu denen die ›Kaiserchronik‹ z. B. sicherlich gehört, ohne ›Buch‹ nicht denkbar sind. So erklärt sich zum einen die Differenz zwischen frühmittelhochdeutscher Epik und Prosa, die eben eine weitaus stärker ›verschriftlichte‹ Form ist. Dabei ist zu beachten, daß die Prosatexte in P. WILHELMS Sammlung zur Gänze nicht-narrativ sind. Zum andern läßt sich auch der Unterschied zwischen vor- und hochhöfischer Epik dadurch erklären, daß die höfischen Werke durch eine Artifizialität gekennzeichnet sind, die nichts mehr mit ›mündlichen‹ Vertextungsstrategien zu tun hat. Dies zeigt sich auch im Unterschied zwischen den sog. höfischen Epen und dem ›Nibelungenlied‹ (vgl. WOLF [609] und zum Ganzen auch BETTEN [32] S. 32f.). Wenn wir also von einer Entwicklung sprechen (wollen), dann höchstens von einer Entwicklung im Bereich der Vertextungsstrategien (vor allem von narrativen Texten), nicht aber im Bereich der Vertextungsmöglichkeiten oder -mittel.

Ähnliches gilt auch für die spätmittelalterliche Prosa: »Daß mit der scholastischen Übersetzungsliteratur die Hypotaxe einsetzt, ist sicherlich kein Zufall; die deutsche Mystik kennt sie erst in geringem Maße, und je weniger sie im eigentlichen Sinne mystisch und damit auch affektisch ist.« (RUH [437] S. 52) Das Nebeneinander von mystischer und schola-

stischer Literatur beweist, daß es jeweils verschiedene Intentionen sind, die die Autoren zu einem Mehr oder Weniger an satz- und textsyntaktischer Komplexität greifen lassen. Differenziertere Verbalisierungsbedürfnisse führen sicherlich zu einem differenzierteren Handhaben der vorhandenen Möglichkeiten.

3.3. Neue Wortbildungsmittel

Wie wir bereits gesehen haben, ist die spätmittelalterliche theologische Prosa auch dadurch gekennzeichnet, daß sie bestimmte Wortbildungsmittel extensiv ausnützt. So spielen für die Begrifflichkeit Abstraktbildungen eine große Rolle, wie auch folgender Vergleich zwischen Hartmann von Aue und Mechthild von Magdeburg zeigt (nach KARG [230] S. 10):

Bildungen mit	Hartmann	Mechthild
<i>-heit/-keit</i>	38	156
<i>-lichkeit</i>		
<i>-unge</i>	4	74
<i>-nisse</i>	–	19

Diese Angaben beziehen sich auf die ungefähr gleiche Textmenge (vgl. dazu auch die prägnanten Bemerkungen von RUH [439]).

Im verbalen Bereich »wuchern jetzt die Partikelbildungen mit *abe-, ane-, hin-, her-, üf-, üz-, umbe-, wider-, vol-, zuo-*« (HENZEN [203] S. 23). In all diesen Fällen handelt es sich aber nicht um »neue Wortbildungsmittel« (HENZEN ebd.), sondern darum, vorhandene Wortbildungsmittel produktiv zu machen. Darin liegt, wie dargestellt, eine wichtige sprachgeschichtliche Leistung der neuen Prosa-Funktiolekte.

Demgegenüber verhält sich die höfische Dichtersprache ganz anders. Sie hat, von einigen individualstilistischen Phänomenen wie den zahlreichen *-sam*-Bildungen bei Gottfried von Straßburg abgesehen (dazu ERBEN [103]), Wortbildungstypen nicht zu einem funktiolektalen Charakteristikum gemacht. Der enge sprachliche Kontakt mit dem Französi-schen aber brachte nicht nur eine große Anzahl von Lehnwörtern, sondern auch einige Lehnsuffixe, die dann ihren Platz im System der Wortbildungsmittel einnahmen. Bei der Darstellung können wir uns vor allem auf die umfangreichen Forschungen von E. ÖHMANN stützen (in den einzelnen Artikeln, die zu den jeweiligen Suffixen angegeben werden, finden sich auch Hinweise auf ältere Literatur).

-lei: Dieses Morphem begegnet bereits im 12. Jahrhundert, wenn auch vereinzelt. Häufig wird es von den Autoren des 13. Jahrhunderts verwendet. Zunächst ist es noch ein selbständiges Wort mit der Bedeu-

tung ›Art, Weise‹, wenngleich in formelhaft fixierter Verwendung im Genitiv, was seine Grammatikalisierung gefördert haben dürfte: *manger leie*, *aller leie*, *drierleie marterēr* (›Renner‹ V. 21039), *vierleie liute* (ebd. 21025). Auf diese Weise konkurriert *leie* mit *hand*; im ›Nibelungenlied‹ z. B. hat die Handschrift B und C *maniger hande*, wofür A *manigerleye* setzt (Ausgabe BARTSCH/DE BOOR 436,3).

Gottfried von Neifen nutzt diese Konkurrenz zur stilistischen Variation: ... *der meie / der uns bringet manger hande guot, / bluomen unde manger leie* (XXIV 1, 1ff.), Neidhart zur Häufung: *komen sint die bluomen manger hande leie* (32,12; so nach der Handschrift R, in c fehlt *hande*). Vor Adjektiven wird aus dem Syntagma eine Wortbildung: *blümen allerlei gevar* (›Erlösung‹ V. 424). In dieser Fügung wird das Substantiv Suffix zur Bildung von Adverbien; in der Gegenwartssprache existieren noch mehrere solcher Bildungen (*derlei*, *jederlei*, *beiderlei*, *anderlei*, *zweier-*, *dreier-*, *zehner-*, *hunderter-*, *tausenderlei*, *welcherlei*, *solcherlei*, *mancherlei*, *vielerlei*, *allerlei*, *verschiedenerlei*, *einerlei*, *keinerlei*), doch ist dieses Suffix nicht mehr produktiv.

Die ältere Forschung leitete *-lei* von einem altfranzösischen Substantiv *ley* ›Art‹ ab, doch lautliche Gründe sowie das erste Auftreten um die Mitte des 12. Jahrhunderts, zu einer Zeit also, in der noch kaum von einem intensiven französischen Einfluß gesprochen werden kann, machen es für ÖHMANN [381] wahrscheinlich, daß mhd. *leie* auf dem mittel-lateinischen ablativus modi *lege* beruht. Das Französische dürfte dann im 13. Jahrhundert die Verwendung wesentlich gestützt haben.

Durch einen Vergleich mittelhochdeutscher Übersetzungen der Benediktinerregel mit dem lateinischen Original kommt H. KOLB [263] zu dem Schluß, daß *leie* nicht von lat. *lege* abstammt. »Denn wäre es an dem, so dürfte man erwarten, daß ein solches etymologisches Verhältnis wenigstens in einem Rest von Parallelität der Syntax und Semantik in Erscheinung träte; davon jedoch bieten die Vergleichstexte keine Spur.« (S. 416) Auch lautliche Gründe sprechen nach KOLB nicht dagegen, »in afr. *lei* ... das Ursprungswort zu sehen« (S. 417).

Literatur: ÖHMANN [381]. KOLB [263].

-ieren: Bereits im 12. Jahrhundert kommen im Deutschen Verben auf *-ieren* vor, die sich aber alle auf altfranzösische Verben auf *-er* oder *-ier* zurückführen lassen: mhd. *buhurdieren* ← afrz. *behorder*, mhd. *walopieren* ← afrz. *galoper*, mhd. *tjostieren* ← afrz. *joster*, mhd. *parrieren* ← afrz. *parer*; mhd. *punieren* ← afrz. *punier*. Wie diese wenigen Beispiele zeigen, gehen weit mehr Verben mit *-ieren* auf solche mit *-er* zurück als auf solche mit *-ier*. Die mittelhochdeutsche Form wird durch die Übernahme französischer nomina agentis auf *-ier* gestützt: mhd. *soldier* ←

afrz. *soldier*, mhd. *schevalier* ← afrz. *chevalier*, mhd. *baltenier* ← afrz. *pautonier*.

Auch das Suffix *-ier* wird im Deutschen produktiv, es taucht auch bei Wörtern auf, die kein direktes französisches Vorbild haben: mhd. *astro-nomierre* vs. afrz. *astronomie*, mhd. *tjostier* vs. afrz. *josteor*. Die Form *-ierre* wird »durch Synkope aus *-ieraere* entstanden« sein (ÖHMANN [383] S. 527), kann also als Ableitung von einem *-ieren*-Verb oder als Verdeutlichung des substantivbildenden *-ier* (vergleichbar der in der Umgangssprache der Gegenwart oft zu hörenden Bildung *Hostessin*) verstanden werden. Während *-ier* mit dem Ende des französischen Einflusses wieder unproduktiv wurde, hat sich *-ieren* bis in die Gegenwart erhalten. Es blieb notwendig zu Bildung von Verben, weil diese Wortklasse durch ihre »Armut an Suffixen« gekennzeichnet ist (ERBEN [104] S. 121). »Man schöpfte auch unmittelbar aus dem Lateinischen, namentlich Verba der gelehrten Sprache« (HENZEN [203] S. 228): *radieren*, *dedizieren*, *diskutieren*, *spazieren*. Daneben gibt es auch Ableitungen von deutschen Nomina: *hausieren*, *hofieren*, *halbieren* sowie Gelegenheitsbildungen wie *wissenschaftelisieren*, *goethisieren*, *kellnerieren*.

Literatur: ÖHMANN [378], [382], [383]. ROSENQVIST [435].

-erīe: Im 13. Jahrhundert wird in mittelhochdeutschen Texten ein neues Suffix zur Bildung von Verbalabstrakta produktiv: *ras-erīe*, *tanz-erīe*, *vrezz-erīe*. Auch dieses Suffix ist aus dem Französischen entlehnt worden, vgl. das Lehnwort *mangerīe* »Speisung, Essen« bei Gottfried von Straßburg oder afrz. *chac-erie* »Jagd« von *chacier*. Eine vergleichbare Bildung, möglicherweise sogar eine Lehnbildung, ist *jag-erīe* im »Tristan« Gottfrieds (in MAROLD: Ausgabe einmal V. 2952, in RANKES Edition an dieser Stelle V. 2954 *jegerie*, somit eine Ableitung vom nomen agentis *jeger*). Gestützt werden – bis in die Gegenwartssprache – die Bildungen mit *-erie* durch Ableitung mit *-ie*, ebenfalls einem Lehnsuffix, von nomina agentis auf *-er*; neben dem schon erwähnten *jeger-īe* vgl. *vischer-īe*, *ketzer-īe*, *rīter-īe*.

-erīe > *-erei* wird sehr früh schon zur semantischen Differenzierung verwendet; es bezeichnet eine wiederholte Handlung und bekommt auch einen pejorativen Nebensinn. Diese besondere Funktion dürfte bewirkt haben, daß es, auch im Unterschied zu *ie* > *-ei*, produktiv blieb.

Literatur: ÖHMANN [380] und [384].

Als Bilanz läßt sich festhalten, daß im Mittelhochdeutschen das System der Wortbildungsmittel bereits so weit ausgebaut war, daß durch neue Suffixe nur noch Randzonen ausgestaltet werden konnten. Wichtig

ist, daß auch *-ieren* nicht instand gesetzt wurde, neue Verben in großer Zahl zu bilden, es blieb ›Fremdsuffix‹. Im Gegensatz zum Substantiv waren und sind es beim Verb nicht die Suffixe, die der semantischen Differenzierung dienen. Diese Aufgabe bleibt im wesentlichen den Präfixen vorbehalten. Suffixe fungieren hier bloß als Mittel zur Bildung von Verben.

3.4. *Ausbau des Wortschatzes zum Mittel stilistischer Differenzierung*

Im Althochdeutschen, das heißt: in den überlieferten Texten des Althochdeutschen ließ sich eine Reihe von Tendenzen und Bewegungen in der Entwicklung des Wortschatzes erkennen, die auf das grundlegende sprachgeschichtliche Ereignis des Althochdeutschen zurückzuführen waren, auf die Übernahme der Latinität in die Volkssprache. Derartiges für das Mittelhochdeutsche festzustellen ist nahezu unmöglich. Einerseits hat sich die Forschung bislang fast ausschließlich mit ›Dichtern‹ bzw. ›Werken‹ beschäftigt, kaum jedoch mit sprachgeschichtlichen, vor allem wortschatzgeschichtlichen Problemen. Andererseits ist die Periode des Mittelhochdeutschen vor allem dadurch gekennzeichnet, daß die Volkssprache sich zur ›volltauglichen‹ Literatursprache entwickelt. Die Entwicklung vom früh- zum hochmittelalterlichen Deutsch hat die höfische Dichtersprache geradezu als Zielpunkt, was eben auch erklärt, daß gerade die Wortschatzgeschichte in der Forschung zu kurz gekommen ist, zu kurz kommen mußte. Exemplarisch zeigt sich diese Problematik im 2. Band von EGGERS' Sprachgeschichte [97], die besonders im Bereich des früh- und hochmittelalterlichen Deutsch über weite Strecken mehr eine Literatur- und Ideengeschichte denn eine Sprachgeschichte ist. Das zeigt sich aber auch in unserer Darstellung, in der die Fragen der Funktiolekte des Mittelhochdeutschen, Stilgeschichte also, einen weitaus größeren Raum als im Kapitel über das Althochdeutsche einnehmen. Verschärft wird diese Problematik vor allem auch dadurch, daß »die heißumkämpfte mhd. Hof- und Dichtersprache wegen ihrer Beschränkung einerseits auf einen kleinen höfisch-ritterlichen Gesellschaftskreis, andererseits auf deren ... höfischen Dichtergebrauch (hauptsächlich sogar bloß auf des letzteren Reimkunst und Wortschatz) eine nur recht begrenzte, sondersprachliche Nebenrolle« spielt, »zumal sie mit dem raschen Verblühen und Absterben der Ritterkultur naturgemäß wieder untergehen mußte und deshalb auch nur Spuren in der organischen Fortentwicklung der Schriftsprache hinterließ« (MOSER [356] I/1/3, S. 301).

Die sprachgeschichtliche Leistung der höfischen Literatur, der früh- und hochmittelalterlichen Literatur überhaupt liegt in erster Linie eben

darin, einen volkssprachlichen literarischen Funktiolekt geschaffen, die Volkssprache zur Literatursprache entwickelt zu haben. »In dieser Zeit nämlich [i. e. in der Stauferzeit], und sogar erst im späteren 13. Jahrhundert, wird ... jene große und einschneidende Wendung endgültig fruchtbar, die sich in der Verbindung mit den christlichen Idealen angebahnt hat: die seelische Vertiefung und die Erfüllung ursprünglich sehr konkret gefaßter Begriffe mit abstrakterem und geistigerem Gehalt ... So darf man wohl sagen, daß sich in der staufischen Zeit jene große Wende vom ›Äußeren‹ zum ›Inneren‹ erst wirklich vollzieht, die ihren Anbruch um das Jahr 1000 erlebt hat, im sprachlichen, wie im geistigen Bereich überhaupt.« (MAURER [325] Vorwort) Diese Wende aber äußert sich vor allem im Problemgeschichtlichen, was auch die Fülle an Arbeiten vom Typus ›Der Begriff bei ...‹ zeigt (vgl. die Zusammenstellung bei WIESSNER/BURGER [597] und BACH [9] S. 181 ff. und 517f.). Und gerade all das macht die Schwierigkeit aus, systematische Tendenzen von Wortschatz-entwicklung oder -bewegungen zu finden und zu beschreiben. Es ist klar, daß die starke Ausweitung des ›Literaturbetriebs‹ in mittelhochdeutscher Zeit auch zu einer Ausweitung des Wortschatzes führte, zumindest des überlieferten Wortschatzes. Neue Inhalte und Äußerungsintentionen bringen neue Wörter oder zumindest neue Inhalte, neue Inhaltskomponenten vorhandener Wörter mit sich. Für das Frühmittelhochdeutsche ist beobachtet worden, wie christliche Inhalte immer stärker hervortreten (vgl. die Übersicht bei FREYTAG [138]).

An zwei Beispielen wird diese Tendenz deutlich: Im Frühmittelhochdeutschen werden die Schicksalstermini, die das Althochdeutsche noch kennt, die aber noch aus vorchristlicher Zeit übernommen sein dürften, somit auf eine vorchristliche, innerweltliche Schicksalsvorstellung deuten, immer stärker zurückgedrängt: besonders ahd. *wurt*, *giskaft*, *urlag*, die zwar aus heidnisch-germanischer Zeit stammen, denen aber die althochdeutschen Autoren einen christlichen Sinn zu geben versuchen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wird dafür, wohl auch unter französischem Einfluß, das Wort *gelücke* aus dem Niederländischen übernommen (vgl. mittelniederländisch *ghelucke*). »Von den vielen Anknüpfungsversuchen überzeugt der zu ›schließen‹«, das »in got. asächs. *lukan*, anord. afries. *lūka*, ags. *lūcan*, ahd. *lūhhan* vorliegt ... *Glück* wäre aus ›Art wie etwas schließt, endigt, ausläuft‹ zu ›was gut ausläuft, sich gut trifft‹ geworden.« (KLUGE/MITZKA [256] S. 262) Gerade hier wird die spezifisch christliche Schicksalsvorstellung deutlich (vgl. die ausführliche Monographie von SANDERS [447]). Im Mittelhochdeutschen auch der hochhöfischen Zeit deckt noch weitgehend *saelde* den Bereich ab, den dann *Glück* übernimmt:

	<i>saelde</i>	<i>gelücke</i>
›Minnesangs Frühling‹	23	6
Walther von der Vogelweide	21	5
Hartmann von Aue, ›Iwein‹	11	4
Gottfried von Straßburg, ›Tristan‹	30	12

Dazu kommen die Ableitung *saeldenhaft* in ›Minnesangs Frühling‹ bei Albrecht von Johansdorf 94,19 und Hartmann von Aue 205,15 und die Komposita *saeldenrîch* bei Walther 24,28 sowie dreimal bei Gottfried und *saedelôs* (Gottfried). Demgegenüber ist *gelücke* anscheinend noch nicht soweit in den Wortschatz integriert, daß es als Basis für Wortbildungen dient.

Ähnlich verhält es sich mit *hoffen*. »Es tritt erst nach 1150 im Hd. auf« (BACH [9] S. 190), wohl aus dem Niederdeutschen entlehnt und lautlich dem Hochdeutschen angeglichen. Es kann sich zunächst gegen die vorhandenen Lexeme *wân/waenen* (diese mit einer weiteren Bedeutung: neben ›Hoffnung/hoffen‹ auch ›Meinung/der Meinung sein‹) und *gedinge/gedingen* nicht durchsetzen. Von den oben aufgeführten Texten kommt es nur zweimal in ›Minnesangs Frühling‹ vor (Bernger von Horheim 114,18 und in einem Pseudo-Reinmar 203,8). Erst ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird es häufiger verwendet. Möglicherweise gehörte *hoffen* einer geistlichen Stilschicht an – dies deuten auch die Belege in LEXER [296] II, Sp. 1322 an –, so daß es mit der höfischen Dichtersprache inkompatibel war.

Doch alle diese Beobachtungen bleiben, wie schon gesagt, Einzelheiten, wengleich in manchem signifikant, und verdichten sich nicht zu feststellbaren Tendenzen. Bereits bei solchen Einzelbeobachtungen stoßen wir auf das Problem der Stilschicht bzw. des Funktiolektivs. Und bei der Charakterisierung der Funktiolekte spielte der Wortschatz eine besondere Rolle. So auch bei der höfischen Dichtersprache, die vor allem durch Lehnwörter aus dem Französischen gekennzeichnet ist. Darüber sind wir insbesondere durch die Arbeiten von H. PALANDER-SUOLAHTI [388] und [550] gut unterrichtet, wenn auch heute, wie FRINGS/SCHIEB [147] zu Heinrich von Veldeke gezeigt haben, in Einzelheiten anders zu urteilen ist. Wie stark hier die stilistische Norm wirkt, zeigt die zeitliche Gliederung der französischen Transferenzen: Während PALANDER-SUOLAHTI für das 12. Jahrhundert 235 Fremdwörter bucht, sind es im 13. Jahrhundert ungefähr 1200.

Die meisten dieser Entlehnungen – das bringen die Texte, in denen sie verwendet werden, mit sich – können nach Sachgruppen klassifiziert werden (vgl. auch die umfangreichere Gruppierung bei ÖHMANN [385]):

(1) Rittertum und ritterliches Leben:

aventüre ← afrz. *aventure* ›Ereignis, ritterliches Wagnis, Erzählung von *aventüre*‹, dazu die Ableitungen *aventüraere* ›Ritter, der auf *aventüre* ausgezogen ist‹, *aventüren* ›etw. in *aventüre* wagen, ritterliche Tätigkeiten ausüben, reflexiv: sich zur *aventüre* gestalten‹, *aventürlīch* ›voll von *aventüre*, sich auf *aventüre* beziehend‹, ferner die Komposita *aventürgelinge* und *aventürgeschiht*.

Standesbezeichnungen: *schevalier*, *vassal*, *cuns/cons/cont(e)*, *markīs*, *garzūn* ›Knappe‹, *baschelier* ›Knappe, junger Ritter‹.

massenīe ›Gesinde, Gefolge, Hofstaat.

kumpānīe ›Gesellschaft‹, *kumpān* ›Gefährte‹, *kumpānīn* ›Gefährtin‹, *kampānjūn* ›Gefährte‹.

Liebesleben: *amī(e)*, *amīs* (dazu bei Heinrich von Freiberg die Diminutivbildung *amīsel*), *amūr*, *bēamīs* ›schöner Geliebter‹, *cus* ← afrz. *cous* ›betrogener Ehemann‹ (nur in der Handschrift S des ›Reinhart Fuchs‹ V. 606: *alter govch, dv bist cus*).

Wohnen: *palas* ← afrz. *palais*, dazu die Komposita *palastor* und *palastūr*; *loschieren* ← afrz. *logier* ›sich lagern, jemandem eine Herberge bereiten‹.

(2) Kriegs-, Turnierwesen

turnei ← afrz. *tornei*, dazu die Ableitungen *turnieren*, *turnieraere*, *turneisch* sowie die Komposita *turneiesman* und *turneiwärt*.

tjoste ← afrz. *joste* ›ritterlicher Zweikampf mit dem Speer‹ dazu die verbalen Ableitungen *tjosten* und *tjostieren*, das nomen agentis *tjostier/tjostierer/tjostiur(e)*, das Adjektiv *tjostlich* und das Kompositum *tjostgeselle*.

būhurt ← afrz. *bohort* ›ritterspiel, wo schaar in schaar eindringt‹ (LEXER [296] I, Sp. 380), mit den Ableitungen *būhurten*, *būhurdiere* und *būhurdiere*.

Ausrüstung: *harnasch*, *panzier*, *buckel* ›halbrund erhabener Metallbeschlag in der Mitte des Schildes‹, *kollier* > *Koller* ›Halsbekleidung an der Rüstung‹, *zimiere* ›Helmschmuck‹, *covertiure* ›Pferdedecke‹, *brazel* ›Armschiene der Rüstung‹.

schumphentiure ›Besiegung, Niederlage‹, *schumphieren*, *enschumphieren*.

walopieren/galopieren ← *walap/galap* ← afrz. *walop* ›Galopp‹.

krīe ›Schlachtruf, Feldgeschrei, Losung‹, *krīen* ›das Feldgeschrei, den Schlachtruf erheben‹, *widerkrīe* ›Gegenparole‹.

batalje ← afrz. *bataille* ›Kampf‹, *bataljen*.

baniere > *Banner*.

(3) Unterhaltung

tanz ← afrz. *danse*, dazu *tanzen*, *tanzerīe*, *tanzgeselle*, *tanzwīse*.

govenanz ›Zusammenkunft zu Spiel und Tanz‹.

schach ← afrz. *eschac*, dazu *schāchen*, *geschaechet*, *schāchzabel* (*zabel* ← *tabula*), *schāchzabelbret*, *schāchzabelgesteine*, *schāchzabelspil*, *schāchzabelwīse* ›schachbrettförmig‹ *schachzabeln*.

busūne > *Posaune*, *busūnen*, *busūnaere*.

tambūr ›Trommel, Tamburin‹, *tambūren*, *tambūraere*.

schalmīe ›Rohrpfife, Schalmei‹, *schalmīen*, *schalmier*.

schanzūn ›Gesang, Lied‹.

floite > *Flöte*, *floiten/floitieren*, *floitier(re)*.

rīm ← afrz. *rime* ›Vers(zeile)‹, *rīmen*.

pensel ← afrz. *pincel* ›Pinsele‹ (möglicherweise auch Entlehnung des lateinischen *penicillus*).

pirsen ›pirschen‹ ← afrz. *berser* ›mit dem Pfeil schießen‹, *pirsgewant*, *pirsgewaete*, *pirshunt*, *pirsmeister*.

(4) Luxusgüter

Stoffe: *baldekīn* ›kostbarer Seidenstoff aus Baldac (= Bagdad)‹, *barkān* ›grober Wollstoff‹, *blīalt* ›golddurchwirkter Seidenstoff, brūnīt›dunkelfarbiger Kleiderstoff‹, *mūzzel* ›wohriechender Stoff‹, *nazāt* ›kostbarer Stoff‹, *palmāt* ›eine Art Seidenstoff‹, *poufemīn* ›kostbares Seidengewebe‹, *pofūz* ›kostbarer Stoff‹, *samūt* > *Samt*, *sig(e)lāt* ›mit Gold durchwirkter Seidenstoff‹, *tyrat* ›eine Art kostbaren Stoffs‹, *vīolāt* ›feiner Wollstoff‹.

Edelsteine: *ametiste*, *barille*, *corniol*, *onichel* ›Onyx‹.

Schon diese kleine Auswahl macht deutlich, daß ein Großteil der Lehnwörter aus dem Französischen an die höfische Dichtung, vor allem an die Epik gebunden ist. Nicht alle Autoren verwenden solche Fremdwörter gleich häufig. »Hartmann von Aue verhilft in seinem Jugendwerke, dem Artusroman Erec, der neuen Tonart der höfisch-ritterlichen Epik vollends zum Durchbruch: diese Dichtung schwelgt in Fremdwörtern wie keine zuvor ...« (WIESSNER/BURGER [597] S. 208); im ›Wein‹ hingegen geht Hartmann mit Fremdwörtern etwas sparsamer um. »Am mutwilligsten plätschert in der Fremdwörterflut Wolfram von Eschenbach, seinen barocken Stilneigungen ganz gemäß, dem heutigen Geschmack in diesem Punkte freilich kaum erträglich.« (ebd. S. 209)

Das zuletzt zitierte Urteil geht von einem puristischen Standpunkt aus und verkennt wohl die stilistische Funktion und auch die sprachgeschichtliche Leistung der Übernahmen aus dem Französischen. Sicherlich, nur sehr wenige dieser Wörter haben ›überlebt‹, z. B. *Lampe*, *Teller*, *Preis*, *kosten*, *fehlen*, *tanzen*, *prüfen*, *falsch*, *klar*, *fein*, *rund*, also Wörter, die nicht so stark mit dem Rittertum verbunden sind. Die mei-

sten gehen mit der höfischen Literatur wieder unter. Wortgeschichtlich also ist der französische Einfluß im 12. und 13. Jahrhundert nur eine Episode. Doch kommt dieser Episode ein stilgeschichtlicher Einfluß zu: fremdsprachige Elemente dienen der höfischen Stilisierung, der Erzeugung einer höfischen Atmosphäre. Gerade bei den oben angeführten Edelstein- und Stoffbezeichnungen entsteht häufig der Eindruck, daß bereits in den mittelhochdeutschen Texten der Referent der einzelnen Lexeme unklar ist, daß es hingegen in erster Linie bei deren Nennung um die Darstellung höfischen Milieus geht. Deshalb macht sich dieser Einfluß gerade in der höfischen Literatur bemerkbar, während die gleichzeitige Didaxe nicht so stark davon berührt wird, ja sich sogar ablehnend zeigt: *Hie wil ich iuch wizzen lān, / swie wol ich welhischen kan, / sō wil ich doch in mīn getiht / welhischer worte mischen niht: / der zūhte lēre gewant sol gar / von sīme gebōte sīn einvar* (Thomasin von Zirclaria, »Der welsche Gast« V. 23 ff.). Fremdwörter bekommen also in der mittelhochdeutschen Literatur stilistische Funktion.

Diese Funktion der französischen Lehnwörter in der höfischen Literatur wird durch den Kontrast zur Literatur des 14. Jahrhunderts besonders deutlich: Im 14. Jahrhundert, besonders in der 2. Hälfte, sind es vor allem Ableitungen von schon vorhandenen entlehnten Wörtern, die das »französische Element« ausmachen. »Nur ein Fünftel von den neuen Wörtern ... besteht [in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts] aus den eigentlichen Entlehnungen aus dem Französischen.« (ROSENQVIST [434] S. 73) Den größten Anteil der neuen Wörter weist die Urkundenliteratur auf, wobei »der allergrößte Teil davon, mehr als vier Fünftel, aus auf deutschem Boden entstandenen Weiterbildungen der Fremdwörter einschließlich der Ableitungen auf *-īe* und der lateinischen Verba auf *-ieren* besteht« (ROSENQVIST [434] S. 75, vgl. auch [432]).

Daneben begegnen in der höfischen Literatur auch Lehnprägungen nach französischem Vorbild: *tavelrunde* z. B. ist eine Lehnübersetzung nach afrz. *table ronde*. Neben dem entlehnten Adjektiv *kurtois* steht *hövesch*, neben dem Abstraktum *kurtoisie* dessen Entsprechung *hövescheit*. Auch hier ist es häufig die stilistische Funktion, die den Autor das eine oder das andere Wort wählen läßt; vgl. Gottfried von Straßburg, »Tristan«: *vūr war, als uns diz maere seit, / daz knappe nie von höfscheit / und von edeles herzen art / baz noch schoner gedelt wart* (V. 2261 ff.). In anderer lexikalischer Umgebung, wenn von höfischer Unterhaltung die Rede ist, heißt es: *ouch sang er wol ze prīse / schanzune und spaehewise, / reflloit und stampenie. / alsolher curtosie / treip er vil* (V. 2293 ff.). Vgl. auch ÖHMANN [377].

Im Gegensatz zum französischen spielt der niederländische Einfluß nur eine untergeordnete Rolle: Der bekannteste Beleg hierfür ist *dörper*, das Äquivalent von afrz. *vilain*. Des weiteren tauchen noch *wāpen*

neben *wāfen* und das Verbum *trecken* bei Wolfram auf. Eine bedeutungsvolle Funktion haben – mit Ausnahme von *dörper*, das zum Terminus für den Gegentyp zum Höfischen wurde, – diese Transferenzen aber nie bekommen.

In der Literatur finden wir auch häufig den Hinweis, daß im Mittelhochdeutschen das Aussterben veraltender Wörter zu beobachten sei (vgl. die zusammenfassende Übersicht bei WIESSNER/BURGER [597] S. 229). Als Beispiel hierfür werden häufig die alten Bezeichnungen für ›Krieger, Held‹ angeführt, die allesamt durch *ritter* verdrängt wurden. Auch hier ist zu differenzieren. Sicherlich entspricht *ritter* am weitestgehenden dem laikalen Selbstgefühl, das in der höfischen Literatur deutlich zutage tritt; doch eine Übersicht der in den hochhöfischen Texten verwendeten »veraltenden« Wörter zeigt ein interessantes Bild.

	<i>wīgant</i>	<i>recke</i>	<i>degen</i>	<i>helt</i>
Hartmann	–	–	+	+
Gottfried	–	–	–	+
Wolfram	+	+	+	+
›Nibelungenlied‹	+	+	+	+

Alle diese Wörter werden also in der Literatur um 1200 bzw. kurz danach noch verwendet. Es fällt allerdings auf, daß das ›Nibelungenlied‹ sie am häufigsten gebraucht, was auf seine spezielle literarische Tradition verweist. Zugleich aber wird deutlich, daß diese Wörter unterschiedlichen Stilebenen angehören dürften. *helt*, das erst im 12. Jahrhundert aus dem Nordwesten des Sprachgebiets ins Hochdeutsche eindringt, scheint allen Autoren verwendbar, wenngleich es bei Hartmann sehr selten (im ›Erek‹ nur einmal, im ›Iwein‹ viermal), bei Gottfried nur einmal vorkommt. Ähnlich wie *degen*, das Hartmann elfmal im ›Erek‹ und viermal im ›Iwein‹ gebraucht, hat auch *helt* seine spezielle Funktion als ›Hochwertwort‹ für hervorragende Krieger, häufig mit auszeichnenden Epitheta versehen: *nu zieren helde, keret zuo* (›Tristan‹ V. 5486); *er was ein degēn bewaeret / und ein helt unervaeret* (›Iwein‹ V. 3249f.). Demgegenüber stilisieren Wolfram und das ›Nibelungenlied‹ etwas anders, wobei auch hier auffällt, daß bei Wolfram *wīgant* und *recke* sehr selten vorkommen, häufig im Reim; auch im ›Nibelungenlied‹ steht *wīgant* nur an zwei Stellen.

Aus all dem hier wird klar: *wīgant* ist um 1200 ein veraltendes Wort; »spätestens zu Ende des 13. Jhdts. ist es ... ausgestorben« (WIESSNER/BURGER [597] S. 233). *recke* und *degen* hingegen werden in der höfischen Literatur lediglich gemieden, in der sog. Heldenepik sowie in der spätmittelalterlichen Epik überhaupt werden sie häufig verwendet. Heinrich Wittenwilers ›Ring‹, entstanden um 1400, kennt noch diese

Wörter: ... *Bertschi Triefnas, / Ein degen säuberleich und stoltz* V. 62f. (hier wie an den anderen Stellen in ironischem Kontext); ... *auf grüenen wisen / Sassen reken und auch risen* (V. 7891f.), auf die Dorfbewohner auch ironisch angewendet: ... *Gie da hin, die recken sehen, / Die so sere warent geschlagen* (V. 1239f.). Am häufigsten von diesen Wörtern wird im ›Ring‹ held verwendet, das sich ja als einziges bis in die Gegenwartssprache erhalten hat.

Es darf aber nicht der Eindruck entstehen, daß in der Geschichte des Mittelhochdeutschen keine Wörter veraltet und ausgestorben sind. Neben den schon erwähnten Heldenbezeichnungen hat die Forschung zahlreiche weitere Wörter, die durch die höfische Literatur altertümlich werden, festgestellt: *wine* ›Freund, Geliebter‹, *vriedel* ›Geliebter‹, *bouc* ›Ring‹, *brünne*, *isengewant* ›Rüstung‹, *wīc* ›Kampf‹ *urliuige* ›Krieg‹, *ellen* ›Kraft‹ sowie auch charakterisierende Adjektive wie *maere* ›berühmt‹, *balt* ›kühn‹, *snel* ›tapfer‹, *ellentrich* ›stark‹, *vrevel* ›mutig‹ (vgl. auch ABEL [1]. VORKAMPF-LAUE [566]. WALLRABE [571]. WILLEMS [600]. RIEMEN [422]). Doch ein Blick in die mittelhochdeutschen Wörterbücher zeigt, daß diese Wörter in spätmittelhochdeutschen Texten wieder begegnen, was deutlich macht, daß sie nur für die höfische Dichtersprache veraltet, nicht jedoch aus dem Lexikon zur Gänze ausgeschieden waren. Es hat den Anschein, daß nicht das Mittelhochdeutsche, sondern erst das Frühneuhochdeutsche die Epoche der großen lexikalischen Umwälzung war.

Diese Beobachtungen bestätigen unseren Befund: Der Wortschatz wird in der höfischen Dichtersprache ein Mittel der stilistischen Differenzierung. Bestimmte Wörter werden kaum gebraucht, da sie einer anderen Stilebene angehören. Demgegenüber spielen Fremdwörter und eine große Zahl von neuen Wortbildungen (vgl. die Zusammenstellung bei WIESSNER/BURGER [597] S. 222) eine wichtige stilistische Rolle, die mit dem Untergang der höfischen Literatur ebenfalls zu Ende geht.

Der Unterschied zwischen den einzelnen Stilebenen wird aber nicht nur durch unterschiedliche Wörter, sondern auch durch unterschiedlichen Wortgebrauch manifest. Wir sind auf dieses Problem bereits beim gruppenspezifischen Wortschatz der höfischen Dichtersprache (s. o. S. 182ff.) sowie bei der Sprache der spätmittelalterlichen Predigt (s. o. S. 185f.) gestoßen. Die Verwendung bestimmter Wörter hat auf verschiedene Stilschichten, verschiedene Funktiolekte gewiesen und nicht auf Sprach- bzw. Bedeutungswandel. EGGERS [97] II, S. 74f. stellt drei ›Bedeutungen‹ von *wār* und *wārheit* fest: In Formulierungen wie *dū hāst wār* begegnet die Alltagssprache, ebenso in etwas pretiösen Formulierungen wie *ich ... vant / der rede ein wārheit* (›Iwein‹ V. 601f.); *wār / wārheit* hat hier seine vordergründige Bedeutung ›den Tatsachen entsprechend/Übereinstimmung mit den Tatsachen‹. Demgegenüber be-

deutet die ›Wahrheit‹ der höfischen Dichter die Wahrheit der höfischen Idealwelt: »Weil diese Welt nicht irdisch-real, sondern idealisiert vollkommen erschaut wird, darum gilt sie den höfischen Dichtern als die *wahre Welt*.« (EGGERS [97] II, S. 79) Für die geistlichen Dichter – und damit sind wir bei der dritten Bedeutung, dem »theologischen Wahrheitsbegriff« (ebd. S. 81) angelangt – bedeutet »*wārheit* die Summe des göttlichen Heilsplans« (ebd. S. 78): *Nū wil ih iu herron / heina wār reda vor tun* (›Ezzolied‹, Straßburger Fassung, V. 1 f.); *Schephare allir dinge / ... / dū sende mir ze munde / din heilege urkunde, / daz ich die luge uirmide, / die warheit scribe* (›Rolandslied‹ V. 1 ff.). Doch mit derartigen Beobachtungen haben wir den Bereich der Wortgeschichte im engeren Sinn verlassen und den der Problemgeschichte betreten. Ein wortsoziologischer Ansatz, wie ihn auch EGGERS [97] fordert, darf sich zunächst nicht mit Problemgeschichte vermengen. Hier spielen die einzelnen Funktiolekte, die einzelnen literarischen Gattungen und deren gesellschaftliche Funktion eine wichtige Rolle. »Wenn man die nicht ›genuin‹ höfischen Sprachzeugnisse vor 1250 ... und den höfischen ›Unterhaltungsroman‹ ... lexikalisch auswerten würde, ergäbe sich vielleicht, daß Indizes wie ›Eindeutigkeit‹, ›Rationalisierung‹, ›Moralisierung‹, ›Realismus‹ ... nicht nur den Wandel vom Hoch- zum Spätmittelalterlichen anzeigen, sondern daß – synchron gesehen – neben oder ›unter‹ den eigentlichen höfischen Sprachgebrauch ›eindeutigere‹ ›rationalere‹ ... Sprachschichten existieren.« (WIESSNER/BURGER [597] S. 198 f.)

Als ein Beispiel hierfür möge ein ›Tugendkatalog‹ aus dem ›Welschen Gast‹ Thomasins von Zirklaria (entstanden 1215/16) dienen: *ein ieglich man / ... ē er si des dinges bite / dā von si mac ir guote site, / ir kiusche, ir guot getaete, / ir triwe und ouch ir staete, / ir prīs und ir hüfscheit, / ir guoten namen und edelkeit, / ir tugent gar zebrechen* (V. 1410 ff.). *hüfscheit, triwe, tugent* sind hier keine höfischen Ideale, sondern ganz einfach ›handfeste‹ moralische Wertvorstellungen. Auch *zuht* ist nicht der Inbegriff höfischer Bildung, sondern ein bestimmtes Verhalten: *Wil sich ein vrowe mit zuht bewarn, / si sol niht āne hülle varn.* (V. 451 f.) In dieser Hinsicht sind dann die spätmittelalterlichen Prediger eine direkte Fortsetzung dieses didaktischen Sprachgebrauchs.

Wenn wir gerade die lexikalischen Neuerungen der höfischen Dichtersprache unter pragmatischem Aspekt betrachten, dann wird auch klar, warum, wie schon mehrfach betont, dieser Funktiolekt letztlich keine sprachgeschichtliche, sondern nur stilgeschichtliche Bedeutung hat. Aus diesem Grunde ist auch von den Entlehnungen aus dem Französischen fast nichts übriggeblieben. Demgegenüber wurden auch im hohen und späten Mittelalter zahlreiche Lehnwörter aus dem Lateinischen übernommen, z. B.: *majestāt* ← lat. *majestas*, *zepter* ← lat. *sceptrum*, *juriste* ← lat. *jurista*, *pulpit* > *Pult* ← lat. *pulpitum*, *apotēke* ← lat.

apotheca, puls ← lat. *pulsus*. Schon diese wenigen Belege (vgl. die zahlreichen Beispiele bei MÖLLER [348]) machen deutlich, daß diese Wörter nicht so stark gruppengebundenen Texten entstammen wie die Lehnwörter aus dem Französischen. Das heißt, daß hier, durch die Latinität, aufs neue eine andauernde Bereicherung des deutschen Wortschatzes stattgefunden hat. Diese mußte auch stattfinden, weil sich ja gerade durch die Prosa der Volkssprache neue Sachbereiche erschlossen, die auch lexikalisch verarbeitet werden mußten. Ein Vorgang also, der mit dem Althochdeutschen vergleichbar ist.

Im ganzen aber, dies sei zusammenfassend wiederholt, ist es schwer, vor allem für das früh- und hochmittelalterliche Deutsch durchgehende wortgeschichtliche Tendenzen ausfindig zu machen. Insbesondere ist es kaum möglich, den Ausbau des Wortschatzes darzustellen, weil es in erster Linie die breitere und, was die Gattungen anbetrifft, völlig veränderte Überlieferungslage ist, die uns einen weitaus umfangreicheren Wortschatz bietet als das Althochdeutsche. Zudem ist vieles in der althochdeutschen Literatur ein einmaliger Versuch, einen neuen Sachverhalt wiederzugeben. Die wesentliche Leistung der mittelhochdeutschen Periode liegt darin, aus dem Wortschatz ein Mittel der stilistischen Differenzierung gemacht zu haben; und dies in zweierlei Hinsicht: einmal zur Konstituierung verschiedener Stilebenen, verschiedener Funktiolekte, zum andern auch zur Differenzierung innerhalb eines Textes. Beispiele aus Heinrichs von Veldeke ›Eneit‹ mögen dies anschaulich machen. Die ›Eneit‹ wird deshalb gewählt, weil G. SCHIEB [456] uns für deren Wortschatz eine mustergültige Analyse geliefert hat (von dort auch die Graphie des rekonstruierten Alt-Limburgisch; vgl. dazu oben S. 184).

Das Wortfeld ›Pferd‹ z. B. ist erstaunlich breit ausgefaltet: Veldeke verwendet *ors* ›Streitpferd‹, *pert* ›Reitpferd (besonders für Frauen)‹, dann als Bezeichnungen, die auf die Herkunft verweisen, *castelan* ›kastilisches Pferd‹, *ravit* ›arabisches Pferd‹ und *varis* ›maurisches Pferd‹, schließlich für lastentragende Tiere *soumare* ›Saumpferd‹ und *mul* ›Maultier‹. Wenn man bedenkt, daß in den althochdeutschen literarischen Denkmälern nur (*h*)*ros* belegt ist, *pherit*, *soumāri* und *mūl* nur in Glossen, dann wird deutlich, welche Leistung die Ausfaltung auch dieses kleinen Teilbereichs und dessen Verfügbarkeit in poetischen Texten bedeutet.

Unter den Adjektiven ist besonders reich besetzt »das Feld der den vorbildlichen höfischen Menschen in seiner Gesamterscheinung charakterisierenden Bezeichnungen, bei denen, mit wechselndem Gewicht im Einzelnen, vornehme Geburt, Schönheit der Gestalt und Vorbildlichkeit in charakterlicher Haltung, in Benehmen, Reden und Handeln in eins verfließen können« (SCHIEB [456] S. 793):

- gesellschaftliche Vorrangstellung: *gehere, herlic, edele, wale geboren,*
- Machtstellung: *rike, geweldech,*
- Schönheit der Gestalt: *scone, lussam, wale gedan, wale gescapen, stolt, minnelic, minnelike gedan,*
- feine höfische Gesittung: *wale getogen, hovesch, gehovet,*
- Ansehen in der Gesellschaft: *mare, wert, dure, lovesam, lovebare, lovesalech, ut erkoret, ut erwelet,*
- allgemeine lobende Beiwörter: *gemeit, berve* (= handschriftlich *bi-derbe*), *milde, vri.*

»Alle genannten Merkmale« sowie weitere »einer einwandfreien moralischen Haltung fließen zusammen in dem umfassenden und vielschichtigen *gut*« (SCHIEB [456] S. 794), das somit als Archilexem eines sehr reich ausgestatteten lexikalischen Feldes anzusehen ist. Auch hier tritt die besondere Leistung einer (höfischen) Dichtersprache deutlich hervor: Ein spezielles Menschenbild, mithin eine besondere Aussageintention bedingt besondere sprachliche Möglichkeiten. Die »große Wende vom ›Äußeren‹ zum ›Innern‹«, die für F. MAURER charakteristisch für die mittelhochdeutsche Epoche ist (s. o. S. 219), bringt eine Fülle lexikalischer Möglichkeiten mit sich. Die deutsche Sprache ist auch auf dem Gebiet des Wortschatzes Sprache der Kunst, Medium des verfeinerten künstlerischen Ausdrucks geworden.

Zum mittelhochdeutschen Wortschatz vgl. die zahlreichen Literaturhinweise bei WIESSNER/BURGER [597], insbesondere auch den Vorspann von BURGER ›Tendenzen der Forschung« (ebd. S. 190 ff.). Literatur zum romanischen Einfluß bei ÖHMANN [385]

4. Resümee

Die mittelhochdeutsche Sprachgeschichte unterscheidet sich wesentlich von der althochdeutschen: Während das Althochdeutsche eine Sprachgeschichte, eine Geschichte des Systems der *langue*, ist, ist das Mittelhochdeutsche zum größten Teil eine Geschichte des Stils, der Sprachverwendung. Die einzige wichtige Ausnahme ist die Entstehung der Futur-Periphrase, doch auch diese setzt Möglichkeiten, die sich bereits im Althochdeutschen finden, fort. Insofern schließt sich auch dieser Abschnitt den übrigen Entwicklungen im Mittelhochdeutschen an: Es werden Tendenzen des Althochdeutschen fortgesetzt. Allerdings haben diese ihre volle Wirkung erst im Mittelhochdeutschen. Das zeigt sich vor allem im Vokalismus (Endsilbenschwächung, ›Sekundärumlaut‹) und im davon bedingten Umbau der Substantiv- und Verbflexion. Hier beginnt bereits der Weg zum neuhochdeutschen System.

Noch tiefgreifender und weitreichender hingegen sind die Verände-

rungen in den Sprachverwendungsmöglichkeiten. Dadurch, daß die Volkssprache auch als Literatursprache mit ihrem Eigenwert verstanden wird, daß Deutsch überhaupt als Identifikationsmerkmal der Sprachteilhaber aufgefaßt wird, ist es möglich, daß sich die Volkssprache immer neue Verbalisierungsbereiche erobert. Während sich infolge politisch-sozialgeschichtlicher Ereignisse im hohen Mittelalter eine höchst artifizielle Dichtersprache herausbildet, entwickeln sich, wiederum im Gefolge außersprachlicher Vorgänge, von der Mitte des 13. Jahrhunderts an neue Prosafunktiolekte. Deutsch ist auf dem Weg, im Bewußtsein der Sprachteilhaber die vierte ›heilige Sprache‹ zu werden. Insofern ist Luthers Bibelübersetzung nicht mehr und nicht weniger als ein konsequent erreichter Höhepunkt dieser Tendenzen.

Literaturverzeichnis

Folgende Abkürzungen werden verwendet:

AfdA:	Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur
Archiv:	Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen
DU:	Der Deutschunterricht
DVjs:	Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte
DWb:	Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm
GQ:	The German Quarterly
GR:	Germanic Review
IF:	Indogermanische Forschungen
JEGP:	Journal of English and Germanic Philology
Nd. Jb.:	Niederdeutsches Jahrbuch
Neuphil.	Neuphilologische Mitteilungen
Mitt.:	
PBB:	Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
WW:	Wirkendes Wort
ZDL:	Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik
ZfdA:	Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur
ZfdPh:	Zeitschrift für deutsche Philologie
ZfdSpr:	Zeitschrift für deutsche Sprache
ZfdWf:	Zeitschrift für deutsche Wortforschung
ZfMaf:	Zeitschrift für Mundartforschung
ZfvglSpr:	Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung
ZPSK:	Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung

- [1] P. ABEL: Veraltende Bestandteile des mittelhochdeutschen Wortschatzes. Diss. Erlangen 1903
- [2] W. v. ACKEREN: Die althochdeutschen Bezeichnungen der Septem peccata Criminalia und ihrer filiae. Dortmund 1904
- [3] E. H. ANTONSEN: Zum Umlaut im Deutschen. In: PBB 86, Tübingen 1964, S. 177 ff.
- [4] E. H. ANTONSEN: Zur Umlaufeindlichkeit im Oberdeutschen. In: ZDL 36, 1969, S. 201 ff.
- [5] E. ARNDT: Das Aufkommen des begründenden *weil*. In: PBB 81, Halle 1959, S. 388 ff.
- [6] E. W. ARON: Die „progressiven“ Formen im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen. Frankfurt 1914 (= New York University Offendorfer Memorial Series 10).

- [7] E. AUFDERHAAR: Gotische Lehnwörter im Althochdeutschen. Diss. Marburg 1933.
- [8] E. AUMANN: „Tugend“ und „Laster“ im Althochdeutschen. In: PBB 63, 1939, S. 143 ff.
- [9] A. BACH: Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. Heidelberg 1970.
- [10] E. BACK: Wesen und Wert der Lehnübersetzung. Diss. Gießen 1935. (= Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 40).
- [11] G. BAESECKE: Einführung in das Althochdeutsche. München 1918 (= Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 2/1/2).
- [12] G. BAESECKE: Der Vocabularius Sti. Galli in der angelsächsischen Mission. Halle 1933.
- [13] G. BAESECKE: Die deutschen Worte der germanischen Gesetze. In: PBB 59, 1935, S. 1 ff.
- [14] G. BAESECKE: Das Nationalbewußtsein der Deutschen des Karolingerreiches nach den zeitgenössischen Benennungen ihrer Sprache. In: TH. MAYER (Hg.): Der Vertrag von Verdun 843. Leipzig 1943, S. 116 ff.
- [15] K. v. BAHDER: Die Verbalabstracta in den germanischen Sprachen. 1880.
- [16] A. BAMMESBERGER: Die Deutung partiell konkurrierender Formen: Überlegungen zum gotischen *was-*, *warþ-* Passiv. In: Befund und Deutung. Fs. H. Fromm. Tübingen 1979, S. 96 ff.
- [17] F. G. BANTA: Berthold von Regensburg. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 1. 2. Aufl. Berlin/New York 1978, Sp. 817 ff.
- [18] J. BARAT: Les prétérito-présents en Francique. In: Mémoires de la Société de Linguistique de Paris 17, 1911/1912, S. 371 ff. und 18, 1912/13, S. 126 ff.
- [19] G. BAUER: Das „Haager Aderlaßbüchlein“. Studien zum ärztlichen Vademecum des Spätmittelalters. Diss. Würzburg 1978.
- [20] F. BAUMANN: Die Adjektivabstrakta im älteren Westgermanischen. Diss. Freiburg 1914.
- [21] F. BECH: Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsens und von seinem Ersatz durch den Infinitiv. In: ZfdWf 1, 1901, S. 81 ff.
- [22] G. BECKER: Geist und Seele im Altsächsischen und im Althochdeutschen. Heidelberg 1964.
- [23] H. BECKERS: Westmitteldeutsch. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. von H. P. ALTHAUS/H. HENNE/H. E. WIEGAND. 2. Aufl. Tübingen 1980, S. 468 ff.
- [24] O. BEHAGHEL: Deutsch. In: PBB 45, 1922, S. 130 ff.
- [25] O. BEHAGHEL: Deutsche Syntax. Heidelberg (= Germanische Bibliothek I/I/10). Bd. 1: 1923. Bd. 2: 1924. Bd. 3: 1928. Bd. 4: 1932.
- [26] O. BEHAGHEL: Geschichte der deutschen Sprache. 5. Aufl. Berlin/Leipzig 1928 (= Grundriß der germanischen Philologie 3).
- [27] O. BEHAGHEL: Zur Stellung der Verbs im Germanischen und Indogermanischen. In: ZfvglSpr 56, 1929, S. 276 ff.
- [28] É. BENVENISTE: Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München 1974 (= List Taschenbücher der Wissenschaft 1428).

- [29] R. BERGMANN: Mittelfränkische Glossen. 2. Aufl. Bonn 1977 (= Rheinisches Archiv 61).
- [30] R. BERGMANN: Methodische Probleme der Lautverschiebungsdiskussion. In: Sprachwissenschaft 5, 1980, S. 1 ff.
- [31] W. BESCH: Vers oder Prosa? Zur Kritik am Reimvers im Spätmittelalter. In: Fs. H. Eggers. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderband), S. 745 ff.
- [32] A. BETTEN: Zu Satzbau und Satzkomplexität im mittelhochdeutschen Prosa-Lancelot. In: Sprachwissenschaft 5, 1980, S. 15 ff.
- [33] W. BETZ: Der Einfluß des Lateinischen auf den althochdeutschen Sprachschatz 1. Der Abrogans. Heidelberg 1936 (= Germanische Bibliothek 2/40/1).
- [34] W. BETZ: Lateinisch und Deutsch. In: DU 3, 1951, H. 1, S. 21 ff.
- [35] W. BETZ: Das gegenwärtige Bild des Althochdeutschen. In: DU 5, 1953, H. 6, S. 94 ff.
- [36] W. BETZ: Die frühdeutschen Spiritus-Übersetzungen und die Anfänge des Wortes „Geist“. In: Liturgie und Mönchtum 20, 1957, S. 48 ff.
- [37] W. BETZ: Deutsch und Lateinisch. Die Lehnbildungen der althochdeutschen Benediktinerregel. 2. Aufl. Bonn 1965.
- [38] W. BETZ: Scholastik, Mystik und deutsche Sprachgeschichte. In: Sprache und Geschichte. Fs. H. Meier. München 1971, S. 31 ff.
- [39] W. BETZ: Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen. In: F. MAURER/H. RUPP (Hg.): Deutsche Wortgeschichte Bd. 1. 3. Aufl. Berlin/New York 1974 (= Grundriß der germanischen Philologie 17/1), S. 135 ff.
- [40] C. BIENER: Untergegangene althochdeutsche Wörter. In: PBB 63, 1939, 119 ff. und 67, 1944, S. 56 ff.
- [41] K. BISCHOFF: Über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache. In: Nd. Jb. 85, 1962, S. 9 ff.
- [42] F. BLATT: Latin influence on European Syntax. In: Proceedings of the 2nd International Congress of Classical Studies Bd. 5. Kopenhagen 1957, S. 34 ff., 223 ff.
- [43] S. BLUM: Die Anfänge der deutschen Sprache. In: Die deutsche Sprache Bd. 1. Leipzig 1969 (= Kleine Enzyklopädie), S. 104 ff.
- [44] B. BOESCH (Hg.): Deutsche Urkunden des 13. Jahrhunderts. Bern 1957 (= Althdeutsche Übungstexte 15).
- [45] K. BOHNENBERGER: Über *gāt/gēt* im Bairischen. In: PBB 22, 1897, S. 208 ff.
- [46] H. DE BOOR: Frühmittelhochdeutscher Sprachstil. In: ZfdPh 51, 1926, S. 244 ff.; 52, 1927, S. 31 ff.
- [47] H. DE BOOR: Zum althochdeutschen Wortschatz auf dem Gebiet der Weisagung. In: PBB 67, 1944, S. 65 ff.
- [47 a] H. DE BOOR: Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 770–1170. 4. Aufl. München 1960 (= H. DE BOOR/R. NEWALD: Geschichte der deutschen Literatur).
- [48] K. BOSL: Geschichte des Mittelalters. 3. Aufl. München 1963.
- [49] K. BOSL: Staat, Gesellschaft, Wirtschaft im deutschen Mittelalter. München 1973 (= Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte 7. dtv 4207).

- [50] W. BRAUNE: Althochdeutsch und Angelsächsisch. In: PBB 43, 1918, S. 361 ff.
- [51] W. BRAUNE: Gotische Grammatik. 17. Aufl. von E. A. EBBINGHAUS. Tübingen 1966 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 1).
- [52] W. BRAUNE: Althochdeutsche Grammatik. 13. Aufl. von H. EGGERS. Tübingen 1975 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 5).
- [53] W. BRAUNE: Althochdeutsche Grammatik. 12. Aufl. W. MITZKA. Tübingen 1967 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 5).
- [54] H. BRINKMANN: Sprachwandel und Sprachbewegungen in ahd. Zeit. Jena 1931 (= Jenaer Germanistische Forschungen 18). Wieder abgedruckt in H. B.: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 1. Düsseldorf 1965, S. 9 ff. (zit.)
- [55] H. BRINKMANN: Der lautliche Vorgang der germanischen und der hochdeutschen Lautverschiebung. In: Archiv für vergleichende Phonetik 5, 1941, S. 10 ff. und 77 ff. Wieder abgedruckt in H. B.: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 1. Düsseldorf 1965, S. 237 ff. (zit.).
- [56] H. BRINKMANN: Frühgeschichte der deutschen Sprache. In: H. B.: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 1. Düsseldorf 1965, S. 279 ff.
- [57] K. O. BROGSITTER: *Miles, chevalier* und *ritter*. In: Sprachliche Interferenz. Fs. W. Betz. Tübingen 1977, S. 421 ff.
- [58] F. L. BROSNAHAN: The affricates of the High German consonant shift. In: Neophilologus 43, 1959, S. 112 ff.
- [59] R. BRUCH: Die Lautverschiebung bei den Westfranken. In: ZfMaf 23, 1955, S. 129 ff.
- [60] R. BRUCH: Sprache und Geschichte. In: ZfMaf 24, 1956, S. 129 ff.
- [61] K. BRUGMANN: Der Ursprung des Scheinsubjekts ‚es‘ in den germanischen und romanischen Sprachen. Leipzig 1917 (= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft zu Leipzig, Phil.-Hist. Klasse 69/5).
- [61 a] J. BUMKE: Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert. Heidelberg 1964 (= Beihefte zum Euphorion 1).
- [62] J. BUMKE: Ministerialität und Ritterdichtung. München 1976.
- [63] H. BURGER: Zeit und Ewigkeit. Studien zum Wortschatz der geistlichen Texte des Alt- und Frühmittelhochdeutschen. Berlin/New York 1972 (= Studia Linguistica Germanica 6).
- [64] J. M. CLARK: Beiträge zur Geschichte der periphrastischen Konjugation im Hochdeutschen. Diss. Heidelberg 1914.
- [65] M. G. CLYNE: Sprachkontakt/Mehrsprachigkeit. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. von H. P. ALTHAUS/H. HENNE/H. E. WIEGAND. 2. Aufl. Tübingen 1980, S. 642 ff.
- [66] F. v. COETSEM: Zur Entwicklung der germanischen Grundsprache. In: Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500 Bd. 1. Hg. von L. E. SCHMITT. Berlin 1970, S. 1 ff.
- [67] F. v. COETSEM/H. L. KUFNER (Hg.): Toward a Grammar of Proto-Germanic. Tübingen 1972.

- [68] E. S. COLEMAN: Die Lehnbildungen in Notkers Übersetzungen. In: Fs. T. Starck. London/The Hague/Paris 1969, S. 106ff.
- [69] E. S. COLEMAN: Zur Bestimmung und Klassifikation der Wortentlehnungen im Althochdeutschen. In: ZfdSpr 21, 1965, S. 69ff.
- [70] W. COLLITZ: Rez. von A. MEILLET: Caractères généraux des langues Germaniques. Paris 1917. In: American Journal of Philology 39, 1918, S. 409ff.
- [71] G. CORDES: Zur Frage der altsächsischen Mundarten. In: ZfMaf 24, 1956, S. 1 ff. und 65ff.
- [72] G. CORDES: Zur altsächsischen Mundartenfrage und zur Lautverschiebungsgrenze. In: ZfMaf 27, 1960, S. 1 ff.
- [73] G. CORDES: Synchronische und diachronische Methode für Grammatiken älterer Sprachsysteme. In: Sprache. Gegenwart und Geschichte. Düsseldorf 1969 (= Sprache der Gegenwart 5), S. 207 ff.
- [74] G. CORDES: Altniederdeutsches Elementarbuch. Mit einem Kapitel „Syntaktisches“ von F. HOLTHAUSEN. Heidelberg 1973 (= Germanische Bibliothek 1. Reihe).
- [75] E. COSERIU: Synchronie, Diachronie und Geschichte. München 1974 (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik Bd. 3).
- [76] E. COSERIU: Vom Primat der Geschichte. In: Sprachwissenschaft 5, 1980, S. 125 ff.
- [77] J. B. CRENSHAW: The present participle in Old High German and Middle High German. Diss. Baltimore 1893.
- [78] F. CUNY: Der temporale Wert der passiven Umschreibungen im Althochdeutschen. Diss. Bonn 1905.
- [79] G. CURTIUS: Die Aspiraten der indogermanischen Sprachen. In: ZfvglSpr 2, 1853, S. 321 ff.
- [80] I. DAL: Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie. In: Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap 12, 1940, S. 199ff. Verbesserter Abdruck in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Hg. von H. MOSER. Darmstadt 1962 (= Wege der Forschung 25), S. 74ff. sowie J. D.: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte. Oslo/Bergen/Tromsö 1971, S. 158ff. (zit.)
- [81] I. DAL: Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 2. Aufl. Tübingen 1962 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B 7).
- [82] I. DAL: Über den *i*-Umlaut im Deutschen. In: Neuphil. Mitt. 68, 1967, S. 47ff., 454. Wieder abgedruckt in: I. D.: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte. Oslo/Bergen/Tromsö 1971, S. 31 ff. (zit.)
- [83] I. DAL: Die althochdeutsche Diphthongierung $\bar{e} > ia$, ie und $\bar{o} > uo$ als Ergebnis einer sog. ‚détresse phonologique‘. In: Archiv 188, 1967, S. 115f.
- [84] I. DAL: Indifferenzformen im deutschen Verbalsystem. In: I. D.: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte. Oslo/Bergen/Tromsö 1971, S. 194ff.
- [85] B. DELBRÜCK: Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Straßburg. Tl. 1: 1893. Tl. 2: 1897. Tl. 3: 1900. (= Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von B. BRUGMANN/B. DELBRÜCK, Bd. 3–5). (Nachdruck Berlin 1967).

- [86] B. DELBRÜCK: Das schwache Adjektiv und der Artikel im Germanischen. In: IF 26, 1909/10, S. 187ff.
- [87] J. DIENINGHOFF: Die Umschreibungen aktiver Vergangenheit mit dem Participium Praeteriti im Althochdeutschen. Diss. Bonn 1904.
- [88] A. DOVE: Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens. In: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München 1893, S. 201ff.
- [89] A. DOVE: Das älteste Zeugnis für den Namen Deutsch. In: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München 1895, S. 223ff.
- [90] A. DOVE: Studien zur Vorgeschichte des deutschen Volksnamens. Heidelberg 1916 (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist.Kl., 1916, 8. Abh.).
- [91] D. DUCKWORTH: Zur terminologischen und systematischen Grundlage der Forschung auf dem Gebiet der englisch-deutschen Interferenz. In: Sprachliche Interferenz. Fs. W. Betz. Tübingen 1977, S. 36ff.
- [92] DUDEN. Etymologie, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim/Wien/Zürich 1963 (= Der Große Duden 7).
- [93] R. P. EBERT: Historische Syntax des Deutschen. Stuttgart 1978 (= Sammlung Metzler 167).
- [94] J. EGGENBERGER: Das Subjektspronomen im Althochdeutschen. Chur 1961.
- [95] H. EGGERS: Gotisches in der Altbairischen Beichte. In: ZfMaf 22, 1954, S. 129ff.
- [96] H. EGGERS: Nachlese zur Frühgeschichte des Wortes Deutsch. In: PBB 82, Sonderbd.: Fs. E. Karg-Gasterstädt, Halle 1961, S. 157ff. Wiederabgedruckt in EGGERS [99], S. 374ff. (zit.).
- [97] H. EGGERS: Deutsche Sprachgeschichte. Reinbek. Bd. 1: Das Althochdeutsche. 1963; Bd. 2: Das Mittelhochdeutsche. 1965; Bd. 3: Das Frühneuhochdeutsche. 1969; Bd. 4: Das Neuhochdeutsche. 1977 (= rowohlts deutsche enzyklopädie 185/86, 191/192, 270/271, 375).
- [98] H. EGGERS: Althochdeutsch *iungiro*, Altsächsisch *iungro*, *iungaro*. In: Fs. T. Starck. London/Den Haag/Paris 1964, S. 62ff.
- [99] H. EGGERS (Hg.): Der Volksname Deutsch. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 156).
- [100] G. EHRISMANN: Die Wörter für ‚Herr‘ im Althochdeutschen. In: ZfdWf 7, 1905/6, S. 173ff.
- [101] H. EILERS: Untersuchungen zum frühmittelhochdeutschen Sprachstil am Beispiel der „Kaiserchronik“. Göppingen 1972 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 76).
- [102] J. ERBEN: *werden*. In: DWb Bd. 14/I/2. Leipzig 1960, Sp. 221ff.
- [103] J. ERBEN: Der sinnesame Tristan. Zur Wortbildung des Adjektivs bei Gottfried von Straßburg. In: Fs. H. Eggers. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderband), S. 182ff.
- [104] J. ERBEN: Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin 1975 (= Grundlagen der Germanistik 17).

- [105] C. ERDMANN: Der Name Deutsch. In: Karl der Große oder Charlemagne? Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher. Berlin 1935, S. 94 ff.
- [106] O. ERDMANN: Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otrfrids. Halle. Tl. : 1874. Tl. 2: 1876.
- [107] H.-W. EROMS: Bespr. von EGGERS [99]. In: *Kratylos* 15, 1970, S. 185 ff.
- [108] H.-W. EROMS: Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: *Sprachwissenschaft* 5, 1980, S. 73 ff.
- [109] X. v. ERZTDORFF: Die Wiedergabe der lat. Tempora Indicativi Activi durch Notker den Deutschen von St. Gallen. In: *Archiv* 202, 1965/66, S. 401 ff.
- [110] TH. CH. ESHELMAN: Syntaktische Studien zur Augsburger Urkundensprache des 13. Jahrhunderts. Diss. Cincinnati 1961.
- [111] E. FEIST: Der religiöse Wortschatz der ahd. Tatian-Übersetzung in seiner Abhängigkeit vom Latein der Vorlage. Studien zur Lehngutforschung. Diss. Freiburg i. Br. 1953.
- [112] S. FEIST: Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung sprachlich und ethnographisch betrachtet. In: *PBB* 36, 1910, S. 307 ff.
- [113] S. FEIST: Noch einmal zur germanischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung. In: *PBB* 37, 1912, S. 112 ff.
- [114] S. FEIST: Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung. In: *Neophilologus* 2, 1917, S. 20 ff.
- [115] S. FEIST: *Indogermanen und Germanen*. 3. Aufl. Halle (Saale) 1924.
- [116] H. FISCHER: Zur Geschichte des Mittelhochdeutschen. In: Tübinger Universitäts-Programm 1887, S. 2 ff.
- [117] H. FISCHER: *Theotiscus*. Deutsch. In: *PBB* 18, 1894, S. 203 ff.
- [118] J. FLECKENSTEIN: Die Bildungsreform Karls des Großen als Verwirklichung der *norma rectitudinis*. Bigge-Ruhr 1953.
- [119] J. FLECKENSTEIN: Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte. Göttingen 1974 (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 1397).
- [120] J. FLECKENSTEIN: Zum Problem der Abschließung des Ritterstandes. In: *Historische Forschungen für W. Schlesinger*. Hg. von H. BEUMANN. Köln/Wien 1974, S. 252 ff.
- [121] J. FLECKENSTEIN: Rittersertum und höfische Kultur. Entstehung – Bedeutung – Nachwirkung. In: *Jahrbuch der Max Planck-Gesellschaft* 1976, S. 40 ff.
- [122] J. FLECKENSTEIN: Die Entstehung des niederen Adels und das Rittersertum. In: *Herrschaft und Stand*. Hg. von J. FLECKENSTEIN. Göttingen 1977 (= Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 51), S. 17 ff.
- [123] I. FLEISCHER: Die Wortbildung bei Notker und in den verwandten Werken. Diss. Göttingen 1901.
- [124] M. FLEISCHER: Der altdeutsche Aberglaube im Spiegel der Sprache. Diss. Wien 1944.
- [125] K. FLEISCHMANN: Verbstellung und Relieftheorie. Ein Versuch zur Geschichte des deutschen Nebensatzes. München 1973 (= Münchener Germanistische Beiträge 6).
- [126] W. FOERSTE: Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts. Marburg 1950 (= Münstersche Forschungen 2).
- [127] W. FOERSTE: Geschichte der niederdeutschen Mundarten. In: W. STAMMLER

- (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriß Bd. 1. 2. Aufl. Berlin 1957, Sp. 1729ff.
- [128] U. FÖRSTER: Der Verfallsprozeß der althochdeutschen Verbalendungen. Dargestellt an den Bibelglossaren der Familie M. Tübingen 1966 (= Germanistische Forschungen NF 17).
- [129] J. FOURQUET: L'ordre des éléments de la phrase en Germanique Ancien. Paris 1938 (= Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg 86).
- [130] J. FOURQUET: The two *e*'s of Middle High German. In: Word 8, 1952, S. 122ff. Dt.: Die zwei *e* des Mittelhochdeutschen. In: H. STEGER (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 146), S. 518ff. (zit.).
- [131] J. FOURQUET: Die Nachwirkungen der ersten und zweiten Lautverschiebungen. In: ZfMaf 32, 1954, S. 1ff.
- [132] J. FOURQUET: Umbau der Lehrbücher der historischen Lautlehre im Sinn der Phonologie. In: Phonologie der Gegenwart. Hg. von J. HAMM. Graz/Wien/Köln 1967 (= Wiener Slawistisches Jahrbuch, Ergänzungsbd. 6), S. 211ff.
- [133] J. FRANCK: Altfränkische Grammatik. 2. Aufl. Göttingen 1971.
- [134] J. FRANCK: Mittelniederländische Grammatik. Arnheim 1971 (Nachdruck der Ausgabe ²1910).
- [135] W. FRANZ: Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen. Straßburg/London 1884.
- [136] K. F. FREUDENTHAL: Arnulfingisch-karolingische Rechtswörter. Göteborg 1949.
- [137] K. F. FREUDENTHAL: Gloria, temptatio, conversio. Studien zur ältesten deutschen Kirchensprache. Göteborg 1959.
- [138] H. FREYTAG: Frühmittelhochdeutsch (1065–1170). In: F. MAURER/H. RUPP (Hg.): Deutsche Wortgeschichte Bd. 1. 3. Aufl. Berlin/New York 1974 (= Grundriß der germanischen Philologie 17/1), S. 165ff.
- [139] TH. FRINGS: Französisch und Fränkisch. In: Zeitschrift für romanische Philologie. 59, 1939, S. 257ff.
- [140] TH. FRINGS: Germanisch Ö und Ê. In: PBB 63, 1939, S. 1ff.
- [141] TH. FRINGS: Das Wort *deutsch*. In: Altdeutsches Wort und Wortkunstwerk. Fs. G. Baesecke. Halle 1941, S. 46ff. Wiederabgedruckt in EGGERS [99] S. 209ff. (zit.).
- [142] TH. FRINGS: Sprache und Geschichte I. Halle (Saale) 1956 (= Mitteldeutsche Studien 16).
- [143] TH. FRINGS: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. 3. Aufl. 1957.
- [144] TH. FRINGS: Germania Romana. Halle (= Mitteldeutsche Studien 19). Bd. 1. 2. Aufl. von G. MÜLLER. 1966. Bd. 2 von TH. FRINGS/G. MÜLLER. 1968.
- [145] TH. FRINGS/G. MÜLLER: „Keusch“. In: Erbe der Vergangenheit. Festgabe K. Helm. Tübingen 1951, S. 109ff.
- [146] TH. FRINGS/J. NIESSEN: Zur Geographie und Geschichte von „Ostern, Samstag, Mittwoch“ im Westgermanischen. In: IF 45, 1927, S. 276ff.

- [147] TH. FRINGS/G. SCHIEB: Das Fremdwort bei Heinrich von Veldeke. In: *Miscellanea Academica Berolinensis* 2/1. Berlin 1950, S. 47 ff.
- [148] H. FROMM: Zum Stil der frühmittelhochdeutschen Predigt. In: *Neuphil. Mitt.* 60, 1959, S. 405 ff.
- [149] H. FUHRMANN: Deutsche Geschichte im hohen Mittelalter von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jhs. Göttingen 1978 (= *Kleine Vandenhoeck-Reihe* 1438).
- [150] D. FURRER: Modusprobleme bei Notker. Berlin/New York 1971 (= *Das Althochdeutsche von St. Gallen* 2).
- [151] J. H. GALLÉE: *Altsächsische Grammatik*. 2. Aufl. Halle/Leiden 1910 (= *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* 6).
- [152] E. GAMILLSCHEG: Zur Geschichte der lateinischen Lehnwörter im Westgermanischen. In: *Wortbildung, Syntax und Morphologie*. Fs. H. Marchand. Den Haag/Paris 1968 (= *Janua Linguarum, Ser. maior* 36), S. 82 ff.
- [153] P. GANZ: Einleitung zu: Gottfried von Straßburg ›Tristan‹. Wiesbaden 1978 (= *Deutsche Klassiker des Mittelalters* NF 4).
- [154] R. GASSER: *Propter lamentabilem vocem hominis*. Zur Theorie der Volkssprache in ahd. Zeit. Freiburg (Schweiz) 1970.
- [155] U. GERDES/G. SPELLERBERG: *Althochdeutsch-Mittelhochdeutsch*. Frankfurt 1972 (= *FAT* 2008).
- [156] H. GERING: *Die Causalsätze und ihre Partikeln bei den althochdeutschen Übersetzern des 8. und 9. Jahrhunderts*. Halle 1876.
- [157] T. GERVASI: *La perifrasi verbo sostantivo + participio presente in Otfrid*. In: *studi germanici* 9. 1971, S. 32 ff.
- [158] H. GINDELE: *Lateinische Scholastik und deutsche Sprache*. München 1976 (= *Münchener Germanistische Beiträge* 22).
- [159] H. GINDELE: *Griechisch-Lateinisch-Deutsch*. „Lehnmuster“ als historische Elemente einer strukturellen Analogie in der Wortbildung. In: *Sprachliche Interferenz*. Fs. W. Betz. Tübingen 1977, S. 376 ff.
- [160] J. v. GINNEKEN: *Principes de linguistique psychologique*. Paris 1907.
- [161] H. GÖTZ: Vorüberlegungen zu einem lateinisch-althochdeutschen Wörterbuch. In: *Philologus* 123, 1979, S. 164 ff.
- [162] A. GÖTZE: Wortübersetzungen. In: *ZfdWf* 11, 1909, S. 248 ff.
- [163] W. GOEZ: *Translatio Imperii*. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Tübingen 1958.
- [164] J. GOOSSENS: Pseudo-Lautverschiebung im niederländischen Sprachraum. In: *Nd. Jb.* 91, 1968, S. 7 ff.
- [165] J. GOOSSENS: *Niederdeutsche Sprache – Versuch einer Definition*. In: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*. Hg. von J. GOOSSENS. Bd. 1. Neumünster 1973. S. 9 ff.
- [166] J. GOOSSENS: *Historische Phonologie des Niederländischen*. Tübingen 1974 (= *Sprachstrukturen A* 2).
- [167] J. GOOSSENS: *Deutsche Dialektologie*. Berlin/New York 1977 (= *Sammlung Götschen* 2205).
- [168] J. GOOSSENS: *Das Westmitteldeutsche und die zweite Lautverschiebung*. In: *ZDL* 45, 1978, S. 281 ff.

- [169] H. GRÄF: Die Entwicklung des deutschen Artikels vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen, Diss. Gießen 1905.
- [170] D. H. GREEN: The Carolingian Lord. Cambridge 1965.
- [171] J. GRIMM: Geschichte der deutschen Sprache. 3. Aufl. Leipzig 1868.
- [172] J. GRIMM: Deutsche Grammatik. 2. Ausgabe. Berlin Tl. 1: 1870. Tl. 2: 1878. Tl. 3: 1890. Tl. 4: 1898.
- [173] H. GRUNDMANN: Die Frauen und die Literatur im Mittelalter. In: Archiv für Kulturgeschichte 26, 1935, S. 129 ff. (zit.). Wiederabgedruckt in: H. G.: Ausgewählte Aufsätze Tl. 3. Stuttgart 1978 (= Schriften der Monumenta Germaniae Historica 25, 3), S. 67 ff.
- [174] H. GRUNDMANN: *Litteratus – illiteratus*. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter. In: Archiv für Kulturgeschichte 40, 1958, S. 1 ff. (zit.). Wiederabgedruckt in H. G.: Ausgewählte Aufsätze. Tl. 3. Stuttgart 1978 (= Schriften der Monumenta Germaniae Historica 25, 3), S. 1 ff.
- [175] M. M. GUCHMANN: Der Weg zur deutschen Nationalsprache. Berlin (= Bausteine zur Geschichte des Neuhochdeutschen). Bd. 1: 2. Aufl. 1970. Bd. 2: 1969.
- [176] H. GÜNTERT: Über die Ursache der germanischen Lautverschiebung. In: Wörter und Sachen 10, 1927, S. 1 ff.
- [177] I. v. GUERICKE: Die Entwicklung des althochdeutschen Participiums unter dem Einflusse des Lateinischen. Diss. Königsberg 1915.
- [178] H. GÜRTLER: Zur Geschichte der deutschen *-er*-Plurale. In: PBB 37, 1912, S. 492 ff.; 38, 1913, S. 67 ff.
- [179] H. GÜRTLER: Die Abstraktbildungen des Althochdeutschen. In: Neuphil. Mitt. 24, 1923, S. 105 ff.
- [180] K. GUNTERMANN: Herrschaftliche und genossenschaftliche Termini (für Gott, Christus, den Teufel und ihre Umgebung) in der geistlichen Epik der Westgermanen. Diss. Kiel 1910.
- [181] E. GUTMACHER: Der Wortschatz des althochdeutschen Tatian in seinem Verhältnis zum Altsächsischen, Angelsächsischen und Altfriesischen. In: PBB 39, 1914, S. 1 ff., 229 ff.
- [182] M. GYSSELING: De vroegste geschiedenis van het Nederlands: een naamkundige benadering. In: Naamkunde 2, 1970, S. 157 ff.
- [183] A. M. HAAS: Das Verhältnis von Sprache und Erfahrung in der deutschen Mystik. In: Deutsche Literatur des späten Mittelalters. Hamburger Colloquium 1973. Hg. von W. HARMS/L. P. JOHNSON. Berlin 1975, S. 240 ff.
- [184] A. M. HAAS: Sermo mysticus. Studien zu Theologie und Sprache der deutschen Mystik. Freiburg (Schweiz) 1979 (= Dokimion 4).
- [185] J. HAIMAN: Targets and syntactic change. Den Haag/Paris 1974 (= Janua Linguarum, Series minor 186).
- [186] L. L. HAMMERICH: Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung. In: PBB 77, Tübingen 1955, S. 1 ff. und 165 ff.
- [187] D. HANDSCHUH: Konjunktionen in Notkers Boethius-Übersetzung. Diss. Zürich 1964.
- [188] G. HARD: Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte. In: Studien zu Volkskunde, Sprache und Landesgeschichte. Fs. M. Zender. Bd. 1. Bonn 1972, S. 25 ff.

- [189] K. HEEROMA: Fränkisch, Ingwäonisch und Luxemburgisch. In: ZfMaf 25, 1957, S. 65 ff.
- [190] L. HEGER: Der bestimmte Artikel in einer Reihe von altgermanischen Denkmälern. In: Mémoires de la Société Royal des Lettres et de Sciences de Bohême. Classe des Lettres 7, 1935, S. 1 ff.
- [191] N. O. HEINERTZ: Eine Lautverschiebungstheorie. Lund/Leipzig 1925 (= Lunds Universitets Årsskrift NF Avd. 1, 20, Nr. 7).
- [192] H. M. HEINRICHS: Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen. Gießen 1954 (= Beiträge zur deutschen Philologie 1).
- [193] H. M. HEINRICHS: ‚Wye grois dan dyn andait eff andacht is ...‘ Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundschrift im Mittelalter. In: ZfMaf 28, 1961, S. 97 ff.
- [194] H. M. HEINRICHS: Lautverschiebung und Sprachschichten im Mittelalter. In: Verhandlungen des Zweiten Internationalen Dialektologenkongresses Bd. 1. Hg. von L. E. SCHMITT. Wiesbaden 1967 (= Zeitschrift für Mundartforschung, Beih. NF 3) S. 363 ff.
- [195] R. HEINZEL: Über den Stil der altgermanischen Poesie. Straßburg 1875 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker Bd. 10).
- [196] G. HELBIG: Zu den zustandsbezeichnenden Konstruktionen mit „sein“ und „haben“ im Deutschen. In: Linguistische Arbeitsberichte 20, 1978, S. 37 ff.
- [197] K. HELD: Das Verbum ohne pronominales Subjekt in der älteren deutschen Sprache. Berlin 1903 (= Palaestra 31).
- [198] E. HELLGARDT: Notkers des Deutschen Brief an Bischof Hugo von Sitten. In: Befund und Deutung. Fs. H. Fromm, Tübingen 1979, S. 169 ff.
- [199] H. HEMPEL: Gotisches Elementarbuch. 3. Aufl. Berlin 1962 (= Sammlung Göschen 79/79 a).
- [200] H. HENNE: Thesen. In: Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978. Hg. von H. SITTA. Tübingen 1980 (= Reihe Germanistische Linguistik 21), S. 134 f.
- [201] J. D. HENNIG: Studien zum Subjekt impersonal gebrauchter Verben im Althochdeutschen und Altniederdeutschen unter Berücksichtigung gotischer und altwestnordischer Zeugnisse. Diss. Göttingen 1957.
- [202] W. HENZEN: Schriftsprache und Mundarten. 2. Aufl. Bern 1954 (= Bibliotheca Germanica 5).
- [203] W. HENZEN: Deutsche Wortbildung. 3. Aufl. Tübingen 1965 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B 5).
- [204] W. HERRLITZ: Historische Phonologie des Deutschen. Tl. 1: Vokalismus. Tübingen 1970 (= Germanistische Arbeitshefte 3).
- [205] A. HEUSLER: Altisländisches Elementarbuch. 2. Aufl. Heidelberg 1921 (= Germanische Bibliothek 1/1/3).
- [206] A. HEUSLER: Die altgermanische Dichtung. 2. Aufl. Potsdam 1941.
- [207] M. HEYNE: *sein*. In: DWb 10/1. Leipzig 1905, Sp. 228 ff.
- [208] E. C. HINSDALE: Über die Wiedergabe des lateinischen Futurums bei den althochdeutschen Übersetzern des 8.–10. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1897.
- [209] H. HIRT: Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. 1925.

- [210] W. HODLER: Grundzüge einer germanischen Artikellehre. Heidelberg 1954 (= Germanische Bibliothek 3. Reihe).
- [211] M. HÖFLER: Das Problem der sprachlichen Entlehnung. In: Jahrbuch der Universität Düsseldorf 1969/70, S. 59 ff.
- [212] O. HÖFLER: Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie. In: PBB 77, Tübingen 1955, S. 30 ff., 424 ff. und 78, 1956, S. 1 ff.
- [213] O. HÖFLER: Die hochdeutsche Lautverschiebung und ihre Gegenstücke bei Goten, Vandalen, Langobarden und Burgundern. In: Anzeiger der phil.-hist. Klasse der österr. Akad. d. Wiss. 24, 1956, S. 294 ff.
- [214] O. HÖFLER: Die zweite Lautverschiebung bei Ostgermanen und Westgermanen. In: PBB 79, Tübingen 1957, S. 161 ff.
- [215] O. HÖFLER: Über die Vorbestimmtheit sprachlicher Entwicklung. In: Anz. d. phil.-hist. Klasse d. österr. Akad. d. Wissensch. 95, 1958, Nr. 5, S. 111 ff.
- [216] W. HOFFMANN: Semantische Aspekte des Mittelhochdeutschen. In: Sema-sia 1, 1974, S. 37 ff.
- [217] J. HOLMBERG: Zur Geschichte der periphrastischen Verbindung des Verbum substantivum mit dem Partizip Präsens im Kontinentalgermanischen. Uppsala 1916.
- [218] F. HOLTHAUSEN: Altsächsisches Elementarbuch. 2. Aufl. Heidelberg 1921 (= Germanische Bibliothek I, I, 5).
- [219] R. HOTZENKÖCHERLE: Umlautphänomene am Südrand der Germania. In: Fragen und Forschungen im Bereich und Umkreis der germanischen Philologie. Fs. Th. Frings. Berlin 1956, S. 221 ff.
- [220] R. HOTZENKÖCHERLE: Ein Musterfall südalemannischer Raumgestaltung: Altobd. *iu*. In: ZfMaf 27, 1960, S. 65 ff.
- [221] C. J. HUTTERER: Die Sprachen der germanischen Stämme. In: Die deutsche Sprache Bd. 1. Leipzig 1969 (= Kleine Enzyklopädie), S. 75 ff.
- [222] C. J. HUTTERER: Die germanischen Sprachen. Budapest 1975.
- [223] G. JÄGER: Die indoeuropäischen Sprachen. In: Die deutsche Sprache Bd. 1. Leipzig 1969 (= Kleine Enzyklopädie), S. 61 ff.
- [224] P. JÄGER: Der Gebrauch des bestimmten Artikels bei Isidor und Tatian vergleichend dargestellt. Diss. Leipzig 1917.
- [225] P. JÄGER: Der Artikelgebrauch im althochdeutschen Isidor. In: ZfdPh 47, 1918, S. 305 ff.
- [226] J. JAEHRLING: Die philosophische Terminologie Notkers des Deutschen in seiner Übersetzung der Aristotelischen „Kategorien“. Berlin 1969 (= Philologische Studien und Quellen 47).
- [227] H. JAKOBS: Der Volksbegriff in den historischen Deutungen des Namens Deutsch. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 32, 1968, S. 86 ff.
- [228] J. JUHÁSZ: Interferenzlinguistik. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. von H. P. ALTHAUS/H. HENNE/H. E. WIEGAND. 2. Aufl. Tübingen 1980, S. 646 ff.
- [229] W. JUNGANDREAS: Der Einfluß von Rheinfranken auf das Moselland zur Karolingerzeit. In: Leuvense Bijdragen 58, 1969, S. 79 ff. und 59, 1970, S. 137 ff.
- [230] F. KARG: Das literarische Erwachen des deutschen Ostens im Mittelalter. Halle 1932 (= Theutonista Beih. 3). (Nachdruck 1972).

- [231] E. KARG-GASTERSTÄDT: Der althochdeutsche Sprachschatz und die *Leges barbarorum*. In: PBB 61, 1937, S. 263 ff.
- [232] E. KARG-GASTERSTÄDT: *Got* und *abgot*. In: PBB 67, 1944, S. 420 ff.
- [233] E. KARG-GASTERSTÄDT: Ehre und Ruhm im Althochdeutschen. In: PBB 70, Halle 1948, S. 308 ff.
- [234] W. KASPERS: Wort- und Namenstudien zur Lex Salica. In: ZfdA 82, 1948/50, S. 291 ff.
- [235] F. KAUFFMANN: Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Straßburg 1890.
- [236] F. KAUFFMANN: Das Problem der hochdeutschen Lautverschiebung. In: ZfdPh 46, 1915, S. 333.
- [237] P. KAUFMANN: Über Genera Verbi im Althochdeutschen besonders bei Isidor und Tatian. Diss. Leipzig 1912.
- [238] G. KEIL: Prosa und gebundene Rede im medizinischen Kurztraktat des Hoch- und Spätmittelalters. In: V. HONEMANN/K. RUH/B. SCHNELL/W. WEGSTEIN (Hg.): Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Tübingen 1979, S. 76 ff.
- [239] R. E. KELLER: The German language. London/Boston 1978 (= The great languages).
- [240] H. KEMPF: Die Lehnbildungen der althochdeutschen Gregorglossen. Diss. München 1970.
- [241] P. C. KERN/H. ZUTT: Geschichte des deutschen Flexionssystems. Tübingen 1977 (= Germanistische Arbeitshefte 22).
- [242] G. KESELING: Die Satzverknüpfung im St. Trudperter Hohen Lied. Diss. Göttingen 1955.
- [243] W. KESSELRING: Grundlagen der französischen Sprachgeschichte Bd. 7: Die französische Sprache im Mittelalter (von den Anfängen bis 1300). Tübingen 1973 (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 30).
- [244] R. v. KIENLE: Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. Tübingen 1960.
- [245] K. KIRCHERT: Der Windberger Psalter. Bd. 1: Untersuchung. Bd. 2: Textausgabe. Zürich/München 1979 (= MTU 59/60).
- [246] H. G. KIRCHHOFF: Zur deutschsprachigen Urkunde des 13. Jahrhunderts. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Sigel- und Wappenkunde 3, 1957, S. 287 ff.
- [247] G. KISCH: Über Reimvorreden deutscher Rechtsbücher. In: Niederdeutsche Mitteilungen 6, 1950, S. 61 ff.
- [248] D. KLEIN: Der caritas-minna-Begriff im Psalmenkommentar Notkers des Deutschen. Diss. Freiburg i. Br. 1963.
- [249] T. KLEIN: Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschem Schreibwesen und ihrer Sprach- [!] und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Göppingen 1977 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 205).
- [250] M. KLEINER: Zur Entwicklung der Futur-Umschreibung werden mit dem Infinitiv. In: University of California Publications in Modern Philology 12, 1925/26, S. 1 ff.
- [251] H. KLOSS: Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: Zur Theorie des

- Dialekts. Hg. von J. Göschel et al. Wiesbaden 1976 (= ZDL Beiheft NF 16), S. 301 ff.
- [252] H. KLOSS: Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. 2. Aufl. Düsseldorf 1978 (= Sprache der Gegenwart Bd. 37).
- [253] F. KLUGE: Gotische Lehnworte im Althochdeutschen. In: PBB 35, 1909, S. 124 ff.
- [254] F. KLUGE: Abriß der deutschen Wortbildungslehre. 2. Aufl. Halle 1925.
- [255] F. KLUGE: Deutsche Sprachgeschichte. 2. Aufl. Leipzig 1925.
- [256] F. KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 20. Aufl. von W. MITZKA. Berlin 1967.
- [257] J. KNOBLOCH: Der Ursprung von nhd. Ostern, engl. Easter. In: Die Sprache 5, 1959, S. 27 ff.
- [258] J. KNOBLOCH: Recherche sur le vocabulaire de la mission mérovingienne. In: Orbis 9, 1960, S. 427 ff.
- [259] J. KNOBLOCH: Ein weiteres Wortzeugnis für die merowingische Mission in England und im oberdeutschen Raum. In: Fs. K. Pivec. Innsbruck 1966 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft), S. 221 f.
- [260] J. KNOBLOCH: Abendländische Kulturwörter aus merowingischer Zeit. In: Forschungen und Fortschritte 41, 1967, S. 300 ff.
- [261] J. KNOBLOCH: Mondo latino e neolatino e mondo germanico. In: Le lingue dell' Europa. Atti del V. convegno internazionale di linguisti. Brescia 1972, S. 43 ff.
- [262] W. KÖNIG: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München 1978 (= dtv 3025).
- [263] H. KOLB: Interferenz als sprachgeschichtlicher Vorgang untersucht an mittelhochdeutsch *leie* ‚Art‘. In: Sprachliche Interferenz. Fs. W. Betz. Tübingen 1977, S. 388 ff.
- [264] H. KRAHE: Sprache und Vorzeit. Heidelberg 1954.
- [265] H. KRAHE: Germanische Sprachwissenschaft. Berlin. (= Sammlung Göschel 238, 780, 1218/1218 a/1218 b). Bd. 1: Einleitung und Lautlehre, und Bd. 2: Formenlehre. 7. Aufl. von W. MEID, 1969. Bd. 3: Wortbildung, von W. Meid 1967.
- [266] H. KRAHE: Einleitung in das vergleichende Sprachstudium. Innsbruck 1970 (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 1).
- [267] D. v. KRALIK: Die deutschen Bestandteile der Lex Baiuvariorum. In: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 38, 1913, S. 13 ff., 401 ff., 581 ff.
- [268] E. KRANZMAYER: Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Österreich. Wien/München 1929 (= Arbeiten zur Bayerisch-Österreichischen Dialektgeographie 1).
- [269] E. KRANZMAYER: Die Geschichte des Umlautes im Südbairischen. In: ZfMaf 14, 1938, S. 73 ff.
- [270] E. KRANZMAYER: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956.
- [271] W. KRAUSE: Rez. von HEINERTZ [191]. In: AfdA 46, 1927, S. 2 ff.
- [272] W. KRAUSE: Deutsch als indogermanische Sprache. In: Jahrbuch der deutschen Sprache 2, 1944, S. 7 ff.
- [273] W. KRAUSE: Handbuch des Gotischen. 3. Aufl. München 1968.

- [274] K. KROESCHELL: Deutsche Rechtsgeschichte. Reinbek (= *rororo studium* 8 und 9). Bd. 1: 1972. Bd. 2: 1973.
- [275] W. KROGMANN: Deutsch. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Berlin/Leipzig 1936 (= *Deutsche Wortforschung* 1).
- [276] W. KROGMANN: Altsächsisch und Mittelniederdeutsch. In: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*. Bd. 1. Berlin 1970, S. 211 ff.
- [277] E. v. KÜNSSBERG: Rechtssprachgeographie. Heidelberg 1926 (= *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse* 1926/27, 1. Abh.).
- [278] E. v. KÜNSSBERG: Die deutsche Rechtssprache. In: *Zeitschrift für Deutsche Kunde* 44, 1930, S. 379 ff.
- [279] H. KUHN: Rez. von FRINGS [143] 1. Aufl. In: *AfdA* 65, 1951/52, S. 53 ff.
- [280] H. KUHN: Rez. von HEINRICHS [192]. In: *AfdA* 68, 1955, S. 97 ff. Wiederabgedruckt in H. K.: *Kleine Schriften* Bd. 1. Berlin 1969, S. 291 ff. (zit.).
- [281] K. KUNZE: Textsorte und historische Wortgeographie. In: *Würzburger Prokastudien II*. München 1975 (= *Medium Aevum* 31), S. 35 ff.
- [282] K. KUNZE: Der Historische Südwestdeutsche Sprachatlas. In: *ZDL* 47, 1980, S. 1 ff.
- [283] H. KURRELMAYER: The historical development of the forms of the future tense in Middle High German. Diss. Baltimore (John Hopkins Univ.) 1904.
- [284] H. KUSCH: Caritas und Pax im religionskirchlichen Bereich des Althochdeutschen. Diss. Leipzig 1947.
- [285] K. LACHMANN: Vorrede zu: Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts. Berlin 1820. Wieder abgedruckt in K. L.: *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*. Berlin 1876, S. 157 ff. (zit.).
- [286] A. LASCH: Der Konjunktiv als Futurum im Mnd. und im Alts. In: *PBB* 47, 1923, S. 325 ff.
- [287] A. LASCH: Mittelniederdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Tübingen 1974 (= *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 9*).
- [288] H. LAUFFER: Der Lehnwortschatz der althochdeutschen und altsächsischen Prudentiusglossen. München 1976 (= *Münchener Germanistische Beiträge* 8).
- [289] R. LAWSON: The OHG translations of Latin future active in ‚Tatian‘. In: *JEGP* 57, 1958, S. 64 ff.
- [290] W. P. LEHMANN: Proto-Indo-European syntax. Austin/London 1974.
- [291] M. LEIER: Ansätze zur Begriffssprache der deutschen Mystik in der geistlichen Prosa des 12. und 13. Jahrhunderts. Diss. Hamburg 1965.
- [292] F. LEIMBACH: Die Sprache Notkers und Willirams. Dargelegt an Notkers Psalter und Willirams Hohem Lied. Diss. Göttingen 1933.
- [293] G. LERCHNER: Altfrk. *staffulus* und die Lautverschiebung im Kölnischen. In: *PBB* 88, Halle 1967, S. 386 ff.
- [294] G. LERCHNER: Zur II. Lautverschiebung im Rheinisch-Westmitteldeutschen. Diachronische und diatopische Untersuchungen. Halle 1971 (= *Mitteldeutsche Studien* Bd. 30).
- [295] P. LESSIAK: Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus. Brünn/Prag/Leipzig/Wien 1933 (= *Schriften der Philosophischen Fakultät der deutschen Universität in Prag* 14).

- [296] M. LEXER: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Leipzig. Bd. 1: 1872. Bd. 2: 1876. Bd. 3: 1878.
- [297] CH. LEYDECKER: *Angelsächsisches in althochdeutschen Glossen*. Diss. Bonn 1910.
- [298] A. LINDQVIST: *Studien über Wortbildung im Althochdeutschen mit besonderer Rücksicht auf die nomina actionis*. In: PBB 60, 1936, S. 1 ff.
- [299] J. LIPPERT: *Beiträge zu Technik und Syntax althochdeutscher Übersetzungen*. München 1974 (= *Medium Aevum* 25).
- [300] W. B. LOCKWOOD: *Historical German syntax*. Oxford 1968.
- [301] W. B. LOCKWOOD: *An informal history of the German language*. 2. Aufl. London 1976.
- [302] H. LÖFFLER: *Probleme der Dialektologie*. Darmstadt 1974.
- [303] K. LÖFFLER: *Das Passiv bei Otfrid und im Heliand besonders im Verhältnis zu den lateinischen Quellen*. Diss. Tübingen 1905.
- [304] A. VAN LOEY: *Middelnederlandse Spraakkunst*. Groningen. Bd. 1: Vormleer. 6. Aufl. 1969. Bd. 2: Klankleer 5. Aufl. 1969.
- [305] K. LUCAE: *Über Bedeutung und Gebrauch der mittelhochdeutschen Verba auxiliaria* Bd. 1. Marburg 1868.
- [306] G. LÜERS: *Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werke der Mechthild von Magdeburg*. München 1926 (Nachdruck Darmstadt 1966).
- [307] H. LÜSSY: *Umlautprobleme im Schweizerdeutschen*. Frauenfeld 1974 (= *Beiträge zur Schweizerdeutschen Mundartforschung* 20).
- [308] E. LUGINBÜHL: *Die althochdeutsche Kirchensprache*. In: *Programm St. Gallen* 80, 1936. Wiederabgedruckt in: *Studien zu Notkers Übersetzungskunst*. Berlin 1970, S. 137 ff.
- [309] G. LUSSKY: *uuerdan und uuesan mit dem Partizip Passiv in der althochdeutschen Tatianübersetzung*. In: JEGP 23, 1924, S. 342 ff.
- [310] W. LUTHER: *Sprachphilosophie als Grundwissenschaft*. Heidelberg 1970.
- [311] E. LUTZE: *Die germanischen Übersetzungen von spiritus und pneuma*. Diss. Bonn 1950.
- [312] J. W. MARCHAND: *The phonemic status of OHG e*. In: *Word* 12, 1956, S. 82 ff. Dt.: *Der phonemische Stellenwert des ahd. e*. In: H. STEGER (Hg.): *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen*. Darmstadt 1970 (= *Wege der Forschung* 146), S. 575 ff.
- [313] J. W. MARCHAND: *Rez. von HÖFLER [213]*. In: IF 65, 1960. S. 205 ff.
- [314] T. L. MARKEY: *Prinzipien der Dialektologie*. Großen-Linden 1977 (= *Gießener Beiträge zur Sprachwissenschaft* Bd. 8).
- [315] A. MARTINET: *Économie des changements phonétiques*. 2. Aufl. Bern 1964 (= *Bibliotheca Romanica, Series prima*, 10).
- [316] A. MASSER: *Die Bezeichnungen für das christliche Gotteshaus in der deutschen Sprache des Mittelalters. Mit einem Anhang: Die Bezeichnungen für die Sakristei*. Berlin 1966 (= *Philologische Studien und Quellen*, Heft 33).
- [317] K. MATZEL: *Ein althochdeutscher Grammatiker*. In: *Die Sprache* 12, 1966, S. 144 ff.
- [318] K. MATZEL: *Untersuchungen zur Verfasserschaft, Sprache und Herkunft der althochdeutschen Übersetzungen der Isidor-Sippe*. Bonn 1970 (= *Rheinisches Archiv* 75).

- [319] K. MATZEL: Karl der Große und die lingua theodisca. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 34, 1970, S. 172 ff.
- [320] K. MATZEL: Das Problem der »karlingischen Hofsprache«. In: Mediaevalia litteraria. Fs. H. de Boor. München 1971, S. 15 ff.
- [321] K. MATZEL: Rez. von GASSER [154]. In: AfdA 84, 1973, S. 11 ff.
- [322] K. MATZEL: Ahd. Isidor und Monsee-Wiener Fragmente. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 1. 2. Aufl. Berlin/New York 1978, Sp. 296 ff.
- [323] K. MATZEL: Zu den Namen des Teuderigus-Reliquiars. In: Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. von R. SCHÜTZEICHEL. Bonn 1979, S. 34 ff.
- [324] F. MAURER: Untersuchungen über die deutsche Verbstellung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Heidelberg 1926 (= Germanische Bibliothek Abt. 2/Bd. 21).
- [325] F. MAURER: Leid. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte, besonders in den großen Epen der staufischen Zeit. Bern/München 1951 (= Bibliotheca Germanica 1).
- [326] F. MAURER: Nordgermanen und Alemannen. 3. Aufl. Bern/München 1952 (= Bibliotheca Germanica 3).
- [327] F. MAURER/H. RUPP (Hg.): Deutsche Wortgeschichte. Berlin. Bd. 1 und 2: 1974. Bd. 3: 1978 (= Grundriß der germanischen Philologie 17).
- [328] M. MEHRING: Die Lehnprägungen in Notkers Übersetzung der ‚Nuptiae Philologiae et Mercurii‘ des Martianus Capella. Diss. Bonn 1958.
- [329] W. MEID: Das germanische Präterium. Innsbruck 1971 (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 3).
- [330] W. MEID: Probleme der räumlichen und zeitlichen Gliederung des Indogermanischen. In: Flexion und Wortbildung. Akten der 5. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft 1973. Hg. von H. RIX. Wiesbaden 1975, S. 204 ff.
- [331] A. MEILLET: Caractères généraux des langues Germaniques. 7. Aufl. Paris 1949.
- [332] K. MEISEN: Altdeutsche Grammatik. Bd. 1: Lautlehre. Bd. 2: Formenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1968 (= Sammlung Metzler 2/3).
- [333] R. MERINGER: Indogermanen und Germanen. In: Wörter und Sachen 7, 1921, S. 173 ff.
- [334] W. MERK: Werdegang und Wandlungen der deutschen Rechtssprache. Marburg 1933 (= Marburger Akademische Reden 54).
- [335] P. W. MERKES: Der neuhochdeutsche Infinitiv als Teil einer umschriebenen Zeitform. Diss. Göttingen 1895.
- [336] H. MEYER: Über den Ursprung der germanischen Lautverschiebung. In: ZfdA 45, 1901, S. 101 ff.
- [337] H. C. MEYER: The authorship of the Old High German *Tatian*: Addition and non-addition of pronoun subjects. Diss. Univ. of Chicago 1936.
- [338] K. MEYER: Zur Syntax des Part. Präs. im Ahd. Diss. Marburg 1906.
- [339] V. MICHELS: Mittelhochdeutsches Elementarbuch. 3./4. Aufl. Heidelberg 1921 (= Germanische Bibliothek I.I.7). Nachdr. als 5. Aufl. unter dem Titel: Mittelhochdeutsche Grammatik. Hg. v. H. STOPP. Heidelberg 1979 (zit.).

- [340] H. MICHELS: Altenglisches in altdeutschen Glossen. Diss. Bonn 1911.
- [341] H. MITTEIS/H. LIEBERICH: Deutsche Rechtsgeschichte. 12. Aufl. München 1971 (= Kurzlehrbücher für das Juristische Studium).
- [342] L. MITTNER: Schicksal und Werden im Altgermanischen. In: Wörter und Sachen 20, 1939, S. 253 ff.
- [343] L. MITTNER: Wurd. Bern 1955 (= Bibliotheca Germanica 6).
- [344] W. MITZKA: Zur Frage des Alters der hochdeutschen Lautverschiebung. In: Erbe der Vergangenheit. Fs. K. Helm. Tübingen 1951, S. 63 ff.
- [345] W. MITZKA: Die althochdeutsche Lautverschiebung und der ungleiche fränkische Anteil. In: ZfdA 83, 1951/52, S. 107 ff.
- [346] W. MITZKA: Stammesgeschichte und ahd. Dialektgeographie. In: WW 2, 1951/52, S. 65 ff.
- [347] W. MITZKA: Die Begründung der althochdeutschen Sprachgeschichte durch die Alemannen. In: Grundfragen der Alemannischen Geschichte. Konstanz 1952 (= Vorträge und Forschungen Bd. 1), S. 53 ff.
- [348] P. MÖLLER: Fremdwörter aus dem Lateinischen im späteren Mittelhochdeutsch und Mittelniederdeutsch. Diss. Gießen 1915.
- [349] W. MOHR: Darbietungsformen der Mystik bei Mechthild von Magdeburg. In: Märchen, Mythos, Dichtung. Fs. F. v. d. Leyen. München 1963, S. 376 ff.
- [350] S. v. MONSTERBERG-MÜNCKENAU: Der Infinitiv nach *wellen* und den Verba praeteritopraesentia in den Epen Hartmanns von Aue. In: ZfdPh 18, 1886, S. 1 ff., 144 ff., 301 ff.
- [351] N. MORCINIEC: Das Niederländische in der Geschichte der deutschen Sprache. In: Kwartalnik Neofilologiczny 27, 1980, S. 3 ff.
- [352] H. MOSER: Zu den beiden Lautverschiebungen und ihrer methodischen Behandlung. In: DU 6, 1954, H. 4, S. 56 ff.
- [353] H. MOSER: Deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit. In: Deutsche Philologie im Aufriß Bd. 1. Hg. von W. STAMMLER. Nachdruck der 2. Aufl. Berlin 1966, Sp. 621 ff.
- [354] H. MOSER: Annalen der deutschen Sprache. 3. Aufl. Stuttgart 1968 (= Sammlung Metzler 5).
- [355] H. MOSER: Deutsche Sprachgeschichte. 6. Aufl. Tübingen 1969.
- [356] V. MOSER: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Heidelberg (= Germanische Bibliothek 1. Reihe). Bd. I/1: 1929. Bd. I/1/3: 1951.
- [357] F. MOSSÉ: Histoire de la forme périphrastique être et participe présent en Germanique I. Paris. 1938 (= Collection Linguistique 42).
- [358] W. G. MOULTON: Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems. In: PBB 83, Tübingen 1961, S. 2 ff. Wiederabgedruckt in: H. STEGER (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 146), S. 480 ff. (zit.).
- [359] W. G. MOULTON: Types of phonemic change. In: To honor R. Jakobson Bd. 2. The Hague/Paris 1967 (= Janua Linguarum, Ser. Maior 32), S. 1393 ff.
- [360] W. G. MOULTON: The Proto-Germanic non-syllabics (consonants). In: Toward a grammar of Proto-Germanic. Hg. von F. v. COETSEM/H. L. KUFNER. Tübingen 1972, S. 141 ff.

- [361] V. E. MOUREK: Zur Syntax des althochdeutschen Tatian I. Artikel und Substantiv. In: Sitzungsberichte der kgl. böhm. Ges. d. Wiss., Classe für Philosophie, Geschichte und Philologie 11, 1894, S. 1 ff.
- [362] V. E. MOUREK: Weitere Beiträge zur Syntax des althochdeutschen Tatian II. Pronominals subject. In: Sitzungsberichte der kgl. böhm. Ges. d. Wiss., Classe für Philosophie, Geschichte und Philologie 13, 1894, S. 1 ff.
- [363] K. MÜLLENHOFF: Deutsche Altertumskunde Bd. 3. Berlin 1892.
- [364] G. MÜLLER/TH. FRINGS: Die Entstehung der deutschen *daß*-Sätze. Berlin 1959 (= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. 103, 6).
- [365] G. MÜLLER: Ahd. *opharōn* – *offrōn* – *offarōn*. In: PBB 82, Halle 1960, S. 152 ff.
- [366] H. H. MUNSKE: Das Suffix **-inga/unga* in den germanischen Sprachen. Marburg 1964 (= Marburger Beiträge zur Germanistik 6).
- [367] H. H. MUNSKE: Germanische Sprachen und deutsche Gesamtsprache. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. von H. P. ALTHAUS/H. HENNE/H. E. WIEGAND. 2. Aufl. Tübingen 1980, S. 661 ff.
- [368] H. NAUMANN: Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. Straßburg 1915 (= Trübners philologische Bibliothek 2).
- [369] H. NAUMANN/W. BETZ: Althochdeutsches Elementarbuch. 3. Aufl. Berlin 1962 (= Sammlung Görchen 1111/1111a).
- [370] B.-M. NEESE: Untersuchungen zum Wortschatz des Glossators von Notkers Psalmenkommentar. Diss. Marburg 1966.
- [371] F. NEUMANN: Wie entstand das Wort »deutsch«? In: Zs. f. deutsche Bildung 16, 1940, S. 201 ff.
- [372] G. NEUMANN: Substrate im Germanischen? In: Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen I. Philologisch-Historische Klasse, Jg. 1971, S. 77 ff.
- [373] R. NEUMANN: Der bestimmte Artikel *ther* und *thie* und seine Funktionen im althochdeutschen Tatian. Gießen 1967 (= Beiträge zur deutschen Philologie 37).
- [374] G. NORDMEYER: Lautverschiebungserklärungen. In: JEGP 35, 1936, S. 482 ff.
- [375] A. B. ÖBERG: Über die hochdeutsche Passivumschreibung mit *sein* und *werden*. Lund 1907.
- [376] E. ÖHMANN: Zur Geschichte der Adjektivabstrakta auf *-ida*, *-i* und *-heit* im Deutschen. Helsinki 1921 (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae Ser. B. Tom XV/4).
- [377] E. ÖHMANN: Die mittelhochdeutschen Lehnprägungen nach altfranzösischem Vorbild. Helsinki 1951.
- [378] E. ÖHMANN: Nochmals über die mittelhochdeutschen Wörter auf *-ier*, *-ieraere* und *-ierre*. In: Neuphil. Mitt. 55, 1954, S. 271 ff.
- [379] E. ÖHMANN: Hochsprache und Mundart im Mittelhochdeutschen. In: DU 8, 1956, H. 2, S. 24 ff.
- [380] E. ÖHMANN: Suffixstudien I: Die mittelhochdeutschen Suffixe *-īe* und *-eie* (< *-eia*). In: Neuphil. Mitt. 67, 1966, S. 225 ff.

- [381] E. ÖHMANN: Suffixstudien V: Das deutsche Suffix *-lei*. In Neuphil. Mitt. 70, 1969, S. 441 ff.
- [382] E. ÖHMANN: Suffixstudien VI: Das deutsche Verbalsuffix *-ieren*. In: Neuphil. Mitt. 71, 1970, S. 337 ff.
- [383] E. ÖHMANN: Suffixstudien VII: Das deutsche Substantivsuffix *-ier*. In: Neuphil. Mitt. 72, 1971, S. 526 ff.
- [384] E. ÖHMANN: Suffixstudien IX: Die deutschen Verbalabstrakta auf *-eriē*, *-erei*. In: Neuphil. Mitt. 74, 1973, S. 412 ff.
- [385] E. ÖHMANN: Der romanische Einfluß auf das Deutsche bis zum Ausgang des Mittelalters. In: F. MAURER/H. RUPP (Hg.): Deutsche Wortgeschichte Bd. 1. 3. Aufl. Berlin/New York 1974 (= Grundriß der germanischen Philologie 17/1), S. 323 ff.
- [386] M. OHLY-STEIMER: *huldi* im Heliand. In: ZfdA 86, 1955/56, S. 81 ff.
- [387] E. OUBOUZAR: Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem. In: PBB 95, Halle 1974, S. 5 ff.
- [388] H. PALANDER: Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert. In: Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors 3, 1902, S. 75 ff.
- [389] H. PAUL: Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? 2. Abdruck Halle 1873.
- [390] H. PAUL: Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein. In: Abhandlungen der Philos.-Philolog. Kl. d. Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften 22, 1905, S. 161 ff.
- [391] H. PAUL: Deutsche Grammatik. Halle Bd. 1: 1916. Bd. 2: 1917. Bd. 3: 1919. Bd. 4 und 5: 1920.
- [392] H. PAUL: Mittelhochdeutsche Grammatik. 21. Aufl. von H. MOSER und I. SCHRÖBLER. Tübingen 1975 (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 2).
- [393] H. PAUL: Deutsches Wörterbuch. 7. Aufl. von W. BETZ. Tübingen 1976.
- [394] H. PENZL: The development of Germanic *ai* and *au* in Old High German. In: GR 22, 1947, S. 174 ff.
- [395] H. PENZL: Geschichtliche deutsche Lautlehre. München 1969.
- [396] H. PENZL: Umlaut and secondary Umlaut in Old High German. In: Language 25, 1949, S. 223 ff. Dt.: Umlaut und Sekundärumlaut im Althochdeutschen. In: H. STEGER (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 146), S. 545 ff.
- [397] H. PENZL: Die Phasen der althochdeutschen Lautverschiebung. In: Fs. T. Starck. London/Den Haag/Paris 1964, S. 27 ff.
- [398] H. PENZL: Lautsystem und Lautwandel in den althochdeutschen Dialekten. München 1971.
- [399] H. PENZL: Methoden der germanischen Linguistik. Tübingen 1972 (= Sprachstrukturen A 1).
- [400] H. PENZL: Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie. Berlin 1975 (= Grundlagen der Germanistik Bd. 16).
- [401] E. PETRI-BEAN: Die Lehnbildungen der althochdeutschen Vergilglossen. Diss. München 1974.

- [402] A. PFALZ: Rez. von BRINKMANN [54]. In: AfdA 51, 1932, S. 180ff.
- [403] J. POKORNY: Keltische Lehnwörter und die germanische Lautverschiebung. In: Wörter und Sachen 12, 1929, S. 303ff.
- [404] P. v. POLENZ: Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. Berlin/New York 1978 (= Sammlung Göschen 2206).
- [405] E. PROKOSCH: Forchhammers Akzenttheorie und die germanische Lautverschiebung. In: JEGP 11, 1912, S. 2ff.
- [406] H. PROTZE: Die deutschen Mundarten. In: Die deutsche Sprache. Kleine Enzyklopädie Bd. 1. Leipzig 1969, S. 312ff.
- [407] O. PUTZER: Konjunktionale Nebensätze und äquivalente Strukturen in der Heinrich von Langenstein zugeschriebenen »Erkenntnis der Sünde«. Wien 1979 (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 2).
- [408] J. QUINT: Mystik und Sprache. In: DVjs 27, 1953. S. 48ff. Wiederabgedruckt in: Altdeutsche und altniederländische Mystik. Hg. von K. RUH. Darmstadt 1964 (= Wege der Forschung 23), S. 112ff. (zit.).
- [409] F. RÄDLE: Otrfrids Brief an Liutbert. In: Kritische Bewahrung. Fs. W. Schröder. Berlin 1974, S. 213ff.
- [410] P. RAMAT: Das Friesische. Innsbruck 1976 (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 14).
- [411] I. RAUCH: The Old High German diphthongization. The Hague/Paris 1967 (= Janua linguarum, Series practica 36).
- [412] R. v. RAUMER: Die Einwirkung des Christentums auf die Althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.
- [413] R. v. RAUMER: Über den geschichtlichen Zusammenhang des gotischen Christentums mit dem Althochdeutschen. In: ZfdA 6, 1848, S. 401ff.
- [414] I. REIFFENSTEIN: Das Althochdeutsche und die irische Mission im oberdeutschen Raum. Innsbruck 1958 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 6).
- [415] I. REIFFENSTEIN: Die althochdeutsche Kirchensprache. In: Germanistische Abhandlungen. Hg. von K. K. KLEIN/E. THURNHER. Innsbruck 1959 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 6), S. 41ff.
- [416] I. REIFFENSTEIN: Quecke. In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen Bd. 2. Hg. von L. E. SCHMITT. Gießen 1963, S. 317ff.
- [417] I. REIFFENSTEIN: Geminaten und Fortes im Althochdeutschen. In: Münchner Studien zur Sprachwissenschaft H. 18 (Fs. W. Wissmann Tl. 3). München 1965, S. 61ff.
- [418] I. REIFFENSTEIN: Deutschsprachige Arengen des 13. Jahrhunderts. In: Fs. M. Spindler. München 1969, S. 177ff.
- [419] I. REIFFENSTEIN: Diutisce. Ein Salzburger Frühbeleg des Wortes »deutsch«. In: Peripherie und Zentrum. Fs. A. Schmitt. Salzburg/Stuttgart/Zürich 1971, S. 249ff.
- [420] K. H. REXROTH: Volkssprache und werdendes Volksbewußtsein im ostfränkischen Reich. In: H. BEUMANN/W. SCHRÖDER (Hg.): Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter. Sigmaringen 1978 (= Nationes Bd. 1), S. 275ff.
- [421] K. RICK: Das prädikative Participium Praesentis im Althochdeutschen. Diss. Bonn 1905.

- [422] A. RIEMEN: Bedeutung und Gebrauch der Heldenwörter im mittelhochdeutschen Epos. Diss. Köln 1955.
- [423] L. RITTMAYER: Untersuchungen zum Wortschatz der ahd. Isidor-Übersetzung. Ein Beitrag zur Lehngutforschung. Diss. Freiburg i. Br. 1958.
- [424] H. M. ROCKWOOD: A syntactic analysis of selected Middle High German prose as a basis for stylistic differentiations. Bern/Frankfurt 1975 (= European University Papers I 127).
- [425] G. ROETHE: Die Reimvorreden des Sachsenspiegels. Berlin 1899 (= Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-Hist. Kl., N.F. II, 8).
- [426] J. ROHRER: Otfrid und Tatian. Beiträge zur Frage einer althochdeutschen Schrift- und Kirchensprache. Diss. Tübingen 1955.
- [427] E. Rooth: Saxonica. Beiträge zur niedersächsischen Sprachgeschichte. Lund 1949 (= Skrifter utgivna av Kunigl. Humanistika Vetenskapssamfundet i Lund 44).
- [428] E. Rooth: Bespr. von FOERSTE [126]. In: Nd. Jb. 76, 1953, S. 109ff.
- [429] E. Rooth: Über die Heliandsprache. In: Fragen und Forschungen im Bereich und Umkreis der germanischen Philologie. Festgabe für Th. Frings. Berlin 1956, S. 40ff. Wiederabgedruckt in: Der Heliand. Hrsg. von J. EICHHOFF/I. RAUCH. Darmstadt 1973 (= Wege der Forschung 321), S. 200ff.
- [430] H. ROSEN: Old High German prepositional compounds in relation to their Latin originals. Philadelphia 1934 (= Language dissertations 16).
- [431] H.-F. ROSENFELD: Klassische Sprachen und deutsche Gesamtsprache. In: Lexikon der germanistischen Linguistik. Hg. von H. P. ALTHAUS/H. HENNE/H. E. WIEGAND. 2. Aufl. Tübingen 1980, S. 653ff.
- [432] A. ROSENQVIST: Der französische Einfluß auf die mittelhochdeutsche Sprache in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Helsinki 1932 (= Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors 9).
- [433] A. ROSENQVIST: Das Verbalsuffix *-(i)eren*. In: Germanisch-Romanische Studien. Fs. H. Suolahti. Helsinki 1934 (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae Ser. B 30), S. 587ff.
- [434] A. ROSENQVIST: Der französische Einfluß auf die mittelhochdeutsche Sprache in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Helsinki 1943 (= Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki 14).
- [435] A. ROSENQVIST: Über die mittelhochdeutschen Wörter auf *-ier*, *-ieraere*, *-ierre*. In: Neuphil. Mitt. 55, 1954, S. 81ff.
- [436] K. RUH: Thomas von Aquin in mittelhochdeutscher Sprache. In: Theologische Zeitschrift, hg. von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, 7, 1951, S. 341ff.
- [437] K. RUH: Die trinitarische Spekulation in deutscher Mystik und Scholastik. In: ZfdPh 72, 1953, S. 24ff.
- [438] K. RUH: Bonaventura deutsch. Bern 1956 (= Bibliotheca Germanica 7).
- [439] K. RUH: Rez. von N. TÖRNQVIST: Cod. Pal. Vind. 2682, III. Lund/Kopenhagen 1953. In: AfdA 69, 1956, S. 151ff.
- [440] K. RUH: Geistliche Prosa. In: Europäisches Spätmittelalter. Hg. von W. ERZGRÄBER. Wiesbaden 1978 (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 8), S. 565ff.

- [441] K. RUH: Meister Eckhart. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 2. 2. Aufl. Berlin/New York 1980, Sp. 327 ff.
- [442] H. RUPP: Entstehung und Sinn des Wortes »Deutsch«. In: DU 3, 1951, H. 1, S. 74 ff.
- [443] H. RUPP: Zum »Passiv« im Althochdeutschen. In: PBB 78, Halle 1956, S. 265 ff.
- [444] D. RUPRECHT: Tristita. Wortschatz und Vorstellung in den althochdeutschen Sprachdenkmälern. Göttingen 1959 (= Palaestra 227).
- [445] L. SALTVEIT: Bemerkungen zum deutschen Futurum. In: ZfdA 87, 1957, S. 213 ff.
- [446] L. SALTVEIT: Studien zum deutschen Futur. Bergen/Oslo 1962 (= Acta Universitatis Bergensis. Series Humaniorum Litterarum 1961, 2).
- [447] W. SANDERS: Glück. Zur Herkunft und Bedeutungsentwicklung eines mittelalterlichen Schicksalsbegriffes. Köln/Graz 1965 (= Niederdeutsche Studien 13).
- [448] W. SANDERS: Altsächsische Sprache. In: Niederdeutsch. Sprache und Literatur Bd. 1. Hg. v. J. GOOSSENS. Neumünster 1973, S. 28 ff.
- [449] J. SCHATZ: Altbairische Grammatik. Göttingen 1907 (= Grammatiken der althochdeutschen Dialekte 1).
- [450] J. SCHATZ: Althochdeutsche Grammatik. Göttingen 1927.
- [451] J. SCHATZ: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Bearb. von K. FINSTERWALDER. Innsbruck 1956 (= Schlern-Schriften 119/120).
- [452] L. SCHAUWECKER: Zur Frage der Genera Verbi. In: IF 73, 1968, S. 48 ff.
- [453] M. SCHELER: Altenglische Lehnsyntax. Die syntaktischen Latinismen im Altenglischen. Diss. Berlin 1961.
- [454] G. SCHIEB: Henric van Veldeken. Stuttgart 1965 (= Sammlung Metzler 42).
- [455] G. SCHIEB: Die deutsche Sprache im hohen Mittelalter. In: Die deutsche Sprache Bd. 1. Leipzig 1969 (= Kleine Enzyklopädie), S. 147 ff.
- [456] G. SCHIEB: Veldekes Wortschatz nach Form und Inhalt. In: Henric van Veldeken, »Eneide« III: Wörterbuch. Von G. SCHIEB sowie G. KRAMER/E. MAGER. Berlin 1970 (= Deutsche Texte des Mittelalters 62), S. 697 ff.
- [457] G. SCHIEB: Mittelhochdeutsch. In: Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500. Hg. von L. E. SCHMITT. Berlin 1970. S. 347 ff.
- [458] G. SCHIEB: Probleme der Erscheinungsformen des älteren Deutsch in feudaler Zeit. In: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Bausteine zur Geschichte des Neuhochdeutschen Bd. 49), S. 9 ff.
- [459] G. SCHIEB: Zum System der Nebensätze im ersten deutschen Prosaroman. Die Objekt- und Subjektsätze. In: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Bausteine zur Geschichte des Neuhochdeutschen Bd. 49), S. 167 ff.
- [460] G. SCHIEB: Zur Synchronie und Diachronie der Konjunktionen im Bereich der Voraussetzung. In: Linguistische Arbeitsberichte 10, 1974, S. 97 ff.
- [461] G. SCHIEB: Rez. von ROCKWOOD [424]. In: Deutsche Literaturzeitung 99, 1978, Sp. 364 ff.

- [462] B. SCHIEHLE: Der Gebrauch von ‚Wellen‘ in der Wiener Genesis, im König Rother und im Rolandslied. Diss. Göttingen 1972.
- [463] J. SCHILDT: Abriß der Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1976 (= Sammlung Akademie-Verlag 20).
- [464] V. M. SCHIRMUNSKI: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin 1962 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25).
- [465] V. M. SCHIRMUNSKI: Die gemeinsamen Tendenzen in der Lautentwicklung der germanischen Sprachen. In: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 14, 1966, S. 5ff.
- [466] A. SCHIROKAUER: Otfrid von Weißenburg. In: DVjs 4, 1926, S. 74ff. Wiederabgedruckt in: A. SCH.: Germanistische Studien. Hamburg 1957, S. 119ff. (zit.).
- [467] A. SCHIROKAUER: Zur Geschichte des Artikels im Deutschen. In: Monatshefte 33, 1941, S. 349ff. und 34, 1942, S. 14ff.
- [468] A. SCHIROKAUER: Die Wortgeschichte von »Herr«. In: GR 21, 1946, S. 55ff. Wiederabgedruckt in A. S.: Germanistische Studien. Hamburg 1957, S. 213ff. (zit.).
- [469] H. D. SCHLOSSER: Die literarischen Anfänge der deutschen Sprache. Berlin 1977.
- [470] K. SCHMIDT: Zum Agens beim Passiv. In: IF 68, 1963, S. 1–12.
- [471] W. SCHMIDT (Hg.): Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1976.
- [472] R. SCHMIDT-WIEGAND: Das fränkische Wortgut der Lex Salica als Gegenstand der Rechtssprachgeographie. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 84, 1967, S. 275ff.
- [473] R. SCHMIDT-WIEGAND: Sali. Die Malbergischen Glossen der Lex Salica und die Ausbreitung der Franken. In: Rheinische Vierteljahresblätter 32, 1968, S. 140ff.
- [474] R. SCHMIDT-WIEGAND: Die Malbergischen Glossen der Lex Salica als Denkmal des Westfränkischen. In: Rheinische Vierteljahresblätter 33, 1969, S. 396ff.
- [475] R. SCHMIDT-WIEGAND: Fränkisch druht und druhtin. In: Historische Forschungen für W. Schlesinger. Hg. von H. BEUMANN. Köln/Wien 1974, S. 524ff.
- [476] R. SCHMIDT-WIEGAND: Stammesrecht und Volkssprache in karolingischer Zeit. In: Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter. Hg. von H. BEUMANN/W. SCHRÖDER. Sigmaringen 1978 (= Nationes 1), S. 171ff.
- [477] A. SCHMITT: Zur germanischen und hochdeutschen Lautverschiebung. In: ZPSK 3, 1949, S. 1ff.
- [478] L. E. SCHMITT: Sprache und Geschichte. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 7, 1957, S. 259ff.
- [479] G. SCHNEIDEWIND: Die Wortsippe »Arbeit« und ihre Bedeutungskreise in den althochdeutschen Sprachdenkmälern. In: PBB 81, Halle 1959, S. 174ff.
- [480] R. SCHNERRER: Altdeutsche Bezeichnungen für das Jüngste Gericht. In: PBB 85, Halle 1963, S. 248ff.

- [481] W. E. SCHOLTEN: Satzverbindende Partikeln bei Otfrid und Tatian. In: PBB 22, 1897, S. 391 ff.
- [482] H. SCHOTTMANN: Die Beschreibung der Interferenz. In: Sprachliche Interferenz. Fs. W. Betz. Tübingen 1977, S. 13 ff.
- [483] B. SCHREYER-MÜHLPFORDT: Sprachliche Einigungstendenzen im deutschen Schrifttum des Frühmittelalters. In: Wissenschaftliche Annalen 5, 1956, S. 295 ff.
- [484] R. SCHRODT: Die germanische Lautverschiebung und ihre Stellung im Kreise der indogermanischen Sprachen. 2. Aufl. Wien 1976 (= Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 1).
- [485] W. SCHRÖDER: Zur Passiv-Bildung im Althochdeutschen. In: PBB 77, Halle 1955, S. 1 ff.
- [486] W. SCHRÖDER: Grenzen und Möglichkeiten einer althochdeutschen Literaturgeschichte. Berlin 1959 (= Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. Bd. 105, 2).
- [487] W. SCHRÖDER: Rez. von SALTVEIT [446]. In: AfdA 74, 1964, S. 156 ff.
- [488] W. SCHRÖDER: Zur Behandlung der lat. Perfecta in Notkers kommentierter Übertragung der ersten beiden Bücher von ›De consolatione philosophiae‹ des Boethius. In: Fs. H. Eggers. Tübingen 1972 (= PBB 94, Sonderband), S. 392 ff.
- [489] W. SCHRÖDER: Zum Verhältnis von Lateinisch und Deutsch um das Jahr 1000. In: H. BEUMANN/W. SCHRÖDER (Hg.): Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter. Sigmaringen 1978 (= Nationes Bd. 1), S. 424 ff.
- [490] F. SCHUBERT: Sprachstruktur und Rechtsfunktion. Untersuchung zur deutschsprachigen Urkunde des 13. Jahrhunderts. Göppingen 1979 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 251).
- [491] K. SCHÜTZ: Die Lehnprägungen der Reichenauer Glossare Rb, Rc, Rd, Re und Rf. Diss. Bonn 1958.
- [492] R. SCHÜTZEICHEL: Althochdeutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Tübingen 1974.
- [493] R. SCHÜTZEICHEL: Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen. 2. Aufl. Tübingen 1976 (= Hermaea NF 10).
- [494] R. SCHÜTZEICHEL: Nochmals zur merovingischen Lautverschiebung. In: ZDL 46, 1979, S. 205 ff.
- [495] W. W. SCHUHMACHER: Anfänge einer »2. Lautverschiebung« im Nordgermanischen? In: ZPSK 26, 1973, S. 375 f.
- [496] U. SCHULZE: Bemerkungen zur Orthographie von *diutisch* in den deutschsprachigen Urkunden des 13. Jahrhunderts und zum Übergang der Lautgruppe *sk* > *sch*. In: PBB 86, Tübingen 1964, S. 301 ff.
- [497] U. SCHULZE: Lateinisch-deutsche Parallelurkunden des 13. Jahrhunderts. München 1975 (= Medium Aevum 30).
- [498] W. SCHULZE: Personalpronomen und Subjektsausdruck im Gotischen. In: Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft. Fs. O. Behaghel. Heidelberg 1924 (= Germanische Bibliothek 2/15), S. 92 ff.
- [499] A. C. SCHWARZ: Der Sprachbegriff in Otfrids Evangelienbuch. Diss. Zürich 1975.
- [500] A. SCHWARZ: Glossen als Texte. In: PBB 99, Tübingen 1977, S. 25 ff.
- [501] E. SCHWARZ: Die ahd. Lautverschiebung im Altbairischen (mit besonderer

- Heranziehung der Salzburger Güterverzeichnisse). In: PBB 50, 1927, S. 242ff.
- [502] E. SCHWARZ: Germanische Stammeskunde. Heidelberg 1956 (= Germanische Bibliothek, Reihe 5).
- [503] E. SCHWARZ: Kurze deutsche Wortgeschichte. Darmstadt 1967.
- [504] E. SCHWARZ: Einleitung. In: Zur germanischen Stammeskunde. Aufsätze zum neuen Forschungsstand. Hg. von E. SCHWARZ. Darmstadt 1972 (= Wege der Forschung 248), S. VIIff.
- [505] H.-O. SCHWARZ: Die Lehnbildungen der Psalmenübersetzung Notkers von St. Gallen. Diss. Bonn 1957.
- [506] G. SCHWEIKLE: Akzent und Artikulation. Überlegungen zur ahd. Lautgeschichte (Umlaut, Monophthongierungen, Diphthongierungen, westgerm. Konsonantengemination, 2. Lautverschiebung). In: PBB 86, Tübingen 1964, S. 197ff.
- [507] E. H. SEHRT: Notker-Glossar. Tübingen 1962.
- [508] E. SIEBERT: Zum Verhältnis von Erbgut und Lehngut im Wortschatz Otfrids von Weißenburg. München 1971.
- [509] E. SIEVERS (Hg.): Tatian. 2. Ausgabe. Paderborn 1966.
- [510] F. SIMMLER: Die westgermanische Konsonantengemination unter besonderer Berücksichtigung des Althochdeutschen. München 1974 (= Münstersche Mittelalter-Schriften 19).
- [511] S. SINGER: Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes. Zürich 1903 (= Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich 7).
- [512] B. SJÖLIN: Einführung in das Friesische. Stuttgart 1969 (= Sammlung Metzler 86).
- [513] E. SKÁLA: Das Regensburger und das Prager Deutsch. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 31, 1968, S. 84ff.
- [514] G. DE SMET: Die altdeutschen Bezeichnungen des Leidens Christi. In: PBB 75, Halle 1953, S. 273ff.
- [515] G. DE SMET: »dulden«. Die Geschichte einer süddeutschen Neubildung. In: Leuvense Bijdragen 44, 1954, S. 1ff., 47ff.
- [516] G. DE SMET: Die Ausdrücke für Leiden im Althochdeutschen, ihre Verbreitung und Geschichte. In: WW 5, 1954/55, S. 69ff.
- [517] G. DE SMET: Zum Einfluß des Christentums auf den altdeutschen Wortschatz. Nijmegen 1957.
- [518] G. DE SMET: Auferstehen und Auferstehung im Althochdeutschen. In: PBB 82, 1961, S. 175ff.
- [519] G. DE SMET: Die Wortwahl der althochdeutschen Denkmäler für lat. *sacramentum*. In: Fs. H. Eggers. Tübingen 1972, S. 72ff.
- [520] G. DE SMET: *Anathema* und *Abominatio* im Althochdeutschen. In: Gedenkschrift J. Trier. Köln/Wien 1975, S. 229ff.
- [521] A. SOCIN: Schriftsprache und Dialecte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888.
- [522] ST. SONDEREGGER: Rez. von HÖFLER [213]. In: AfdA 71, 1958/59, S. 145ff.
- [523] ST. SONDEREGGER: Die Umlautfrage in den germanischen Sprachen. In: Kratylos 4, 1959, S. 1ff.

- [524] ST. SONDEREGGER: Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden. In: *ZfMaf* 28, 1961, S. 251 ff.
- [525] ST. SONDEREGGER: Die Sprache des Rechts im Germanischen. In: *Schweizer Monatshefte* 42, 1962/63, S. 259 ff.
- [526] ST. SONDEREGGER: Die althochdeutsche Lex Salica-Übersetzung. In: Festgabe W. Jungandreas. Trier 1964 (= Schriftenreihe zur Trierischen Landesgeschichte und Volkskunde 13), S. 113 ff.
- [527] ST. SONDEREGGER: Die ältesten Schichten einer germanischen Rechtssprache. In: *Festschrift K. S. Bader*. Zürich/Köln/Graz 1965, S. 419 ff.
- [528] ST. SONDEREGGER: Frühe Übersetzungsschichten im Althochdeutschen. In: *Philologia Deutsch*. Fs. W. Henzen. Bern 1965, S. 101 ff.
- [529] ST. SONDEREGGER: Frühe Erscheinungsformen dichterischer Sprache im Althochdeutschen. In: *Typologia Litterarum*. Fs. M. Wehrli. Zürich/Freiburg i. Br. 1969, S. 53 ff.
- [530] ST. SONDEREGGER: Althochdeutsche Sprache. In: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*. Hg. von L. E. SCHMITT. Berlin 1970, S. 288 ff.
- [531] ST. SONDEREGGER: Althochdeutsch in St. Gallen. St. Gallen/Sigmaringen 1970.
- [532] ST. SONDEREGGER: Die Frage nach Notkers des Deutschen Ausgangspunkt. In: *Mediaevalia litteraria*. Festschrift H. de Boor. München 1971, S. 119 ff.
- [533] ST. SONDEREGGER: Reflexe gesprochener Sprache in der althochdeutschen Literatur. In: *Frühmittelalterliche Studien* 5, 1971, S. 176 ff.
- [534] ST. SONDEREGGER: Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das älteste Deutsch. Berlin/New York 1974 (= Sammlung Göschens 8005).
- [535] ST. SONDEREGGER: Tendenzen zu einem überregional geschriebenen Althochdeutsch. In: H. BEUMANN/W. SCHRÖDER (Hg.): *Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter*. Sigmaringen 1978 (= *Nationes* Bd. 1), S. 229 ff.
- [536] ST. SONDEREGGER: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin/New York 1979.
- [537] ST. SONDEREGGER: Probleme deutscher Sprachgeschichtsschreibung. In: *Michigan Germanic Studies* 5, 1979, S. 40 ff.
- [538] ST. SONDEREGGER: Gesprochene Sprache im Althochdeutschen und ihre Vergleichbarkeit mit dem Neuhochdeutschen. In: H. SITTA (Hg.): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen 1980 (= *Reihe Germanistische Linguistik* 21), S. 71 ff.
- [539] ST. SONDEREGGER: Thesen. In: *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Hg. von H. SITTA. Tübingen 1980 (= *Reihe Germanistische Linguistik* 21), S. 132 ff.
- [540] ST. SONDEREGGER: Gesprochene Sprache im Nibelungenlied. In: A. MASSER (Hg.): *Hohenemser Studien zum Nibelungenlied*. Hohenems 1981, S. 360 ff.
- [541] W. STAMMLER: Deutsche Scholastik. In: *ZfdPh* 72, 1953, S. 1 ff. (zit.). Wiederabgedruckt in: W. S.: *Kleine Schriften zur Literaturgeschichte des Mittelalters*. Berlin/Bielefeld/München 1953, S. 127 ff.

- [542] TH. STECHE: Zeit und Ursachen der hochdeutschen Lautverschiebung. In: ZfdPh 62, 1937, S. 1 ff.
- [543] TH. STECHE: Die Entstehung der Spiranten in der hochdeutschen Lautverschiebung. In: ZfdPh 64, 1939, S. 125 ff.
- [544] G. STEER: Germanistische Scholastikforschung. In: Theologie und Philosophie 45, 1970, S. 204 ff.; 46, 1971, S. 195 ff.; 48, 1973, S. 65 ff.
- [545] G. STEER: Hugo Ripelin von Straßburg. Tübingen 1981 (= Texte und Textgeschichte 2).
- [546] H. STOPP: Veränderungen im System der Substantivflexion vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen. In: Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters. Fs. H. Moser. Berlin 1974, S. 324 ff.
- [546a] H. STOPP/H. MOSER: Flexionsklassen der mittelhochdeutschen Substantive in synchronischer Sicht. In: ZfdPh 86, 1967, S. 70–101.
- [547] W. STREITBERG: Gotisches Elementarbuch. 5. und 6. Aufl. Heidelberg 1920 (= Germanische Bibliothek 1/1).
- [548] W. STREITBERG: Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft II/2: Germanisch. Berlin/Leipzig 1927.
- [549] E. STUTZ: Die germanistische These vom »Donauweg« gotisch-arianischer Missionare im 5. und 6. Jahrhundert. In: Die Völker an der mittleren und unteren Donau im fünften und sechsten Jahrhundert. Hg. von H. WOLFRAM/F. DAIM. Wien 1980 (= Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Denkschriften Bd. 145), S. 207 ff.
- [550] H. SUOLAHTI: Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert. In: Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors 8, 1929, S. 1 ff. und 10, 1933, S. 1 ff.
- [551] O. SZEMERÉNYI: Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Darmstadt 1980 (= Die Altertumswissenschaft).
- [552] B. TAEGER: Heliand. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 3. 2. Aufl. Berlin/New York 1981, Sp. 958 ff.
- [553] G. TESCH: Linguale Interferenz. Tübingen 1978 (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 105).
- [554] H. THOMAS: Regnum Theutonicorum = Diutiskono richi? In: Rheinische Vierteljahresblätter 40, 1976, S. 17 ff.
- [555] K. TOTH: Der Lehnwortschatz der althochdeutschen Tatian-Übersetzung. Würzburg 1980 (= Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft 6).
- [556] F. TSCHIRCH: Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin. Bd. 1: 1971. Bd. 2: 1975 (= Grundlagen der Germanistik 5 und 9).
- [557] W. F. TWADDELL: The morphology and syntax of the periphrastic passive in the German works of Notker III. Diss. Havard 1930.
- [558] W. F. TWADDELL: *werden* and *wesen* with the passive in Notker. In: GR 5, 1930, S. 288 ff.
- [559] W. F. TWADDELL: *werdan* and *wesan* again. In: GR 7, 1932, S. 81 ff.
- [560] W. F. TWADDELL: A note on Old High German Umlaut. In: Monatshefte 30, 1938, S. 177 ff. Dt.: Einige Bemerkungen zum althochdeutschen Umlaut. In: H. STEGER (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 146). S. 538 ff.
- [561] H. UNGER: Vorreden deutscher Sachliteratur des Mittelalters als Ausdruck

- literarischen Bewußtseins. In: *Werk – Typ – Situation*. Fs. H. Kuhn. Stuttgart 1969, S. 217ff.
- [562] H. VAAS: Die Entwicklung des Begriffs *deutsch*. Diss. Berlin 1924.
- [563] P. VALENTIN: *Phonologie de l'Allemand Ancien. Les systèmes vocaliques*. Paris 1969 (= *Études linguistiques* 8).
- [564] H. VATER: *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch*. 2. Aufl. Tübingen 1979 (= *Linguistische Arbeiten* 78).
- [565] F. VIGENER: *Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen vom 10. bis zum 13. Jahrhundert*. Heidelberg 1901.
- [566] A. VORKAMPPFF-LAUE: *Zum Leben und Vergehen einiger mittelhochdeutscher Wörter*. Diss. Halle 1906.
- [567] A. WAAG: *Die Bezeichnungen der Geistlichen im Althochdeutschen und Altniederdeutschen*. In: *Teuthonista* 8, 1931/32, S. 1ff.
- [568] K. WAGNER: *Hochsprache und Mundart in althochdeutscher Zeit*. In: *DU* 8, 1956, H. 2, S. 14ff.
- [569] N. WAGNER: *Butilin und die zweite Lautverschiebung*. In: *Sprachwissenschaft* 2, 1977, S. 338ff.
- [570] P. WAHMANN: *Gnade. Der althochdeutsche Wortschatz im Bereich der Gnade, Gunst und Liebe*. Berlin 1937 (= *Neue Deutsche Forschungen, Abt. Deutsche Philologie* 4).
- [571] H. WALLRABE: *Bedeutungsgeschichte der Worte liebe, trüt, friedel, wine, minnaere, senedaere nebst einem eingeschalteten Kapitel über die Formeln von liebe und leide*. Diss. Leipzig 1925.
- [572] P. WAPNEWSKI: *Deutsche Literatur des Mittelalters*. Göttingen 1960 (= *Kleine Vandenhoeck-Reihe* 96/97).
- [573] W.v. WARTBURG: *Die Entstehung der Sprachgrenzen im Innern der Romania*. In: *PBB* 58, 1934, S. 209ff.
- [574] W. v. WARTBURG: *Rez. von F. SCHÜRR: Umlaut und Diphthongierung in der Romania*. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 58, 1938, S. 378ff.
- [575] M. WEHRLI: *Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*. Stuttgart 1980 (= *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* 1).
- [576] K. WEINHOLD: *Alemannische Grammatik*. Berlin 1863 (= *Grammatik der deutschen Mundarten* 1).
- [577] K. WEINHOLD: *Bairische Grammatik*. Berlin 1867 (= *Grammatik der deutschen Mundarten* 2).
- [578] K. WEINHOLD: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 2. Ausg. Paderborn 1967.
- [579] O. WEINREICH: *Die Suffixablösung bei den Nomina agentis während der althochdeutschen Periode*. Berlin 1971 (= *Philolog. Studien u. Quellen* 56).
- [580] L. WEISGERBER: *Der Sinn des Wortes ›Deutsch‹*. Göttingen 1949.
- [581] L. WEISGERBER: *Die Spuren der irischen Mission in der Entwicklung der deutschen Sprache*. In: *Rheinische Vierteljahresblätter* 17, 1952 (Fs. Th. Frings), S. 8ff.
- [582] L. WEISGERBER: *Deutsch als Volksname*. Darmstadt 1953.
- [583] L. WEISGERBER: *Theudisk. Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze*. In: WEISGERBER [582] S. 40ff. Wiederabgedruckt in EGGERS [99], S. 103ff. (zit.).

- [584] J. WEISWEILER: Buße. Bedeutungsgeschichtliche Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte. Halle 1930.
- [585] J. WEISWEILER/W. BETZ: Deutsche Frühzeit. In: Deutsche Wortgeschichte Bd. 1. Hg. von F. MAURER/H. RUPP. 3. Aufl. Berlin/New York 1974 (= Grundriß der Germanischen Philologie 17/1), S. 55 ff.
- [586] E. WEISS: Tun-Machen. Bezeichnungen für die kausative und die periphrastische Funktion im Deutschen bis um 1400. Stockholm 1956 (= Stockholmer Germanistische Forschungen 1).
- [587] J. WEITHASE: Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. Tübingen 1961.
- [588] J. C. WELLS: The origin of the German suffix *-heit*. In: Fs. T. Starck. London/Den Haag/Paris 1964, S. 50 ff.
- [589] R. WENSKUS: Stammesbildung und Verfassung. Köln/Graz 1961.
- [590] O. WERNER: Vom Formalismus zum Strukturalismus in der historischen Morphologie. In: ZfdPh 84, 1965, S. 100 ff. Wiederabgedruckt in: Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Hg. von H. STEGER. Darmstadt 1970 (= Wege der Forschung 146) S. 349 ff. (zit.).
- [591] O. WERNER: Das deutsche Pluralsystem. Strukturelle Diachronie. In: Sprache – Gegenwart und Geschichte. Düsseldorf 1969 (= Sprache der Gegenwart 5), S. 92 ff.
- [592] H. WESCHE: Das Heidentum in der althochdeutschen Sprache. Tl. 1: Die Kultstätte. Diss. Göttingen 1929.
- [593] H. WESCHE: Beitrag zu einer Geschichte des deutschen Heidentums (Priesterschaft und Gottesdienst). In: PBB 61, 1937, S. 1 ff.
- [594] H. WESCHE: Der althochdeutsche Wortschatz im Gebiete des Zaubers und der Weissagung. Halle 1940 (= Untersuch. z. Gesch. d. deutschen Sprache 1).
- [595] G. L. WIENS: Die frühchristlichen Gottesbezeichnungen im Germanisch-Altdeutschen. Berlin 1935 (= Neue Forschung 25).
- [596] J. WIESNER: Das Wort *heit* im Umkreis althochdeutscher *persona*-Übersetzungen. In: PBB 90, Halle 1968, S. 3 ff.
- [597] E. WIESSNER/H. BURGER: Die höfische Blütezeit. In: F. MAURER/H. RUPP (Hg.): Deutsche Wortgeschichte Bd. 1. 3. Aufl. Berlin/New York 1974 (= Grundriß der germanischen Philologie 17/1), S. 189 ff.
- [598] F. WILHELM: Zur Geschichte des Schrifttums in Deutschland bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts I. Von der Ausbreitung der deutschen Sprache im Schriftverkehr und ihren Gründen. München 1920 (= Münchner Archiv für Philologie des Mittelalters und Renaissance 8).
- [599] F. WILHELM (Hg.): Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300. Lahr. Bd. 1: 1932.
- [600] F. WILLEMS: Heldenwörter in germanischer und christlicher Literatur. Diss. Köln 1942.
- [601] W. WILMANN: Deutsche Grammatik. 2. Aufl. Straßburg Bd. 1: 1897. Bd. 2: 1899. Bd. 3/1: 1906. Bd. 3/2: 1909.
- [602] H. WILMS: Das Beten der Mystikerinnen. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1923.
- [603] J. WINKLER: Die periphrastische Verbindung der Verba *sin* und *werden* mit dem participium praesentis im Mittelhochdeutschen des 12. und 13. Jahrhunderts. Diss. Heidelberg 1913.

- [604] W. WISSMANN: Ausdrucksworte und Lautverschiebung. In: ZfdA 76, 1939, S. 1 ff.
- [605] E. WISTRAND: Über das Passivum. Göteborg 1941.
- [606] E. WITZIG: Zum Gebrauche des Artikels im Althochdeutschen. Bonn 1910.
- [607] N. R. WOLF: Zur mittelhochdeutschen Verbflexion in synchronischer Sicht. In: GQ 44, 1971, S. 153 ff.
- [608] N. R. WOLF: Satzkonnectoren im Neuhochdeutschen und Mittelhochdeutschen. In: Sprachwissenschaft 3, 1978, S. 16 ff.
- [609] N. R. WOLF: Textanknüpfung und Textartenkonstitution in hochmittelalterlicher Epik. In: Medium Aevum *deutsch*. Fs. K. Ruh. Tübingen 1979, S. 429 ff.
- [610] N. R. WOLF: Rez. von SONDEREGGER [536]. In AfdA 92, 1981.
- [611] N. R. WOLF: Durchführung und Verbreitung der 2. Lautverschiebung in den deutschen Dialekten. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York (im Druck).
- [612] L. WOLFF/W. SCHRÖDER: Heinrich von Veldeke. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 3. Berlin/New York 1981, Sp. 899 ff.
- [613] G. WOLFRUM: Wortgeschichte und syntaktische Studien zu ahd. *also*. In: PBB 80, Halle 1958, S. 33 ff.
- [614] F. J. WORSTBROCK: Thiutisce. In: PBB 100, Tübingen 1978, S. 205 ff.
- [615] D. WUNDER: Der Nebensatz bei Otfrid. Heidelberg 1964 (= Germanische Bibliothek, Reihe 3).
- [616] H. WUNDERLICH/H. REIS: Der deutsche Satzbau. 3. Aufl. Stuttgart/Berlin. Bd. 1: 1924. Bd. 2: 1925.
- [617] W. WUNDT: Die Völkerpsychologie. Tl. 1: Die Sprache. Leipzig 1900.
- [618] L. ZABROCKI: Die Stimmhaftigkeit der Laute. In: ZPSK 16, 1963, S. 261 ff.
- [619] L. ZABROCKI: Die inneren Gesetze der dänischen Lautverschiebungen. In: Kwartalnik Neofilologiczny 11, 1964, S. 151 ff.
- [620] A. J. F. ZIEGELSCHMID: Zur Entwicklung der Perfektumschreibung im Deutschen. Baltimore 1929 (= Language Dissertation 6).
- [621] A. J. F. ZIEGELSCHMID: Is the use of *wesan* in the periphrastic actional passive in the Germanic languages due to Latin influence? In: JEGP 28, 1929, S. 360 ff.
- [622] A. J. F. ZIEGELSCHMID: *werdan* and *wesan* with the passive in various Germanic languages. In: GR 6, 1931, S. 389 ff.
- [623] O. ZIRKER: Die Bereicherung des deutschen Wortschatzes durch die spätmittelalterliche Mystik. Jena 1923 (= Jenaer Germanist. Forschungen 3).
- [624] A. M. ZÜLLIG: Konjunktionen und konjunktionelle Adverbien in den Predigten Johannes Taulers. Diss. Zürich 1951.
- [625] J. ZÜRCHER: Graphetik – Graphemik – Graphematik unter besonderer Berücksichtigung von Notkers Marcius Capella. Diss. Zürich 1978.
- [626] K. ZWIERZINA: Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs. In: Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe R. Heinzel. Halle 1898, S. 437 ff.
- [627] K. ZWIERZINA: Mittelhochdeutsche Studien. In: ZfdA 44, 1900, S. 1 ff., 249 ff., 345 ff.; 45, 1901, 19 ff., 253 ff., 317 ff.

Wortregister

1. Lateinisch

- abbas 127
alba 144
ampulla 127
analogium 130
antichristus 127
apostolus 127
ara 119
arc(h)iatrus 129
aurora 144
beatus 131
campus 21
candela 127
canticus 128
captivus 115
caseus 21
castigare 128
cedrus 130
ceresia 21
cella 126
cellarium 126
charta 128
chorus 128
christianitas 127
cista 21
confessio 134, 135
consolatio 132
crux 128
discipulus 127
diutiscus 78
dominus 152
donum 134
ecclesia 23
evangelium 128, 138
ficus 130
gaudere 139
gaudium 139
holocaustoma 119
hortus 128
hostia 140
iudex 123
iudicare 123
iudicium 123
iunior 127
kyrika 23
lectio 130
lege 216
martyr 127
(in) mallobergo 120
metrum 129
miles 161
misericors 146
molina 21
morus 130
murus 21, 22
musica 130
natura 130
nocturnus 129
offerre 140
operari 140
oppositio 131
ordinare 128
organa 128
paraclitus 132
pascua 144
peregrinus 77, 127
pergamentum 129
pilum 21
plantare 21
pondo 21
praedicare 129
propitiatio 132
propositus 127
proximus 134
quidam 87
reconciliatio 132
regula 128
rosa 130
sacrificium 119
salvator 142
sanctus 142
scribere 129
spiritus 143
spiritus sanctus 143
temperantia 183
testimonium 122
testis 122
teutonicus 79, 194
theodiscus 77, 78
tincta 129
toloneum 21
tristis 150
vallum 21
victima 119
vinum 21
virtus 183

2. Gotisch

- ains 91
ansts 134
armahairts 146
diabaulus/diabolus 147
daupjan 148
dulþs 148
frauja 152
heilags 142
haidus 113
papa 147
sa 88, 89
skal 93
samo 116
pius 147
þiudisko 77
trausti 132
weitwodi 123

3. Angelsächsisch/ Altenglisch

cirice 23
ciris 21
dryhten 152
earnheort 146
ēastre 144
ēadmōd 147
eldēodisc 77
eordcýning 140
(ge)fēa 139
frēa 152
frōfor 133

gāst 143
gebedhus 140
giefa 134
godspel 138
gealga 140
hād 113
hāelend 142
hālig 143
hearg 119
hearra 152
lūcan 219

mildheort 146
mūr 21
murnan 139
offrian 140
rōd 140
sunnanāefen 148
dēodisc 77
wēpan 139
witnes 123

4. Althochdeutsch

abbat 127
alamuosa/alamu(o)san
23
amp(ul)la 127
anst 133
antikristo 127
antreitidon 128
apostol 127
ardeilen/arteilen/irdeilen
123
armherz 146
arzat 129
ātum 143
bijiht/pigihht 134, 135
biscof 23
pisonan 123
bluostar/blōstar 119
bliden 139
boto 127
degan 127
deomuati 146
der 91
disco 127
diutisc 79
dougen 125
dulten 125
eigan 82
ein 91
erdcuning 140
evangelium 128

figa 130
figboun 130
fluob(a)ra 132, 150
fora-/furikisazter 127
forasagen 129
frenkisz 78
frewen 139
frewida 139
frist 155
frō (Adj.) 139
frō (Subst.) 118, 152
fūlën 200
gāgenstēlle 131
gagenstēlleða 131
gart 128
garto 128
geba 134
geist 143, 144
gibethus 140
gifehan 139, 150
gifeho 139
g(i)nāda 134, 139, 150
kesezzen 128
giskaft 219
gisuonen 123
cauarida 122
giuuiznessi 122
giuuizscaf 122
keuuizzida 122
gotspel 138

cuatchundida 128, 138
habën 82, 84, 200
haft 115
haltanto 142
harug 119
harugari 119
heilag 142
heilag geist 143
heilant 142
heilāri 142
heilen 200
hērro 152
hold 133
huldi 133
itis 118
iz 97
iungiro 127
kantiko 128
kellari 126
kentila 127
cherza 128
chestigōn 128
kirihha 23
klaga 139
klagōn 139
chnuat 130
chōr 128
cristanheit 127
kruzi 128, 140
chundari 122

chundeō 122
lahhi 130
lektur 130
lekza 130
lūhhan 219
mahal/māl 120
mālon 121
martirere 127
martyr 127
menden 139
metar 129
miltherzi 146
miltida 146
mornēn 139, 150
muozan 203
mūrboum 130
musica 130
nahisto 134
natūra 130
natūrlīch 130
nerrendo 142
nub/nube 102
nuohtarnin 129
oba 102
ōdi 147
ōdmuatī 147
ōdmuotīg 147
offarōn 140
opfar 119, 140
opferōn 120, 140
ordinōn 128
organa 128
ōstarūn 144
pergamīn 129
phaffo 147
phruonta 23
piligrīm 127

predigōn 129
priestar 23
probist 127
postul 127
quiti 122
rachari 122
refsen 128
regula 128
rehtunga 128
rīzan 129
rōsa 130
rōten 201
rōtēn 201
ruota 140
salbōn 200
sālig 131
samo 116
sagender 122
sīd 209
scaf 115
scaft 115
scal 203
scriban 129
scribāri 129
scribazzusi 129
scribo 129
sō 208
sprengen 200
stunta 155
sumer 87
suona 123, 132
suanari 123
suanen 123
soneo 123
tincta 129
tiufal 147
toufi 140

touffen 148
treuuua 133
triuuo 133
trōst 132, 139
truhtīn 152
trūren 139
tult 148
tuom 115, 123
tuomen 123
tuomida 123
tuomo 123
tuomtag 123
ube 102
unfrō 150
unnan 134
uohta 129
urgiht 135
urkund 123
urkundi 122
urchundo 122
urlag 219
urteili 123, 124
wanta 102, 209, 210
wellen 203
werdan 81, 84, 203
wesan 81, 84
wīh 142
wīla 155
wuofan 139, 150
wurt 219
zasonan 123
zebar 119
cēderboum 130
cella 126
zīt 155
zwehon 150

5. Altsächsisch

adēlian 123
adōmian 123
dōm 123
drohtin 152
fartellian 123

frō 152
(men)giwito 122
giwitskepi 122
hēlag 142
hēro 152

lukan 219
urdēli 123
urkundeo 122

6. Mittelhochdeutsch

als 208	hüfscheit 226	triuwe 133, 183, 186, 226
degen 224	leie 216	tugent 183, 185, 226
diutisk 194	lich 116	wār 225
dō 208, 214	lop 182	wārheit 225
doch 208	liutpriester 178	waenen 220
ēre 182	māze 183, 186	wān 220
fride 132	pfarrer 178	wande 209, 210
gān/gēn 180	recke 224	wann/wenn 209, 211
gedingen 220	rīter 161	werden 204
gelücke 219	ritter 161, 224	wīgant 224
heit 113	saelde 219	zuht 183, 186, 226
helt 224	so wie so 208	
hoffen 220	stān/stēn 180	

7. Neuhochdeutsch

barmherzig 146	Käse 21	pflanzen 21
Beichte 135	Kampf 21	Pfund 21
daß 102	Kelter 22	Samstag 148
Demut 146	Kiste 21	Sonnabend 148
deutsch 77	Kirsche 21	Sühne 132
Ergetag 147	Mauer 21, 22	Treue 133
erfreuen 139	Mühle 21	Trost 132
es 97	Opfer 119	Wall 21
Frau 118	opfern 140	Wand 22
Glück 219	Ostern 144	Weihnachten 143
Gnade 134	Priester 178	Wein 21
Heiliger Geist 142	Pfeil 21	Werk 114
Herr 152	Pferntag 147	Zoll 21
Huld 133	Pfinztag 147	

8. Neuenglisch

camp 21	mill 21	toll 21
cheese 21	mourn 139	wall 21
cherry 21	pile 21	weep 139
chest 21	plant 21	wine 21
gospel 138	pound 21	write 129

Sachregister

- Ablaut 20f. (Systematisierung im Germ.)
- Ableitung (Derivation) 55–57 (germ.), 108–116, 141 (angelsächs. Einfluß)
- Abstraktbildung 113–115, 188f. (Scholastik), 215
- accusativus cum infinitivo 85
- Adjektivabstrakta 113f.
- Adjektivflexion 21 (Germ.), 91f.
- ›Admonitio generalis‹ 66
- Aktionsarten 200f., 204–206
- Akzent 20, 38 (Konsonantenverschiebung), 61 (Nebensilbenabschwächung)
- Alemannen 24
- Alemannisch 40, 43, 61, 65, 75 (Schreiblandschaft), 180 (höfische Dichtersprache)
- Alkuin 137
- Alphabet, latein. 67f., 72f., 74
- Althochdeutsch (Begriffsbestimmung) 70f., 76
- Altniederdeutsch 65, 68 (Stabreimform), 75f. (Schreiblandschaft)
- Altsächsisch 48 (Monophthongierung), 50f. (Monophthongierung), 51f., 62, 65 (fränk. Einfluß)
- analytischer Sprachbau 80f., 86, 157
- Angelsachsen 23, 136f.
- angelsächsischer Einfluß 119 (Dichtersprache), 136–145
- Antike 21f., 24, 68f., 70f., 76, 181f. (höfische Dichtersprache)
- Arenga 193
- āri(us)* (Suffix) 109–111
- Artikel 87–92
- asyndetische Reihung 100, 212–215
- Ausgliederung der germanischen Sprachen 25–27
- Auxiliarisierung 84 (*wesan*, *werdan*, *habēn*)
- Baiern 24
- Bairisch 40, 43 (Lenesverschiebung), 46, 58 (vorahd. *eu*), 61, 75 (Schreiblandschaft), 123f. (Rechtsprache)
- Bedeutungslehnwörter 132–135
- Bedeutungsspezialisierung 184, 186, 226
- Beginnenmystik 186
- Behauchungs-Theorie 36
- ›Benediktinerregel‹ 134f.
- ›Benrather Linie‹ 41
- Berthold von Regensburg 169–171, 185f., 195
- Bibelübersetzung 70, 164
- Bildungsreform Karls des Großen 71f.
- Bonifatius 137, 141
- Christentum 22f. (Lehnwörter), 116f. (Dichtersprache)
- Chronologie 46f. (Konsonantenverschiebung), 52 (Vokalverschiebung)
- Columban 149f.
- daß* (Subjunktion) 102
- Dativ, absoluter 85
- Deklarativsatz 99f.
- Deklinationenklassen 197–199
- Deklinationssystem 21, 197–200
- Demonstrativum 88–92, 89 (als ›Genlenkpartikel‹)
- Deutsch, früh- und hochmittelalterl. 29 (Begriffsbestimmung), 30 (Verschriftlichung)
- Dialekt 174f., 180 (höfische Dichtersprache)
- Dialektklassifizierung 30, 40–42
- Dialektreflexion 180, 195
- Dialoganalyse 171f.
- Dichtersprache (ahd.) 116–119, 153f. (›Herr‹)
- Dichtung, geistliche 164 (frühmhd.)
- Dichtung, weltliche 164f.
- Dichtungsnormen 182 (höfische Dichtersprache)
- Diphthongierung, althochdeutsche 48f., 51f.
- Dittographie 59
- germ. got. *ē* 26
- Eberhard von Erfurt 180
- Eckhart, Meister 170, 191
- Endreim 68
- Einheitsplural, nordseegerm. 27
- Elbgermanen 24

Endstellung des Verbs 99
-er (Pluralmorph) 199
Erbwortschatz 124f., 151
-erie/-erei (Suffix) 217
›Erkenntnis der Sünde‹ 210f.
es 97f.
vorahd. *eu* 57–59, 78, 201
Fachliteratur 168f., 187–191
Fachsprache 130f.
Flämisch 181, s. a. Niederländisch
Flexionsmorphologie 55–57; 59–62,
80–84, 92, 197–206 (mhd.)
Flexionssystem 20 (Reduktion im
Germ.), 61f., 80, 197–206 (mhd.)
Formreflexion 167
Fortesverschiebung 31f. (Befund),
34f., 43, 47
Franken 69, 152
Fränkisch 42–46 (Anteil an der Kon-
sonantenverschiebung), 52 (Ur-
sprung der Vokalverschiebung),
57f. (vorahd. *eu*), 61 (Nebensilben-
abschwächung), 62 (Phonemse-
quenzen), 68f. (Otfrid), 75
(Schreiblandschaft), 78 (Otfrid)
fränkischer Einfluß 36 (Spirantenleni-
sierung) 43, 45f. (Alemannisch),
64f. (Niederdt.), 65 (oberdt. Pho-
nologie), 67 (Schriftlichkeit), 68
(Endreim), 124f. (Rechtswort-
schatz)
französischer Einfluß 165, 181,
215–217
Frau (der höfischen Gesellschaft)
162f.
Fremdwörter 222–225
Fremdwortproblem 130f., 222f.
Friesisch 176
Fürstenhof 161 (literarisches Zen-
trum), 175
Funktolekte 74, 137f., 141, 153f.
(*Herr*), 162 (höfische Literaturspra-
che), 179–193 (Mhd.), 218–228
Futur 203–206
Futurum praeteriti 206
Gallus 150
Gemeingermanisch 21f. (Lehnwörter
aus dem Lat.), 57 (Umlaut), 109
(-āri)
Gemeinsamkeiten des Süd- und Nord-
germanischen 25f.
Germanen 19 (Ursprung), 23f. (Sied-
lungsgebiete), 24 (Stammesbildung)

Germanisch 18–27 (sprachliche Neue-
rungen 19–23, räumliche Gliede-
rung 23f., Ausgliederung der germ.
Sprachen 25–27), 61 (Akzent), 83
(Perfektbildung), 89 (Demonstra-
tivum), 93, 100 (Syntax), 113
(-heit), 123 (Rechtswortschatz)
germanische Formtradition 66, 74,
116f., 118f.
›Germersheimer Linie‹ 41
Gespräche 77, 171f.
Gesprächsanalyse 171f.
gesprochene Sprache 45 (Konsonan-
tenverschiebung), 59, 60f. (Neben-
silbenabschwächung), 72 (Notker),
74, 76f., 118 (Wortschatz), 153
(*Herr*) 169–172 (Mhd.)
Glossen 69 (ahd.), 73, 79
Gotisch 83, 87–90, 91 (Artikel),
92–94, 146–149 (Einfluß auf Kir-
chensprache)
Gottfried von Straßburg 181f.
›Grammatik‹ Karls des Großen 66, 71f.
Grammatikalisierung 55f. (Umlaut),
81f. (Verbalperiphrase), 84
Griechisch 87–89, 91, 93f., 147f.
(Lehnwörter über got. Vermittlung)
Gruppenwortschatz 182–184 (höfi-
sche Dichtersprache)
haben-Perfekt 82–84
-haft (Suffix) 115
Handschriften, zweisprachige 69f.
Handschriftenüberlieferung 58, 61,
166, 179, 184 (Veldeke), 185 (Pre-
digt), 190 (Scholastik), 210f.
Hartmann von Aue 180
Hauptsatz 99f.
Heidnisches 119f.
Heinrich von Veldeke 184f., 227f.
-heit (Suffix) 113–115, 188f., 215
›Heliand‹ 65, 76, 78 (*theudiscus*), 117
›Hildebrandslied‹ 117f.
Hofsprache, karolingische 71, 73
höfische Dichtersprache 162, 175f.,
179–185, 215–228
höfische Epik 214
höfische Literatur 165, 218–228
Hypotaxe 99–102, 212–215, s. a. Un-
tersatz
Hugo von Trimberg 195
-ī (Suffix) 114f.
i-Umlaut 53–57 (phonologische Dar-

- stellung 54f., Auswirkungen 55f.,
 Rückumlaut 56, Verbreitung 56f.)
 -*ida* (Suffix) 114f.
 -*igkeit* (Suffix) 115
 -*il* (Suffix) 109
 -*in* (Suffix) 114f.
 Indogermanisch 17f.
 indogermanische Einzelsprachen 17
 Interlinearversionen 69f., 73f., 121f.
 (Stammesrechte), 188 (Scholastik)
 irischer Einfluß 135, 149–151
 ›Isidor‹ (ahd.) 69f., 71f., 73f., 81f.
 ahd. *iu* 57f., 65 (altoberdt. *iu*)
 Karl der Große 66, 71f. (*grammatica
 patrii sermonis*), 121f. (Stammes-
 rechte), 137 (Alkuin)
 ›Kasseler Glossen‹ 77
 -*keit* (Suffix) 115, 188f., 215
 Kenning 117f.
 Kirchensprache 23 (fränk.-gallische),
 126–131 (lat. Lehnwörter),
 132–135 (Bedeutungslehnwörter),
 137–145 (angelsächs. Einfluß),
 146–151 (got., irischer Einfluß),
 153f. (*Herr*)
 Klostersprache 127–131
 Königtum 159f.
 Komposition 110–112, 113 (-*heit*),
 117, 140f. (angelsächs. Einfluß)
 Kompositionsglied 115f. (Übergang
 zum Suffix)
 Konsonantensystem 31–34, 37, 62–64
 Konsonantengemination, südgermani-
 sche 26, 43
 Konsonantenverschiebung, althoch-
 deutsche 30–47 (Befund 31–33,
 phonologische Darstellung 33–37,
 Ursachen 38f., räumlicher Ansatz
 40–42, Genese 42f., fränk. Anteil
 43f., soziolinguistischer Ansatz
 44f., Chronologie 46f.)
 Konsonantenverschiebung, germani-
 sche 19f.
 Kontraktionsformen 180f. (höfische
 Dichtersprache)
 Kriegerbezeichnungen 161, 224f.
 Kurzsätze 76f., 171f.
 Langobardisch 40, 75
 lateinischer Einfluß 21–23 (Germa-
 nisch), 82f. (Perfekt), 85 (Syntax),
 95 (Subjektpronomen), 103–107
 (lexikalisch), 112f. (Wortbildungs-
 muster), 165, 188–191 (Scholastik)
 Latein 74, 103, 120, 164, 168, 176, 191
 Latinität, volkssprachliche Bewälti-
 gung 67–72, 74, 76, 101f., 103–116
 (Lehnbildungen), 121–125
 (Rechtswortschatz), 151, 164
 (Übersetzung), 167 (Formrefle-
 xion), 168f., 187–191, 226f.
 Lautverschiebung, althochdeutsche
 31, s. a. Konsonantenverschiebung
 ›Leges barbarorum‹ 120–122
 Lehnbedeutung 131–136 (Begriff
 131f., Erfassung 134f.)
 Lehnbildung 103–108, 131, 188f.
 (Scholastik)
 Lehn schöpfung 105
 Lehn suffix
 -*ari* 109–111
 -*lei* 215f.
 -*ieren* 216f.
 -*erie/erei* 217
 Lehn syntax 85
 Lehnübersetzung 104, 223 (franz.)
 Lehnübertragung 105
 Lehnwesen 160
 Lehnwort 104
 Lehnwörter (im Germ.) 21
 Lehnwörter, angelsächsische 138,
 142–145
 Lehnwörter, französische 181,
 220–223, 226
 Lehnwörter, griechische 147f. (got.
 Vermittlung)
 Lehnwörter, lateinische 21–23
 (germ.), 126–131 (ahd.), 188f.
 (Scholastik), 226f. (mhd.)
 -*lei* (Suffix) 215f.
 Lenesverschiebung 32f., 35f., 43, 46, 47
 Lesen 162f., 171
 ›Lex Salica‹ 121
 -*lich/-lich* (Suffix) 116, 188f.
 -*lichkeit* (Suffix) 215
 lat. -*lis* 188f.
 literarische Zentren 161 (Fürstenthöfe)
 Literatur, politische Motivation 68f.
 Literatursprache 175 und 184 (maas-
 länd.-westmd.-thür.), 175f.
 (süddt.), 218–228
 lexematische Strukturen 152–157
 (ahd.), 227f. (mhd.)
 ›Lucidarius‹ 167

- Mechthild von Magdeburg 186
 Mediolekt 77
 medizinische Traktate 186
 Ministerialität 160f.
 Mischprosa 121f. (Rechtstexte)
 Mission, angelsächsische 136f., 141
 gotisch-arianische 148f.,
 irische 149–151
 Mittelfränkisch 40, 42, 62
 Mönch von Heilsbronn 167
 Monogenese 40 (Konsonantenver-
 schiebung), 42
 Monophthongierung, althochdeutsche
 47f., 49f., 52
 Mündlichkeit 76, 118, 171f., 214
 »Muspilli« 124f.
 Mystik 186–191 (scholastischer Ein-
 fluß 189f., dominikanische 190f.,
 Beginnystik 186, 190f.)
 Namenzeugnisse 46f. (Konsonanten-
 verschiebung)
 Nasalschwund 26 (nordsee germ.)
 Nationalpsychologie 38f. (Ursache der
 Konsonantenverschiebung)
 Nebensatz s. Untersatz
 Nebensilbenabschwächung 59–62, 64,
 92, 111, 114, 198f.
 -nessi (Suffix) 141, s. a. -nisse
 Neuerungen, sprachliche im Germani-
 schen 19–21
 Neuerungen, hochdeutsche 30–65
 Neuhochdeutsch 107 (ahd. Wort-
 schatz)
 Neutralisation 59f. (Graphemoppo-
 sitionen)
 »Nibelungenlied« 171f.
 Niederdeutsch 64f., 176f.
 Niederländisch 176f., 181 (höfische
 Dichtersprache), 223f.
 -nisse (Suffix) 215, s. a. -nessi
 Nomina agentis 109–111, 216
 Nordgermanen 24
 Nordniederdeutsch 75
 Nordseegermanen 24
 Nordseegermanisch 26 (Neuerungen),
 33 (Konsonantenverschiebung)
 Normalisierung 179
 Notker von St. Gallen 61, 64, 70f., 72,
 79, 107, 131
 Notkers Psalmenkommentarglossator
 127
 -o (Suffix) 109–111
 Oberdeutsch 31–37, 40, 41 (Konso-
 nantenverschiebung), 57 (Umlaut),
 57f. (vorahd. *eu*), 62 (*wl-*, *wr-*, *hl-*,
 hn-), 180 (höfische Dichtersprache)
 Obstruentensystem 33f., 37 (voralt-
 obd.), 37f. (voraltfränk.), 44
 Oder-Weichsel-Germanen 24
 Orthographie 71
 Ostfälisch 75
 Ostgermanen 40, s. a. Oder-Weichsel-
 Germanen
 Ostkolonisation 163, 176
 Ostmitteldeutsch 176
 Otrifrid von Weißenburg 68f., 70, 78,
 100–102, 118
 Papierverwendung 169
 Parataxe 99–101, 212–215
 Partizip II 80–84
 Passiv 80–82
 Perfekt 82–84, 86, 203
 Pergament 169
 Periodisierungsprobleme 64 (altdeut-
 sche), 71f. (ahd.), 195–197 (mhd.)
 Pflanzenbezeichnungen 130 (Lehn-
 wort)
 Phonemdistribution 62 (Wandel)
 Phonempaltung 31, 35 (ahd. Konso-
 nantenverschiebung), 49 (ahd. Vo-
 kalverschiebung), 54f. (Umlaut), 58
 (vorahd. *eu*)
 Phonemwandel im Germanischen 19f.
 physiologische Ursachen 39 (Konso-
 nantenverschiebung)
 Pluralmorphem 55 (Umlaut), 199
 politische Einflüsse 69, 78, 122
 Polygenese 40 (Konsonantenverschie-
 bung)
 Präfixe 61, 108, 191
 Präsensflexion 60, 201f., 203
 Präteritum 56, 82–84, 203
 Predigtsprache 169–171, 185f., 212
 Predigtüberlieferung 170f.
 Primärumlaut 53
 Prosa, geistliche 165, 186–191
 Prosaform 166–169, 167 (Begrün-
 dung), 209, 213–215
 Quellentypen 66–70, 163–169
r-Schwund 26 (nordsee germ.)
 Recht, germanisches 120f.
 Rechtsbücher 167
 Rechtswortschatz 120–125, 132–135
 (kirchliche Bedeutungslehnwörter),
 154 (*Herr*), 183 (*triuwe*)

- Reflexivpronomen, Aufgabe 27 (nord-seegerm.)
 Reformbewegungen, monastische 160
 Reichsidee 69–71 (Karolinger), 159, 163
 Reimformeln 118
 religiöse Bewegungen 163, 168, 186, 190
 ›renovatio imperii‹ 69, 70f.
 Rheinfränkisch 51 (Diphthongierung), 122f. (*urkund*-Bildungen)
 ›Rheinischer Fächer‹ 40–42
 Rhetorik 170f. (Predigt)
 Rhotazismus 26
 Ritter 161f., 166, 169, 182–184 (Gruppenwortschatz), 221–228
 Romanischer Einfluß 51 (Diphthongierung)
 ›Rückumlaut‹ 56

 Sakralwortschatz, heidnischer 119f.
 -sam (Suffix) 116, 215
 Satzanknüpfung 213
 Satzkomplexität 212–215
 Satzkonnectoren 172, 213f.
 Satzstruktur 96, 97, 99f., 192f. (Urkunden)
 Satztypenkennzeichnung 99f.
 mhd. *sch* 62f.
 -schaft (Suffix) 115
 schichtenspezifischer Einfluß 44f. (Konsonantenverschiebung), 73, 138f. (ags. Wortschatz), 180 (Wortform *gēn/gān*)
 schichtenspezifischer Sprachgebrauch 178
 Schicksalstermini 219f.
 Scholastik 187–191
 Schreiblandschaften 74f. (ahd.), 177 (mhd.)
 Schreiborte 75
 Schreibsprache 177
 Schreibtraditionen 65, 72, 73f., 124, 137, 178
 Schrift, insulare 137
 Schriftdialekte, überregionale 75 (ahd.), 177 (spätmittelalterlich)
 Schriftlichkeit 30, 45f. (Konsonantenverschiebung), 52 (Vokalverschiebung), 56 (Umlaut), 59, 60f. (Nebensilbenabschwächung), 65 (Einfluß auf Phonemsystem), 66–68 (Beginn), 76, 100, 120, 125 (Stammesrechte), 157f., 169, 172, 187–191, 214
 Schriftsprache, althochdeutsch 71f., mittelhochdeutsch 179, 218, mittelniederdeutsch 177
 Schulwortschatz 129f.
 sein-Passiv 80f.
 sein-Perfekt 81f.
 Sekundärumlaut 53f., 64
 Serialisierung 98, 99f., 209
 ahd. *sk* 62
 Soziolekt, literarischer 162
 Soziolekte 44 (bei Konsonantenverschiebung), 179 (höfische Dichtersprache)
 Spitzenstellung des Verbs 99
 Sprachausgleichsbewegungen 177f.
 Sprachbewegungen 151f. (Wortschatz)
 Sprachbewußtsein 72 (ahd. Zeit), 77–79, 194–196 (mhd. Zeit)
 Sprachbezeichnung 77–79, 194
 ›Sprachführer‹ 77
 Sprachlandschaften 40–42 (Gliederung)
 Sprachraum, mittelhochdeutscher 173f., 177
 Sprachreflexion 70
 Sprachschichtung, mhd. 173–178, 186
 Sprachsoziologie (Schichtung) 44f., 73 (im Ahd.), 186
 Sprachsystem, deutsches 29, 85, 196
 Sprachvarietät 74 (ahd.), 169–193 (mhd.)
 Sprachverwandtschaft, indogermanische 17f.
 Sprachverwendung 29, 64 (Periodisierungskriterium), 66f. (ahd. Volkssprache), 70, 100f. (Wandel), 163–169, 168 (medizin. Fachliteratur), 228f. (mhd.)
 Stabreim 20, 74, 118f.
 Stadtentwicklung 163
 Stammesbildung, germanisch 24
 Stammesrechte 120–122
 Stilelemente 100 (Reihung), 117–119 (Wortschatz), 171f. (Dialogtechnik), 181f. (Rhetorik), 212–215 (Syntax), 218–228 (Wortschatz)
 Stilreflexion 182 (höfische Dichtersprache)
 Subjektpronomen 92–96
 Subjunktionen 99–102, 206–212 (temporal 208, kausal 209–212)

- Substantivflexion 92, 197–200
 Substrat 21 (nicht-indogermanisch),
 39 (Konsonantenverschiebung), 86
 (analytischer Sprachbau)
 Südgermanisch 22 (Lehnwörter), 25f.
 (Gemeinsamkeiten mit Nordgerm.),
 26 (Konsonantengeminat), 33,
 43, 122f. (*kund*-Bildungen), 139f.
 (Wortschatz)
 Suffixe 61, 108, 115f.,
 -*ari* 109–111
 -*erīe* 217
 -*haft* 115
 -*heit* 113–115
 -*ī* 114f.
 -*ida* 114f.
 -*ieren* 216f.
 -*igkeit* 115
 -*il* 109
 -*in* 114f.
 -*keit* 115
 -*lei* 215f.
 -*lich* 116
 -*lichkeit* 215
 -*nis* (-*nessi*/-*nisse*) 141, 215
 -*o* 109–111
 -*sam* 116, 215
 -*schaft* 115
 -*tum* 115, 123f.
 -*unga* 115
 Syntax 85–102, 192f. (Urkunden)
- lat. -*tas* 188f.
 ›Tatian‹ 69f., 75, 81, 139f.
 Tauler, Johannes 170
 Terminologie, theologische 188–191
 Tempusystem 82–84, 203–206
 Textarten 66 (ahd.), 164–169 (mhd.)
 Textfunktion 67–70 (ahd.), 95f. (Sub-
 jektpronomen), 105–107 (Lehnbil-
 dungen), 167–169 (Formbezug)
 Textgeographie 67 (ahd.)
 Textsyntax 90–92 (Artikel), 212–215
 germ. got. *p* 36f., 45 (in Vorakten)
 Thomasin von Zirklaria 226
 germ. got. *þ* 26
 Thüringisch 75, 176
 lat. -*tio* 188f.
 Transferenz, lexikalische 103–107
 (lat.), 181 (franz., fläm.), 188
 (Scholastik)
 ›translatio imperii‹ 71
 ›Trierer Capitulare‹ 121f.
 -*tum* (Suffix) 115, 123f.
- Übergangsperiode Ahd. – Mhd. 70f.
 Überlieferungsbefund 166, 179, 184,
 185, 190
 Übersetzungsgleichungen, lexikalische
 103
 Übersetzungstexte 67, 69f., 164 (Bi-
 bel), 188–190 (Scholastik)
 ›Ürdinger Linie‹ 41
 Umgangssprache 174f.
 Umlaut 52–59, 198f. (Flexionssystem)
 Umlautfeindlichkeit 57
 -*unga* (Suffix) 115, 188f., 215
 Untersatz 95f. (Subjektpronomen),
 99–102
 Urbar 178
 Urkunden, deutsche 165f., 168f.
 Urkundensprache 45 (Konsonanten-
 verschiebung), 52 (Vokalverschie-
 bung), 56 (Umlaut), 59, 60f. (Ne-
 bensilbenabschwächung), 73, 178,
 192f., 212, 223
 Ursachen der Konsonantenverschie-
 bung
 34f. Verschlusblautschwächung
 36 stimmlose Lenes
 36 Behauchungs-Theorie
 38 Wortakzent
 38 Nationalpsychologie
 39 Physiologie
 39 Substrat
- Valenz 97
 Variation 117 (Stilelement)
 Varietäten 74 (ahd.), 169–197 (mhd.)
 Verbalabstrakta 114f.
 Verbalperiphrase 80–84, 203–206
 Verben, starke 60, 201 (Präsenspara-
 digma), 200–202 (Flexion)
 Verben, schwache 20 (Entstehung im
 Germ.), 155f. (-*jan*), 200f.
 Verbstellung 99f.
 Vereinheitlichungstendenzen 65, 158,
 175
 Verkehrssprache 175
 ›Vernersches Gesetz‹ 20
 Versbearbeitungen 167f.
 Versform 166–169, 186
 Vertextung 166–169, 177f.
 Vertextungsformen 74 (lat.), 77
 Vertextungsstrategien 214
 Vokabularien 178
 Vokalsystem 63f. (ahd., mhd.)
 Vokalverschiebung, althochdeutsche
 47–52, 47f. (Monophthongierung),

- 48 f. (Diphthongierung), 49–51
 (phonologische Darstellung), 51 f.
 (Ursprung), 52 (Chronologie)
- Volkssprache 68–72, 77–79, 120–124
 (Stammesrechte), 157 f., 163–169
 (Literatur), 187–193, 196 (Einheitsbewußtsein), 218 f.
- Vorakte 45 (Konsonantenverschiebung), 52 (Vokalverschiebung), 56 (Umlaut), 59–61 (Nebensilbenabschwächung), 73 (graphische Differenzen), 178
- Voraltränkisch 37 f. (Obstruentensystem)
- Voraltoberdeutsch 33 f., 37
- Vorgeschichte des Deutschen 17–27
- Vortragstexte (ahd.) 67, 69
- ›Wahrheit‹ 167, 225 f.
- Walserisch 61
- werden* + Infinitiv 204–206
- werden* + Partizip I 204–206
- werden* + Partizip II 80 f.
- wesan* + Partizip I 205 f.
- wesan* + Partizip II 80 f.
- Weser-Rhein-Germanen 24
- ›Wessobrunner Schöpfungshymnus‹
 119, 141
- Westfälisch 75
- Westfränkisch 40
- Wilfried von York 136
- Willibrord 136 f.
- Williram von Ebersberg 64
- Winfried s. Bonifatius
- Wissenschaftssprache 187–191 (Theologie)
- Wortakzent 20 (germ. Festlegung), 38 (bei Konsonantenverschiebung)
- Wortbildung 108–116, 215–218
- Wortbildungsmuster 106 f., 112 f., 127, 141 (angelsächs. Einfluß), 188–191 (Scholastik)
- Wortfeld 152–154 (›Herr‹), 155–157 (›Zeit‹), 227 (›Pferd‹), 227 f. (›gut‹)
- Wortfrequenz 105–107 (Lehnbildungen)
- Wortschatz, ahd. 105–107, 107 (Weiterleben), 116–157
- Wortschatz, germ. 21–23
- Wortschatz, mhd. 218–228
- Wortschatzbewegungen 151 f., 218–228
- Wortschatzentwicklung 134, 218–228
- Wortschatzkonstanz 107, 222 f.
- Wortschatzgestaltung 134 f.
- wortsoziologischer Ansatz 225 f.
- Wortstatistik 106–108 (Lehnbildungen), 110 f., 114, 135 (Lehnbedeutungen)
- Wulfilas Bibelübersetzung s. Gotisch
- würde* + Infinitiv 206
- germ. got. /z/ 26
- Zeitopposition 203
- Zeitsubstantive 155–157
- Zweitstellung des Verbs 99